Kurische

Volks-Geschichten

von

Ernst Klinge.

Riga.
Verlag von N. Kymmel.
1883.

Inhalt.

	Seite
Im Wihtohl-Gesinde	1
Leenihte	95
Annelihse	113
Der junge Straigan	178

Im Wihtohl-Gesinde.

I.

Es war im Frühling — Anfang April; doch Schnee und Eis waren verschwunden; die Hügel hinauf machte sich ein grüner Schimmer bemerkbar, und die Bienen umsummten fleißig die Weidenkätzchen, welche silbern in der milden Luft erglänzten. Der Wihtohl-Bauerhof oder, wie er in Kurland genannt ward, das Wihtohl-Gesinde, lag auf einem Berge. Dicht hinter dem Wohnhause ging die Schlucht steil hinab und verlief in ein schmales Thal vom Walde umsäumt. Die Ueberreste einer längst verfallenen Schmiede befanden sich dort; das Dach fehlte, nur der Schornstein und die Eckpfosten ragten empor und herum lagen Steinhaufen, zwischen denen im Sommer Nesseln und Bilsenkraut aufwuchsen. Dieser Ort war der Lieblingsaufenthalt der Kinder des Wihtohl-Bauern. Nicht daß es ihr angewiesener Spielplatz gewesen wäre; gerade im Gegentheil, das Verbotene daran reizte sie.

„Seid brav," sagte ihnen der Vater täglich, wenn er zur Arbeit ging, „zankt und prügelt euch nicht und geht dem großen Berge nicht zu nahe. Wenn ihr hinabrollt, könnt ihr Hals und Bein dort unten an den Steinen brechen."

Auch die Mutter warnte.

„Kathrinchen, gieb auf die Brüder Acht," sagte sie. „Sie wollen immer hinunter in die alte Schmiede und ich leide den rußigen Ort nicht. Bleibt hier oben und spielt hinter dem Zaun bei den Gänsen."

Doch kaum standen die Kinder im Sonnenscheine, geblendet von den hellen Strahlen, als schon auch Mathies mit der Zunge schnalzend vorwärts eilte, Karlchen hinterdrein trottelte und auch Kathrinchens gute Vorsätze in wilde Lust ausarteten. Anfangs fröhliche Sprünge dem Abhange zu, dann immer machtloser, eiliger, gekollert, gepurzelt, gerollt, übereinander gefallen und — da lag man tief drunten in der Schlucht, fern von aller Welt, beglückt über das wilde Spiel, und dennoch in Sorge, weil das dumme Karlchen nicht im Stande war, die Höhe wieder emporzuklimmen.

Doch es ging den kleinen Leuten, wie es oft den großen Leuten geht. Welche Lust würden wir genießen, wären wir uns jederzeit der Unlust bewußt, die wir mit in den Kauf zu nehmen haben.

Heute Nachmittag standen die Kinder wieder auf der Höhe. Die Amseln pfiffen durchdringend auf der Ecke des Dachgiebels. Auf dem Zaune hingen gewaschene Hemden, und das Einzige, was Mathies bisher noch auf dem Hofe fesselte, war das zweifelhafte Vergnügen, das Linnen mit nasser Erde zu bewerfen und prüfend die dadurch erzielten braunen Flecken zu betrachten.

Da tönte eine tiefe, männliche Stimme aus dem Hause heraus: „Kinder! Kinder! wo sind die Kinder?"

„Mathies! Karling! Kathrine!" riefen Weiber mit gellenden Stimmen.

Es kamen auch einige aus dem Hause gelaufen in weißen unbezogenen Pelzjacken, mit bloßen Füßen. Der Frühlingswind zauste ihnen das Haar unter den baumwollenen Tüchern

hervor. Sie beschatteten die Augen mit der Hand, um nach den Kindern zu sehen.

„Karling! Kathrinchen!"

Die Kinder antworteten nicht. Ein Gefühl unbestimmter Scheu ergriff sie. Mathies drückte sich an den Zaun, Karlchen zog der Schwester Rock vor sein Gesicht.

„Bauer!" riefen die Frauen mit lauten schneidenden Stimmen: „die Kinder sind nicht da!"

„Nicht? nun dann sind sie wieder drunten bei den alten Steinen!"

„Christine, laufe rasch und hole sie!"

Christine war die Dienstmagd und schon mehrere Jahre im Hause. Lange hellblonde Zöpfe hingen ihr über den Rücken; sie schob das Kopftuch in die Stirn und trocknete sich mit dem Zipfel desselben die Augen, während sie suchend hin und her lief.

„Kinder! da seid Ihr ja! kommt schnell! hört Ihr nicht den Vater rufen?"

„Wir wollen nicht kommen, uns ist bange," sagte Mathies mit Entschiedenheit und sah forschend auf Christinens verweinte Augen.

„Thorheit! bange! wovor?" Die Magd hob Karling auf den Arm und nahm Kathrine an die Hand: „Laufe voraus, Mathies, schnell; wir müssen eilen. Die Mutter hat nach Euch gefragt; sie will Euch noch einmal sehen und Abschied von Euch nehmen."

„Die Mutter? und Abschied nehmen? wie merkwürdig!" dachten die Kinder, „will sie fort? und wohin?"

Doch es war keine Zeit, um darüber nachzudenken; sie liefen alle so schnell sie konnten. An der Thüre des Hauses kamen die anderen Frauen ihnen entgegen, hoben die Kinder

über die Schwelle, was sie bisher noch nie gethan hatten, weinten und seufzten dabei.

Die Stube innen war heiß und beklommen, Fliegen umsummten die Fensterscheiben und die leeren Flaschen auf dem Brett, und die Sonnenstrahlen fielen gerade auf die Spinngewebe an den braunen Balken der Oberlage. Die Mutter lag krank im Bette schon seit längerer Zeit; doch heute erschien ihr Gesicht so sonderbar, grell weiß mitten in den düsteren Farben des Gemaches. Sie lag auf dem Rücken und schaute zur Decke empor mit jenem eigenthümlich aufmerksamen, fremden Blick der Sterbenden, aus dem wir entnehmen, er richte sich nicht mehr auf den engen Raum des Zeitlichen, sondern nehme wahr, in weiter Ferne aufdämmernd, die wahre Gestaltung der Dinge, die den Lebenden verborgen bleibt.

Der Bauer saß auf dem Rande des Bettes in Hemdsärmeln, die Hände gefalten, den Kopf auf die Brust gesenkt in dumpfer, hoffnungsloser Trauer.

Den Kindern ward es beklommen und bange zu Muthe und wußten doch nicht warum; sie klammerten sich an den Rock der Magd und wollten nicht an's Bett zur Mutter.

„Da sind sie!" sagte Christine und, als ihre Stimme ungehört verhallte, rief sie noch einmal lauter: „Bäuerin! da sind Eure Kinder! Ihr habt nach ihnen gefragt."

Allein die Kranke rührte sich nicht. Doch nach einer Weile, als sei nun erst die Schallwelle bis zu ihr hingedrungen, wandte sie mühsam ein wenig den Kopf und sagte mit Anstrengung: „Unsere Kinder! unsere lieben Kinder!"

Der Bauer seufzte tief.

Christine nahm die tastende Hand der kranken Frau und legte sie auf das Haupt der Kleinen. Die Bäuerin bewegte dabei schwach die farblosen Lippen. Christine hob

Karlchen empor bis dicht an das Gesicht der Mutter; sie sollte ihn küssen. Doch die Kranke bemerkte es nicht mehr, ihre Blicke hefteten sich wieder starr und suchend an das Gebälk der Oberlage. Der Knabe weinte und wandte sich ab; ihm war bange; in diesen blassen, strengen, kalten Zügen erkannte er nicht mehr das gewohnte, liebe- und lebensvolle Antlitz der Mutter. Christine zog ihn zurück, küßte ihn selber weinend und trug ihn hinaus. Mathies und Kathrine drängten erschrocken nach. Da standen sie wieder allein auf dem Hofe, ohne es verstanden zu haben, was drinnen geschah.

„Karling," sagte Kathrinchen weise, „bald wird die Mutter gesund sein, dann fahren wir zum Markt im großen Leiterwagen und kaufen neue Pferde und Bretzel."

Es kam ein Storch geflogen und wiegte sich auf weiten, weißen Flügeln langsam dem Thale zu. Mathies klatschte in die Hände, und alle drei liefen dem Abhange zu, rollten den Berg hinab und waren drunten bei den rußigen Steinen der verfallenen Schmiede. Nach Kinder Art war bald alle Sorge vergessen; sie vertrieben sich die Zeit mit Klettern und Spielen, bis der Frühlingsnachmittag seinem Ende zuging. Der Landmann, der auf jenem Felde geackert hatte, ackerte nicht mehr. Der Storch war heimgeflogen auf sein Nest. Es wurde hier drunten kalt und dämmerig. Die Kinder schauten die Höhe empor, hoffend, es würde Jemand kommen, der sie heimbrächte. Aus dem Schatten der Schlucht emporschauend, strahlte ihnen hell die Abendröthe entgegen. Der Kamm des Berges zeichnete sich wie eine dunkle Linie gegen das flüssige Gold des Himmels ab. Die Sonne ging unter. Jetzt vernahmen die Kinder ein merkwürdiges Getöne; war es der Klang einer fernen Glocke, oder war es Gesang, eintönig, lang gezogen, verhallend?

„Es sind Bettler droben," sagte Mathies.

„Ja, sie beten," erwiderte Kathrine. Nun erklangen die Stimmen deutlicher und näher; es bewegte sich auf dem Kamm des Berges langsam ein seltsamer Zug. Auf dem lichten Hintergrunde des Abendhimmels sahen die Leute wie schwarze Schattenbilder aus. Männer gingen voran und trugen eine Bahre; mehrere Frauen folgten; der Wind wehte an ihnen herum und zauste an den flatternden Röcken. Alle sangen, und es klang traurig. Die da ganz zuletzt ging im kurzen Rock mit den langen Zöpfen, sah wie Christine aus; langsam verschwand der Zug, als sei er gerades Weges in den goldenen Himmel hineingegangen.

Ahnungslos schauten die Kinder empor und begriffen es nicht, daß sich jetzt in ihrem Leben eine Wandlung vollzog. Was sie in diesem Augenblicke verloren, war nie mehr zu ersetzen! Die man hinaustrug aus dem Hause, nahm mit sich den Schatz der zärtlichen, unermüdlichen Liebe, die nur eine Mutter ihren Kindern zu bieten vermag.

Endlich, als es dunkel geworden, kam der Vater den Berg herab und holte die Kinder heim. Er schalt heute nicht über den Ungehorsam; nein, er beugte sich bewegt zu den Kindern nieder und küßte sie alle. Dann geleitete er sie den Berg hinauf mit helfender, sorgsamer Hand. Von der Mutter sprach er nicht.

Oben angelangt, setzte er sich mit ihnen vor die Thür auf die Bank, zog sie an sich und sagte mit bewegter Stimme: „Unsere Kinder! unsere lieben Kinder!"

Auch als die Kleinen schon lange zu Bette waren, saß er noch dort, den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Schooße gefalten, ganz seinen traurigen Gedanken überlassen. Er hatte früher nie daran gedacht, daß seine Frau sterben könne. Sie waren miteinander jung gewesen; in Liebe, in Treue, in Arbeit eng verbunden viele Jahre hindurch! Alles gemein-

sam! Leid und Freude, die Kinder, der Hof, die Sorgen! und nun — mit einem Male! Er empfand es fast wie eine Treulosigkeit von ihr, daß er jetzt allein dastand; daß sie ihn verlassen konnte inmitten des heißen Tagewerkes, in der Mittagsstunde des Lebens! Was sollte nun aus dem Erworbenen werden? aus den Kindern, der Heerde, aus ihm selber?

Er stellte sich rathlos den praktischen Verlust der dienenden und helfenden Hand vor, um sein Herz zu übertäuben, um die Erinnerungen zu bannen, die es schmerzvoll umdrängten! Und dennoch stellte sich ihm immer wieder vor die Seele das Bild seines jungen Weibes an ihrem Hochzeitsmorgen, blond und erröthend, in der Brautkrone, die Augen niederschlagend, als er freudig auf sie zuging, im wonnevollen Gefühle ihres jungen Glückes. Alles aus! Freude und Liebe gab es nie mehr für ihn, sollte es nie mehr für ihn geben! Erst beim Wiedersehen bei den Seligen! Doch wie die Frist bis dahin ertragen in der Verlassenheit? Er war ein Mann der Arbeit, der Pflicht, der That. Was ihm oblag, gab seinem Leben Färbung, nicht das, was er fühlte.

Er drückte die Handflächen krampfhaft aneinander und wiederholte leise und schmerzvoll: „Barmherziger, barmherziger Gott! was thue ich jetzt."

Christine, die junge Magd, trat aus dem Stalle. Sie hatte eben das Vieh getränkt. Als sie an der Bank vorüberschritt, stellte sie die Eimer auf den Boden, schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen.

„Ich kann nicht in das Haus hinein," rief sie schluchzend; „alles ist verlassen und einsam; die Bäuerin war für mich wie eine Mutter! ich vergesse sie nie! nie!"

Der Bauer nickte.

„Ach Gott!" fuhr das Mädchen fort, „ich kann nur weinen und immer weinen! als ich eben aus dem Stalle

trat und Euch so verlassen dasitzen sah — es ging mir wie ein Messer durch's Herz. O! und die armen Kinder! Wir sind Alle verstört und verwaist wie die Küchlein, denen der Mutter Flügel fehlen! Ach, über den Jammer!" Sie weinte heftiger.

Der Bauer hatte den Kopf abgewandt; er wollte die Klagen nicht hören. Seine ernste, männliche Seele verschloß in sich den tiefen Schmerz, hatte er nicht am meisten, ja Alles verloren? was bedeuteten dann noch die Klagen Anderer?

Als das Mädchen nicht aufhörte, wandte er sein Gesicht ihr wieder zu und winkte abwehrend mit der Hand:

„Gehe doch!" sagte er ernst und ruhig; „was nützen Deine Thränen? Meinst Du, wenn Du so laut die Stimme erhebst, sie höre auf Dich und würde erwachen? Was beunruhigst Du ihre arme Seele, die sich kaum losgerissen hat? Laß sie in Frieden ziehn! Es ist Alles in Gottes Hand! Wer hätte sonst Kraft genug gehabt, um eine Mutter von ihren Kindern zu trennen? Gott allein weiß die rechte Stunde! wir müssen Alle einmal sterben!"

Bei diesen Worten stand er auf, ging ein paar Schritte bis zum Zaun und lehnte sich über die Pforte, die Blicke dem Horizonte zugewandt, über dem zwischen verstreuten Wolken einige Sterne in silbernem Glanze erschienen.

Nach einigen Tagen ward die Wihtohl-Bäuerin begraben. Die Kinder hatten anfangs viel nach der Mutter gefragt; doch seitdem sie sie hatten liegen sehen im weißen Sarge mit dem fremden, wachsbleichen Gesicht, dessen strenge Starrheit nicht einmal die Haube hatte mildern können trotz ihrer grünen und rothen Papierblumen, — seitdem hatten die Kinder nicht mehr nach ihr gefragt; es war doch nicht mehr die Mutter, die man da fortbrachte!

An freien Nachmittagen führte Christine die Kinder auf den Kirchhof. Sie pflückten Löwenzahn und scharrten die Blüthen in den Sand der Gräber hinein. Christine und Karling schliefen dann wohl ein unter der alten Eiche neben dem Glockenthurm; Mathies und Kathrinchen aber gingen hin und her zwischen den Kreuzen, stiegen auf die höchstgelegenen Gräber, schauten hinab in das sonnenbeschienene Land, hoffend aus irgend einer Richtung einen Beerdigungszug ankommen zu sehen, um die Stille des Samstagnachmittags angenehm zu unterbrechen.

Es war bisher nichts verändert worden im Wihtohl-Gesinde. Jedem ward das Seine wie früher. Der Bauer hatte das Schlimmste befürchtet, hatte gemeint, der Hof müsse zu Grunde gehen ohne die Frau.

In seinem Kummer war ihm der Gedanke stets gegenwärtig; er gab sein Leben auch verloren, sein Glück und das der Kinder. Weil seinem Herzen Alles fehlte, meinte er in den ersten Tagen des einsamen Wittwerstandes, es fehle ihm auch sonst an Allem. Doch als die Wochen vergingen, Tagewerk sich an Tagewerk reihte, schien es ihm fast wunderbar, daß in gewohnter Weise, sanft, ohne Störung Alles seinen Fortgang hatte. Es war, als ruhe noch der geschäftig sorgende Geist seines Weibes auf allen Dingen. In der Frühe ward das Vieh besorgt; die Stube war reinlich; die Kinder hatten Pflege und wenn der Bauer von der Arbeit kam, stand die Schüssel für ihn auf dem Tische. Am Spinnrocken schimmerte schon von weitem hell glänzend der Flachs, Christine ließ das Rad fleißig drehen und hielt ein im Gesange, um mit Karling freundlich zu scherzen. Wenn der Bauer in's Zimmer trat, ward sie still, und er merkte es ihrem Wesen an, daß seine Trauer ihr zu Herzen ging.

Eines Abends, als sie mit den Kindern auf der Bank

vor dem Hause saß, blieb er vor ihr stehen, klopfte ihr auf die Schulter und sagte freundlich: „Bist ein gutes Mädchen, Christine! Ich sehe, Du sorgst für Alles. Gott wird es Dir lohnen!"

Christine schüttelte den Kopf: „Nicht um Lohn thue ich es," sagte sie, „auch nicht für Euch allein und für die Kinder, die ich lieb habe. Es ist um der seligen Bäuerin willen, die wie ein Engel für mich war."

Der Bauer hatte anfangs vorübergehen wollen, doch als er diese Worte hörte, zauderte er und setzte sich dann zu dem Mädchen und den Kindern auf die Bank.

„Wenn Du heiratheſt und einmal selbst Kinder hast, dann wirst Du erst recht einsehen, was es heißt, so kleines Volk und die Mutter stirbt weg."

Christine nickte. „Ich weiß es jetzt schon," sagte sie rasch; „ich bin nicht so unverständig, und sie dauern mich. Doch sie sind noch dumm und begreifen nichts. Als der Karling damals nach der Mutter weinte, hab' ich ihn in meine Arme genommen und gewiegt, bis er auf meiner Schulter eingeschlafen ist und von nichts mehr wußte. Das ist Kinder Weise! Ihr selbst aber, Bauer, dauert mich viel mehr! Ihr habt es am schwersten und saget kein Wort darüber, und Euch kann Niemand helfen."

„Nein! Niemand!" war die Antwort.

Er hatte einen Weidenstecken in der Hand, sah auf die Erde und schlug auf den Löwenzahn, der zu seinen Füßen blühte. Christine hatte die Augen voll Thränen, und weil sie sich nicht anders zu fassen wußte, küßte sie das Kind auf ihrem Schooße.

„Was ich kann, will ich allzeit thun," sagte sie; „Ihr braucht Euch nicht um das Eure zu sorgen. Ich gebe darauf Acht. Ich weiß ja, wie es die selige Bäuerin mit

Allem hielt. Nur das Eine kann ich nicht, und das betrübt mich am meisten. Wenn ich Euch so kommen sehe . . . so allein . . ."

Der Bauer stand auf; er wollte nicht weiter hören, er unterbrach sie rasch, wenn auch nicht unsanft:

„Schon gut, Mädchen! es war Gottes Wille so. Um mich braucht sich Niemand zu grämen. Ich bin kein kleines Kind mehr! Ein Mann hat seine Arbeit, das ist genug. Wenn nur das Vieh gesund ist, die Kinder gedeihen und Gott unsere Felder segnet, so klage ich nicht. Was verloren, ist verloren!"

Er ging fort aus dem Hofe hinaus, wieder auf seine Felder, obgleich es schon Abend war, und auch bis zur Waldwiese, die bisher unter Wasser gestanden hatte, um zu sehen, ob nun das Gras brav darauf wachse.

Christine schaute ihm nach, und immer noch flossen die Thränen über ihre Wangen. Mitleid bewegte ihr Herz. Nicht um der seligen Bäuerin willen wollte sie von nun an schaffen, arbeiten und brav sein; die selige Bäuerin war in der Ruhe, sie focht nichts mehr an! Nein, um des Bauern willen wollte sie treu dienen im Hause. Es sollte die heiligste Pflicht ihres jungen Lebens sein, für das Seine zu sorgen. Ihm Trost zu geben vermochte sie ja nicht, doch nicht ganz verlassen sollte er sich fühlen, nicht ganz so einsam!

Im Hause befand sich eine Stube, bewohnt von Knechten, von Tagelöhnern und ihren Frauen. Sie hatten den Tod der Bäuerin betrauert, denn sie war gut und hilfreich gegen Alle gewesen, doch wie bald werden die Leute vergessen, wenn sie erst todt sind! Zurück auf das Lebende wenden sich alsobald die Gedanken, auf den Wandel und Wechsel der Geschicke. „Was wird nun?" fragt ein Jeder neugierig. „Wer nimmt die leere Stelle ein! Wer gewinnt durch diesen

Verlust?" So war es auch hier der Fall. Man zerbrach sich den Kopf über die Zukunft des Wihtohl-Bauern und wurde um so eifriger, je weniger er sich darum zu kümmern schien. „Er ist noch jung," sagte man; „gleich müßte er wieder heirathen! Die Kinder sind klein, die Arbeit ist groß!"

„Ja wohl!" rief eine Andere dazwischen; „und so Einer hat es leicht; er braucht nur die Hand auszustrecken."

„Aber es findet sich keine so, wie die selige Frau war; da kann er lange suchen."

„Ei! was man bei der Hand hat, braucht man nicht zu suchen!"

„Was? Ihr denkt auch an die Magd, die Christine?"

„Ich habe kein Wort von ihr gesagt. Ihr seid es ja, die den Namen nennt."

„Nun ja, hübsch ist sie; und arbeiten thut sie brav. Vielleicht gefällt sie ihm!"

„Ach Gott! sprecht nicht von gefallen; der vergißt seine selige Frau nicht! Doch was hilft's ihm, heirathen muß er doch!"

„O! ich meine aber, der Bauer ist ein stolzer Mann, der wird da freien, wo Reichthum ist und Ansehen, und nicht seine Magd ehelichen, wenn die auch mit der seligen Frau verwandt war. Ich sage immer, das Mädchen mag sich vorsehen. Sie mag noch so schön thun mit dem Bauern, und die langen Zöpfe glatt striegeln vor dem Spiegel der seligen Frau — es hilft ihr nichts. Sie wird doch die Tröge scheuern müssen an dem Tage, an welchem die neue Bäuerin zur Kirche geführt wird."

So sprachen die Leute miteinander, und es fiel wohl noch manch' boshafteres Wort, als Alles unverändert blieb und der Bauer keine Anstalt machte, eine Wahl zu treffen. Bis zu ihm drang das unnütze Gerede nicht, wohl aber war

Christinens Ohr feinhöriger dafür, wie es bei Frauen in solchen Dingen ist. Anfangs thaten ihr die Späße wehe, der seligen Bäuerin wegen, deren Andenken sie hoch hielt. Doch immer spitzer wandten sich die Bemerkungen ihr zu, immer deutlicher wurden die Anspielungen und das Gelächter. „Saget doch Mutter zu Christine," riefen die Frauen den Kindern zu; „sie hört es gern"; und zu ihr selber sagte man: „Nicht wahr, da ist gut dienen, wo keine Hausfrau ist! wer giebt da Acht! es kann zugehen, wie es will, und — wenn man's gescheidt anfängt — wird man vielleicht selbst die Frau."

Christine wurde feuerroth. Sie wandte sich rasch ab, um ihre Verwirrung zu verbergen, ihre Entrüstung! Thränen drängten sich heiß in ihre Augen. „O! die schlechten Menschen," dachte sie, „die immer was zu reden haben! Es sind nicht vier Wochen her, daß die Frau im Grabe liegt, und Keiner denkt daran, wie schwer das Herz des Bauern ist."

Sie lief ganz aus dem Hofe hinaus, um sich auszuweinen. Gutes hatte sie thun wollen, und nun redeten Alle schlecht über sie.

„Es ist eine böse Welt! es ist eine böse Welt," sagte sie schluchzend. „Das kann ich nicht ertragen. Mag aus den Kindern und dem Vieh und dem Bauern werden, was da wolle, — ich bleibe nicht! Ich kann mir so was nicht sagen lassen! ich gehe fort, fort von ihm, und verdinge mich als Magd irgendwo anders!"

Sie hatte sich an den Rand eines Grabens gesetzt, der rings um ein Kornfeld gezogen war, ihr Tuch vom Kopfe gebunden und preßte es an die Augen. Als sie wieder aufblickte, stand über ihr auf dem hoch gelegenen Acker der Bauer und schaute verwundert auf sie nieder.

„Christine! Du? was giebt's? was ist geschehen? ist das junge Kalb todt?"

Das Mädchen war erschreckt aufgesprungen und fuhr mit beiden Händen über ihr blondes, unverdecktes Haar. „Nein, nein, es ist ganz gesund!" sagte sie verwirrt.

Er war so rasch, so unversehens gekommen; sie wußte nicht, welche Worte zu wählen, um ihm das zu sagen, was sie schmerze. Und doch sollte er es wissen, recht genau, wie schlecht die Leute waren zu einem unschuldigen Mädchen, die nur Alles aus Herzensgüte gethan. Er sollte es fühlen, daß sie um seinetwillen leide, sie, die immer darauf bedacht war, ihm zu dienen.

„Was giebt's?" fragte er ruhig, und es war schon in seinem besonnenen Wesen etwas, das die Aufregung hinwegscheuchte. Thörichtes Geschwätz lag so weit ab von seinem Wege, daß es auch thöricht schien, es ihm nur zu klagen.

Christine wand ihr Tuch verlegen um die eine Hand und senkte den Kopf. Endlich sagte sie leise und rasch: „Bauer! Ich habe hier auf Euch gewartet. Ich halte es nicht aus. Ich bleibe nicht mehr bei Euch."

Er schien nicht verwundert über diese Rede, sondern nickte mit dem Kopfe.

„Ich habe es mir gleich gedacht, daß Du zu viel Arbeit hast," sagte er; „das kannst Du nicht allein verrichten. Ich will aber des Jakob's Tochter in Dienst nehmen, die magst Du lehren Dir zur Hilfe."

Doch das Mädchen begann wieder zu weinen und drückte das Tuch vor die Augen: „Nein! nein! die Arbeit ist es nicht, über die ich klage. Ich bin es gewohnt und thue sie gern. Umsonst würde ich Euch dienen und von Herzen, doch — das — das ertrag' ich nicht!"

„Nun was?"

„Ich kann mir so was von den Leuten nicht sagen lassen! Ich habe nie an etwas anderes gedacht, als Eure

Magd zu sein! Ich bleibe nicht. Ich laufe fort, wenn im Hause keine Bäuerin ist!"

Ueber das Gesicht des Bauern zuckte es schmerzlich. Er schwieg; er nahm den Hut ab und strich mit der Hand langsam über Stirn und Haare. Darauf bedeckte er wieder sein Haupt und zerschlug nachdenklich mit seinem Stocke eine Erdscholle, die ihm zu Füßen lag.

„Kind!" sagte er darauf gelassen, „ich werde das Alles bedenken. Es muß ja eine neue Bäuerin geben, das weiß ich! Was drängen mich aber die Leute dazu? Es geht Niemand etwas an! Und was weinst Du über solche Thorheiten? Geh' nach Hause und thue Deine Arbeit recht. Hernach sprechen wir noch darüber. Du weißt es selber, fortgehn kannst Du nicht; was wird aus Allem? Was thue ich allein? Laß doch die Leute reden! Sieh' nur, da treibt der Martin das Vieh heim."

Christine trocknete sich die Augen, band das Kopftuch über das helle Haar und stieg rasch aus dem Graben an der anderen Seite empor, auf die Heerde zugehend, ohne sich nach dem Bauer umzusehen. Sie lief froh erleichtert nach Hause ihren Geschäften zu, im Gefühl, nun sei Alles wieder gut; und es war im Grunde nichts verändert! Doch es giebt Menschen, die bloß durch ihr Wesen uns Trost zu geben vermögen; man hat ihnen die Noth geklagt und meint nun, sie sei auch schon vorüber. Sie war bereit, in stillem Gehorsam ihm weiter zu dienen, nur auf das eine Wort hin, und als sie in den Hof kam, durchzuckte sie die Freude, hier bleiben zu dürfen auch fernerhin.

Die Kinder kamen auf sie zugelaufen, sie nahm Karling in ihre Arme und trug ihn liebevoll in's Haus.

„Es braucht Niemand zu wissen," dachte sie, „was ich und der Bauer am Feldrain miteinander gesprochen haben.

Er hat Recht; es geht Niemand was an, als nur uns zwei. Mögen jetzt die Weiber sagen, was sie wollen! Er ist da, um mich in Schutz zu nehmen, und mehr brauche ich nicht!"

Sie holte noch an demselben Abend ihren Blumentopf mit dem großen Geranium aus der Kammer und stellte ihn an das helle Stubenfenster; da hat er Platz und Licht genug. Alle Arbeit ging rasch und freudig von Statten und sie dachte oft an die Worte zurück: „Fortgehen kannst Du nicht! was wird aus Allem? was thue ich allein?" als müßten diese Worte Bedeutung für ihr ganzes Leben haben.

Doch ganz anders waren die Gedanken des Wihtohl-Bauern heute. Eine zweite Heirath wird bei der Landbevölkerung anders angesehen, als in höheren Ständen. Wo die Arbeit eine Gehilfin so dringend erheischt, kann von Gefühlen nicht die Rede sein. Es war bisher Bauernsitte in Kurland, daß bei Beerdigung des Mannes die Wittwe bereits Umschau hielt, um gleich selbst den Versorger zu wählen für sich und ihre Kinder, ohne dem Andenken des Verstorbenen zu nahe zu treten. Das war eben Lebensnothwendigkeit.

Auch einem Wittwer wird es zum Vorwurf gemacht, wenn er lange mit der neuen Heirath zögert. Es gilt als ungeordneter Haushalt, wo die Frau fehlt. So war der Gedanke daran auch für den Wihtohl-Bauern kein befremdlicher. Es verdroß ihn nur, daß andere ihn drängten und da mit hineinreden wollten, wo es ihn allein anging. Doch sah er ein, daß er schnell handeln müsse. „Ich verliere gar die gute Magd noch obendrein, und das Vieh und die Kinder haben sich an sie gewöhnt," erwog er in Gedanken.

Wie bei allem war auch hier die praktische Seite das Wichtigste für ihn. Das Gesammtwohl des ganzen Hofes lag ihm am Herzen; das eigene war mit hinein begriffen. Wohlstand und Ansehen erwog er prüfend, und während

durch Christinens Seele unbestimmte Hoffnungen zogen, ging der Bauer seufzend zum Hofe hinaus, um eine neue Wahl zu treffen.

II.

Wenige Tage waren seitdem verflossen. Benachbart dem Wihtohl-Gehöft lag das Seddohl-Gesinde, geradeüber auf einer Anhöhe, und jedes Mal, wenn die Sonne hell unterging, flimmerten die vier kleinen Fenster in Seddohl wie vier rothe Funken; das galt als gutes Zeichen in Wihtohl für das Wetter am folgenden Tage.

Der Bauer trat an die Thür seines Stalles. „Christine!" rief er, „wo bist Du?"

Sie war eben daran die Kuh zu melken, sprang aber doch von der Arbeit auf und hörte verständig den Anordnungen zu, die er ihr gab. Zuletzt sagte er zögernd: „Hernach gieb nur den Kindern das Abendbrod! auf mich wartet nicht, ich esse später. Einstweilen gehe ich noch aus — hinüber." Er deutete mit der Hand über die Schulter, ohne den Ort zu nennen. Christine sah erschrocken rasch an ihm empor, wandte sich aber eben so rasch von ihm ab und faßte die Kuh an den Hörnern.

„Was machst Du, Buntkopf," rief sie dem Thiere zu; „stößt mir den Eimer um. Jawohl, Bauer, ich will Alles besorgen. Euer Rock hängt in der Stube. Ich habe den Knopf angenäht."

Als der Bauer ging, stand sie eine Weile ganz still mit ihrem Milchkübel in der Hand, darauf trat sie in die Stallthür und schaute dem Davongehenden nach, bis er den Weg rechts einschlug.

Gegenüber aus dem Wohnhause waren auch die Knechtsfrauen auf die Schwelle getreten, schauten auch dem Bauern

nach, nickten mit den Köpfen und lachten. „Er holt sich das Jawort aus Seddohl heute Abend," sagten sie. Christine ging in den Stall zurück und setzte schwermüthig ihre Arbeit fort.

Im Seddohl-Gesinde, seitwärts, war ein Garten; doch es gab keine Blumen darin; nur hin und her zwischen Kohl und Kartoffeln erhob sich eine Mohnstaude. Hopfenstangen bildeten eine grüne Wand den Zaun entlang, und in der Ecke stand ein wilder Apfelbaum ganz mit Blüthen überdeckt. Darunter befanden sich ein junger Bursch und ein Mädchen, und der Bursche machte dem Mädchen eine Liebeserklärung.

„ . . . und das Alles, weil ich Dich liebe!" schloß er seine lange Rede.

Allein das Mädchen gab nicht viel Acht darauf. Sie pflückte Gras, und that es in die Ecke ihres Rockes hinein, den sie seitwärts in die Höhe schürzte.

Jetzt hielt sie inne, legte den Kopf zurück, zog die Nase kraus und blickte durch die weißen Apfelblüthen hindurch in das Himmelsblau hinein. Der Jüngling lehnte an dem Stamme des Baumes, und schwippte mit einer Weidengerte, die er in der Hand hielt.

„Es ist ja nun alles gleich," sagte er düster, „weil ich fort muß. Das Eine sage ich nur, Madleen, wenn Du einen andern Schatz nimmst . . . ."

Das Mädchen lachte hell auf.

„Einen anderen Schatz! Du bist nicht recht gescheut, Georg; mein Schatz bist Du gar nicht!"

„Aber ich liebe Dich!" sagte der Junge trotzig. „Als Du nur so groß warst," er zeigte die Höhe seines Stiefels, „und zur Schule liefst, und auf dem Felde mit den Gänsen warst, da liebte ich Dich schon! Bin ich denn schlechter als die anderen Burschen, die Sonntags hier am Zaun vorübergehen und in den Krug laufen? bin ich schlimmer als der

blasse, lahme Schneider? und doch will Deine Schwester Sybille keinen anderen heirathen als ihn!"

„Heirathen und immer heirathen!" sagte das Mädchen verächtlich. „Warum? man kann erst lange jung sein und lustig und viel tanzen. Und dann einmal, viel, viel später heirathen. Das hat keine Eile!"

„Gut," sagte Georg; „ich bin's zufrieden. Warte Du auf mich, bis ich nach Hause komme, und nimm keinen Anderen. Ich werde in der großen Stadt viel Geld verdienen, und Dein Vater wird sich mit einem so reichen Schwiegersohn schon zufrieden geben."

„Ja! ja!" sagte das Mädchen lachend. „Auf Dich warten! Und wie närrisch kommst Du dann nach Hause! So wie der lange Jacob aus Preede. O! über den großen, deutschen Mann! Er geht auf steifen Beinen wie ein Storch einher, die Ellbogen weit weg vom Leibe. ‚Guten Morrrren' ruft er mit gerümpfter Nase, ‚was riecht hier so stark auf dem Lande, Fräulein, was kann das für ein Geruch sein?'"

Sie hatte das Gras auf den Boden fallen lassen, um Preede Jacob's Lächerlichkeiten um so besser darlegen zu können, jetzt beugte sie sich nieder und packte das kühle Gras wieder zurück in den Rockschooß.

Georg lachte nicht.

„Madleen," sagte er nach einer Weile, „ehe ich fortgehe, will ich Dir noch etwas sagen. Ich will Dir ein Lied singen, damit Du an mich denkst, wenn ich fern bin."

„Singen? Du?" rief sie verwundert, „laß hören! bist Du ein Kukuck oder eine Nachtigall?"

„Hier ist es," sagte er ernsthaft und holte ein zerknittertes Papier aus seiner Brusttasche. „Ich habe es selbst gemacht, Melodie und Alles und immer, während ich an Dich dachte."

„Zeige her!" rief sie herrisch, ließ wiederum das Gras auf ihre bloßen Füße herniederfallen, nahm das Papier ihm aus der Hand und wendete es hin und her mit kraus gezogener Stirn. Darauf gab sie es zurück, ohne den Versuch zu machen, die Worte darauf zu lesen.

„Soll ich es singen?" fragte er.

Sie nickte.

„Doch gieb Acht, Madleen, jedes Wort darin gilt Dir!"

„Ja! ja! ich weiß!" sie nickte wieder ungeduldig.

Er räusperte sich, hielt das Blatt vor sich hin, sah aber nicht hinein, als er zu singen begann:

„Eile, eile durch die Auen,
Durch die Thäler in den Wald,
Bis zur grünen Bergeshald!
Wirst mich nimmermehr erschauen!
Mägdelein,
Herzelein,
Liebstes Lieb!"

„Der, den Deine Blick' ersehnen,
Ist gewandert über's Land,
Ferne seinem Heimathstrand,
Fließet nieder, fließet, Thränen!
Mägdelein!
Herzelein!
Liebstes Lieb!"

„Wo die Weiden lieblich sprießen,
An dem Bache fluthbethaut,
Weine dort und rufe laut,
Den verlornen Freund zu grüßen!
Mägdelein!
Herzelein!
Liebstes Lieb!"

„Weinen?" unterbrach ihn Madleen und schüttelte den Kopf; „nein, ich werde nicht weinen."

„Still, still!“ rief er und berührte ihre Schulter mit der Hand; „gieb Acht! höre das Ende.“

„Wie sich auch die Straß' hinwende,
Denke, Liebchen, an das Wort:
Liebe reicht an jeden Ort,
Liebe dauert bis an's Ende!
Mägdelein!
Herzelein!
Liebstes Lieb!“

Der Sänger wandte sich ab, um seine Bewegung zu verbergen, und zerknitterte krampfhaft das Papier in seiner Hand. Madleen aber glaubte, er luge hinaus über den Zaun auf die Straße, und bog den Kopf neugierig vor. In der That, es war Jemand zu sehen; der Wihtohl-Bauer schritt auf den Hof zu, und die jungen Leute schauten beide aus, wie die stattliche Gestalt bald in den Zwischenräumen der Hopfenstangen zu sehen war, bald durch die grünen Blätter verdeckt wurde.

Madleen zupfte Georg am Aermel. „Höre mal, Du! ich will Dir etwas sagen!“

„Nun.“

„Das ist der Wihtohl-Bauer.“

„Ich weiß es.“

„Und ich kann Dir sagen, warum er kommt, was er will.“

„Nun was?“

„Die Sybille will er, meine Schwester.“

„Ei was!“

„Gewiß, gewiß. Alle Leute sagen, daß er eine neue Bäuerin nimmt.“

„Geh' doch! Ich weiß es ganz anders. Er heirathet seine junge Magd. Das war der Wunsch der seligen Frau, der Kinder wegen.“

„Thorheit! da schwätzest Du wieder! So ein reicher Bauer holt sich was Besseres als eine Magd. Die Sybille heirathet er, hörst Du?"

Georg zuckte mit den Achseln. „Meinetwegen," sagte er verdrossen.

„Was giebt's? Du bist ganz ärgerlich! was geht es Dich an?"

„Mich? o bewahre, es ist mir einerlei. Ich ärgere mich nur, wenn ich sehe, daß wieder so ein reicher Alter kommt und den armen Jungen ihre Bräute wegschnappt."

„Was Du sagst," rief Madleen entrüstet. „Der Wihtohl-Bauer ist nicht alt, und es wäre ein Glück für die Sybille. Er ist gut und reich, hat ein Gesinde und ist Vorsitzer im Gericht. O, mich würde diese Heirath stolz machen! Ich sage alsdann nie mehr Sybille, sondern, wenn ich sie sehe: „Guten Tag, Wihtohl-Bäuerin! Wie geht es, Wihtohl-Wirthin?" oder kurzweg: „Guten Tag, Wihtohlin!" Sie fährt dann hier vorüber zur Kirche mit den gelben Pferden, alle Leute bleiben stehen und schauen ihr nach. „Da fährt die junge Frau," sagt man, — „die junge Bäuerin." O, wie glücklich ist sie! Wie schön steht ihr das seidene Tuch! Im Hause braucht sie nicht zu arbeiten, sondern thut, was sie will. Der Mann ist so gut und liebt sie viel, viel mehr als die erste Frau."

Madleen war ganz begeistert über die Zukunftsaussichten ihrer Schwester und so erfüllt davon, daß selbst Georg's gefühlvoller Abschied ihre Gedanken kaum auf ein paar Augenblicke davon abzogen.

Indessen war der Wihtohl-Bauer in die Stube eingetreten. Sybille, Madleen's älteste Schwester, saß allein darin am Webstuhle und knüpfte einen rothen Wollenfaden in das Weberschifflein hinein. Auf dem Tische standen ein

angeschnittenes Schwarzbrod und ein Holzgefäß mit dicker Milch, beides von Fliegen umsummt.

„Guten Abend!" sagte der Bauer.

„Danke!" erwiderte das Mädchen und hob den Kopf in die Höhe. Das Tuch war ihr in den Nacken gesunken; sie war hübsch, hatte klare Augen und über der weißen Stirn zeigte sich ein Kranz brauner Flechten.

„Wo ist der Vater?"

„Draußen."

„Und die Mutter?"

„Im Stalle. Doch wollt Ihr sie sprechen, so will ich hin und sie rufen."

„Danke, bleibe nur. Ich kann selbst hinaus zu ihnen, aber ich will hier ein wenig warten. Mache nur fort mit Deiner Arbeit."

„O, die Arbeit eilt nicht. Setzet Euch hin und erholt Euch. Ich gehe die Mutter rufen."

Sie stieg auf die Bank des Webstuhles, sprang hinab und lief hinaus über den Hof: „Vater! Mutter!"

„Nun?"

„Der Wihtohl-Bauer sitzt drinnen in der Stube. Er will mit Euch sprechen."

„Wir kommen!" sagte die Mutter. „Hast Du's gehört, Alter, der Wihtohl ist da."

Der Seddohl-Bauer lachte. Er ging auf Sybillen zu und kniff sie in die Wange.

„Er will etwas Gutes von uns haben," sagte er neckend.

Doch die Tochter wandte sich ab und hielt die Mutter an der Jacke fest.

„Mutter! Mutter!" sagte sie ängstlich; „ich wiederhole es Euch. Es kann nicht sein. Thut mir, was Ihr wollt, nur

das nicht. Ich will nichts von ihm wissen! Eher sterbe ich und der Ernst auch."

„Das sind Kindereien! man kann sein Glück nicht von sich stoßen."

„Nein, nein, Mutter, und noch einmal nein! Saget es dem Vater, daß es nicht sein kann. Wenn Ihr mich zwingt, so laufe ich fort, ganz fort! Wir sind mit dem Ernst so gut wie eins; wenn man uns auseinanderreißt, so sterben wir beide."

„Hast Du's gehört, Bauer?" fragte die Mutter.

„Das sind alles Thorheiten!" erwiderte der Alte, und das Ehepaar ging in's Haus.

Sybille blieb stehen. Sie sah auf die Sonne, die bald untergehen wollte; sie schaute auf die Landstraße hinab, die sich wie ein gelbes Band zwischen Feldern und Wiesen dahinschlängelte; aufmerksam, lange blickte sie hin, bis ihr aus dem röthlichen Staube eine Gestalt aufzutauchen schien. Sybille sah sich scheu um; dann lief sie den Abhang hinab bis in die leere Scheune hinein, die unten stand. Von dort aus winkte und rief sie, bis die erwartete Gestalt immer näher kam und endlich durch das Scheunenthor aus dem Rahmen der röthlich beschienenen Landschaft draußen zu ihr in den kühlen Schatten trat. Es war ihr Bräutigam, der lahme Schneider Ernst, der mit bestaubten Stiefeln, einem Bündel auf dem Rücken, von seiner Arbeit auf den Bauerhöfen nach Hause ging, ein schmächtiger, blasser Jüngling mit eingefallenen Wangen und lockigem Haar. Hier trafen die Brautleute oft zusammen und besprachen die Gefahren, die ihrer Liebe drohten.

Drinnen, in der Stube, wurde indessen auch verhandelt. Anfangs war es wohl nur über die Saaten, das Heu und die jungen Füllen; doch als der Wihtohl-Bauer sich erhob und Anstalt machte zu gehen, wandte er sich zurück und

fragte: „Nun, welchen Bescheid gebt Ihr mir? bekomme ich Eure Tochter?"

Er sagte es so zuversichtlich, als wisse er bereits die Antwort.

„Gewiß! gewiß! warum nicht?" riefen die Anderen bereitwillig.

„Dann ist es abgemacht."

„Ja wohl, und Ihr thut recht daran. Da ist kein Segen im Hofe, wo die Hausfrau fehlt, und in Gottes Willen muß man sich immer fügen!"

„Das habe ich auch gedacht."

„Ihr seid ein vernünftiger Mann, und uns alten Leute freut es, daß unser Kind hier in der Nähe bleibt. Wir sind ja Nachbarn und alte Bekannte!"

„Natürlich! Doch was sagt die Tochter selbst?" fragte Wihtohl.

„Ei!" rief Seddohl grimmig; „wer wird seine Kinder um Alles fragen! dazu sind wir Eltern da."

„Davon ist keine Rede," sagte auch die Frau. „Jedes Mädchen kann froh sein, wenn sich so was trifft. „Doch," und ihr Gesicht nahm einen listigen Ausdruck an, „sagt uns auch, welche von Beiden Ihr eigentlich wollt?"

„Von Beiden?" fuhr Seddohl auf; „wir reden von der Aeltesten, natürlich!"

„Stille, stille!" fiel die Frau ein. „Laß ihn selbst sagen, welche ihm besser gefällt."

„Nun, ich meinte die hier," sagte Wihtohl bedächtig, nahm die Pfeife aus dem Munde und zeigte damit auf den leeren Webstuhl.

„Die Sybille! so! so!" rief die Alte in scheinbarer Verwunderung. „Die Sybille! wer hätte das gedacht! Ich meinte, Euch gefiele die Madleen."

„Madleen ist ein Kind," brummte der alte Seddohl.

„O Bauer! was Ihr da sagt," unterbrach ihn die Frau eifrig. „Madleen ist kein Kind mehr. Sie ist ein kluges und gutes Mädchen. Der Pastor in der Schule lobte sie und sagte, sie habe einen hellen Kopf. Keine Arbeit scheut sie und keinen Burschen mag sie leiden; sie lacht über solches dumme Zeug. Das wird mal eine rechte Bäuerin abgeben! Also die Sybille wollt Ihr? — die — Sybille! — Auch ein gutes, ein sehr gutes Mädchen — doch — sie hat sich Dinge in den Kopf gesetzt. Sie sagt, sie wolle nicht heirathen, sondern zu Hause bei den Eltern bleiben."

„Mir ist es gleich!" sagte Wihtohl, „ich bin auch mit der jungen zufrieden, wenn sie kommen will. Ihr werdet doch keinen Unterschied machen . . ."

„Bewahre! bewahre! wie mögt Ihr nur so etwas denken! Was für die Eine bestimmt ist, kriegt auch die Andere. Die Madleen ist unser Herzstück; das Kind wird Euch viel zubringen in die Wirthschaft. Seid außer Sorge!"

„Nun, dann ist's gut."

„Geht Ihr schon?"

„Ja, ich muß nach Hause."

„Gott mit Euch."

„Danke!" Sie geleiteten ihn bis zur Pforte.

„Wollt Ihr selbst mit dem Mädchen sprechen, Wihtohl?" fragte die Alte.

„Ist nicht nöthig!" rief der Mann.

„Nun, er will doch hören, welche Antwort das Kind giebt."

„Ich? ja, so!" sagte Wihtohl unentschlossen, „nun, ich komme wieder, morgen oder übermorgen."

So war die Sache abgemacht und die Leute trennten sich.

„Das ist wieder so ein Streich von Dir," sagte der alte

Seddohl mürrisch zu seiner Frau. „Mit Madleen hatte es keine Eile, doch die Sybille hätte er heirathen müssen."

„Alter, Du weißt ja, es geht nicht."

„Dummes Zeug, es wäre schon gegangen! Was gilt der verhungerte, lahme Schneider neben so einem Prachtkerl, wie der Wihtohl?"

„Es wird sich was anders für die Sybille finden," tröstete die Mutter, „und für Madleen ist es ein Glück. Du sagst selbst, sie ist ein Kind, drum muß der Mann Vernunft für zwei haben."

Die Familie saß schon beim Abendbrod, als Sybille mit verweinten Augen den Berg heraufkam und in's Haus ging. Es dunkelte bereits, und sie blieb auf der Schwelle stehen, bis ihre Augen sich an die Dämmerung der Stube gewöhnten. Die Eltern saßen am Tische. Gegen die bläuliche Fensterscheibe zeichnete sich der Kopf des Vaters ab mit dem spärlichen Haar.

„Nun, Sybille," rief er ihr zu, „hast Du's schon gehört?"

„Gehört? was?" Es lag viel Trotz in dem Tone ihrer Stimme, als mache sie sich auf einen harten Kampf gefaßt.

„Nun, die Neuigkeit; es ist Alles abgemacht."

„Abgemacht? was ist abgemacht?"

„Der Wihtohl kriegt eine neue Bäuerin!"

Sybille wandte sich heftig ab, dem Webstuhle zu, antwortete nicht, sondern tastete an den Fäden herum.

„Nun, was sagst Du?"

„Ich? nichts."

„Du bist's zufrieden?"

Es war eine Weile stille, dann hörte man Sybillens vor heftiger Erregung bebende Stimme: „Ich habe es Mutter schon gesagt, daß es nicht sein kann, nicht sein kann! Wenn Ihr mich zwingt und nicht drauf hören wollt . . ."

„Still! still!" rief die Mutter dazwischen. „Von Dir ist gar nicht die Rede. Es ist ja die Madleen!"

Sybille schwieg. Der Bauer lachte leise. Madleen saß still wie ein Kätzchen auf der Bank und blickte mit großen Augen aus der Abenddämmerung hervor.

„Es ist ein Glück für jedes Mädchen, einen solchen Mann zu bekommen," fuhr die Mutter fort; „was ist das für ein Mensch! Wie verständig, wie gut und wie reich! Den muß man loben."

Sybille schwieg noch immer. Und seltsam, noch während die Mutter sprach, ging eine Wandlung vor in ihrem Sinne. Sie hätte sich freuen sollen, da sie nun ihre Freiheit behielt, und plötzlich — verdroß es sie. Man hatte sie übergangen, sie, die Aelteste, nicht beachtet. Man sorgte sich nicht um ihr Glück. Alles Gute traf Madleen, Reichthum und der angesehene Mann. Man überließ sie theilnahmlos der zweifelhaften Zukunft mit dem bleichen Ernst.

„Und, was sagst Du nun?" fragte der Vater wieder.

„Wer?"

„Du, Sybille."

„Ich? ich sage garnichts. Mir ist's einerlei. Es geht mich ja nichts an."

„Freilich; jetzt geht es Dich garnichts an; die Kleine ist das Glückskind."

Sybille machte sich an dem Webstuhle zu schaffen und ließ das Weberschifflein unmuthig zur Erde fallen.

„Madleen," rief sie scheltend, „Du hast mir die Arbeit zerzaust; ich fühle es an den Fäden. Du bist ein thörichtes, einfältiges Ding."

„Sachte! sachte," rief der Vater; „schilt sie nicht. Jetzt wird sie eine große, reiche Bäuerin; sie muß auch weben lernen und spinnen; sie hat dort für viele zu sorgen."

Am anderen Tage kam der Wihtohl-Wirth, um sich persönlich das Jawort seiner Braut zu holen.

„Wo ist sie?" fragte er.

„Sie steht im Stalle und füttert die jungen Lämmer mit Brodkrumen. Sie kommt nicht in die Stube, sie sagt, ihr sei bange vor Euch."

„Nun, dann gehe ich in den Stall." Er hatte bisher Seddohls jüngste Tochter wenig beachtet und wußte kaum, wie sie aussah. Auch jetzt schritt er gleichgültig und zerstreut über den Hof. Es fiel ihm nicht ein, daß sie hätte nein sagen können; oder daß ihr junges Leben mehr Glück beanspruchen würde, als er es ihr bieten konnte, trotz seiner Felder, seiner Scheuern, seiner Heerde!

Madleen stand im Stall und die kleinen Lämmer drängten sich an sie. Der Bauer stützte die Arme auf die Einzäunung. Sie senkte den Kopf verlegen auf die Brust.

„Nun, was ist?" fing er an. „Willst Du die neue Wihtohl-Bäuerin sein? Hast Du Lust dazu?"

Sie lächelte und schlug die dunkelen Wimpern rasch auf und wieder nieder, wie Kinder prüfend es zu thun pflegen, ehe sie das Zuckerbrod aus fremder Hand nehmen. Dann nickte sie.

„Das ist recht von Dir. Du kannst oft herkommen und Deine Mutter besuchen. Du bleibst in der Nähe. Sei nur recht getrost. Frage doch die Leute nach dem Wihtohl-Bauern, sie kennen mich alle, und es wird Dir Niemand was Schlimmes sagen."

Madleen nickte wieder.

„Und am Johannistage," fuhr der Bauer fort, „wollen wir unsere Hochzeit feiern. Was soll ich Dir schenken? willst Du ein Paar neue Schuhe oder ein seidenes Tuch?"

„Das seidene Tuch. Doch Schuhe sind auch gut."

„Nun, dann lasse ich Dir auch die Schuhe machen. Jetzt, als Bäuerin, wirst Du reich sein; da kannst Du Beides haben. Nun geh' ich nach Hause; ich habe Arbeit vor. Behüt Dich Gott."

„Danke."

Er verließ sie, ohne sich nach ihr umzusehen; aber vor den Kühen, die angebunden waren, blieb er stehen und fuhr mit der Hand in den Trog, um zu sehen, was er enthalte.

Madleen athmete tief auf, als er gegangen war; dann kauerte sie nieder bei den kleinen Lämmern, drückte sie an ihr junges, liebevolles Herz, ließ die erröthende Wange ruhen auf dem wolligen Rücken der Thierchen und sagte leise vor sich hin: „Kleine Lämmchen! kleine, weiße, junge Lämmchen!"

Zu Hause erwähnte Wihtohl-Bauer nicht seine nahe bevorstehende Heirath.

Was brauchte es dessen? war sie doch schon in aller Leute Mund. Christine trug den großen Geranium wieder zurück an ihr Kammerfenster und war trübe und still bei der Arbeit. Sie hatte den Bauer selbst dazu gedrängt, eine Frau zu nehmen; nun ihr Wort in Erfüllung ging, that es ihr leid, und sie begann auf's neue die selige Bäuerin zu beweinen. Die Weiber im Gesinde kamen auf sie zu und lobten mit einiger Schadenfreude den weisen Entschluß des Bauern und den Reichthum seiner Braut.

„Geld allein ist nicht genug zum Glück," sagte Christine gereizt. „Ich hoffe, die armen Kinder werden es gut haben."

„Von Liebe allein wird man auch nicht satt," war die spitze Antwort; „es muß auch Geld im Beutel sein."

Die Kinder des Wihtohl-Bauern freuten sich auf die Hochzeit.

„Wenn aber die neue Mutter kommt, Karling," sagte

Kathrinchen belehrend, „darfst Du nicht mehr schnuckſen und weinen und Sand in den Mund ſtecken, nicht wahr, Chriſtine?"

„Laß ihn in Ruh," ſagte die Magd und ſeufzte. „Karling will Nichts von der neuen Mutter wiſſen. Er iſt gut. Er bleibt bei Chriſtine."

„Wie? Du gehſt nicht auf die Hochzeit?"

„Nein! ich mag nicht und bin auch nicht geladen. Ich bleibe zu Hauſe bei Karling und dem Vieh und gebe Acht auf den Hof."

„Der Vater aber geht auf unſere Hochzeit und nimmt uns mit. Er hat es verſprochen, wir werden mit der neuen Mutter tanzen und Bier trinken."

St. Johannis iſt ein ſchöner Tag für eine Hochzeit. Alles feiert mit, Feld und Flur, und in das große Liebeslied, das alljährlich durch die ganze Natur ertönt und überall Echo findet, klingen recht ſchön auch die Hochzeitsglocken mit hinein, die zwei Menſchenherzen miteinander verbinden.

Es wurden an dem Tage mehrere Paare in der Kirche getraut; doch unter den Bräutigamen ſah keiner ſo ernſthaft, ſo ſtattlich und ſtolz aus wie Wihtohl und von den Bräuten keine ſo jung und kindiſch wie Madleen. Sie wandte den Kopf mit der hohen Flitterkrone zur Seite, vermochte nicht Schritt zu halten mit dem Bauern, ſondern trippelte verlegen, während er ſie an der Hand hielt.

Beim Nachhauſefahren von der Kirche ward ſie getroſter. Die Mutter hatte ihr ſorglich über den Hochzeitsſtaat eine weiße wollene Decke gebreitet und mit einer fauſtgroßen, ſilbernen Broſche auf der Bruſt befeſtigt, und Madleen lachte jedes Mal laut auf, wenn die Burſchen auf ihren Kleppern dem Wagen vorüberjagten und mit den Piſtolen knallten.

Alle Feierlichkeiten und Gebräuche wurden genau be-

folgt, wie es Sitte war aus früherer Zeit; darauf hielt die Mutter. Zu Hause ward die Braut mit den Gefährtinnen hinter verstaubte Kisten versteckt. Der Brautvater holte sie hervor und brachte erst die Freundinnen. Dann schrieen die Burschen laut, bis er zurückging und endlich doch die Rechte brachte und über ihrem Kopfe einen rostigen, alten Säbel hielt.

Der Stillste auf der Hochzeit war der Bräutigam selber. Er saß am Tische bei den alten Leuten, rauchte seine Pfeife und hielt Mathies zwischen den Knieen.

„Das ist anders bei ihm wie bei jungem Volk," sagte die alte Seddohl-Bäuerin und strich mit der Hand über die gelben Falten des Gesichts, umrahmt von den weißen Falten der Rüschenhaube; „er hat Kummer gehabt. Er hält nicht Hochzeit zum ersten Mal. Ach Du mein lieber Gott! Es ist ein prächtiger Mensch, gut, verständig und reich. Man mag auf die jungen Burschen gar nicht hinsehen, wenn so Einer dabei ist."

Es wurde viel getanzt, doch nicht in der Stube, die hatten die alten Leute inne, sondern in der leeren Scheune daneben. Schneider Ernst war Musikant. Er spielte die Geige, machte kunstvolle Triller auf den höchsten Noten, wiegte den Kopf hin und her und schlug den Tact dazu mit dem gesunden Fuße.

Am fröhlichsten schwang sich heute Madleen. Sie war die Hauptperson, umringt, gefeiert! ein Jeder wollte mit ihr tanzen. „Nun komm', junge Wihtohl-Bäuerin!" rief man und lachte laut, wenn sie nicht Acht gab auf den neuen Namen. Jedesmal aber, wenn sie vom Tanz auf ihren Platz zurückkam, schaute sie sich um nach den grünen und rothen Seidenbändern, die von der Krone bis auf den Rücken herniederflatterten, und freute sich an ihnen.

Auch Sybille tanzte, doch nach einer Weile stellte sie

sich hinter Ernst, den Schneider, stützte sich mit beiden Armen auf seine Schultern und hielt seinen Rockkragen gefaßt, während er weiter geigte.

Sie wollte es so recht vor allen Leuten zeigen, warum sie heute nicht die Braut sei, und daß sie selbst ihr eigen Loos erwählt habe. Dabei zischelte sie ihm in's Ohr hinein; beide sahen auf die Braut hin und lachten.

Madleen bemerkte es, machte sich von ihrem Tänzer frei und stellte sich gerade vor Ernst hin.

„Das heißt tanzen," rief sie. „O, ich bin müde! o, ich kann nicht mehr."

Die Beiden lachten noch immer und sahen sie etwas spöttisch an. „Tanze doch weiter — wenn Du lustig bist," sagte Sybille.

„Ich bin ja lustig!"

„Wirklich!"

„Ja wohl, ich bin vergnügt!"

„Kinder sind stets vergnügt!"

Madleen verzog das Gesicht ärgerlich. „Ich bin kein Kind," sagte sie, „ich bin die Braut."

„Ach die schöne Braut! den Bräutigam sieht man garnicht."

Die letzten Worte beachtete Madleen nicht.

„Alle Leute sagen es, daß die Bänder mir gut stehen," rief sie gekränkt. „Aber ich weiß auch, warum Du über mich spottest. Du würdest gern selbst die Flitterkrone tragen und heute die Wihtohl-Bäuerin sein!"

„Wer? ich?"

„Ja wohl, Du! Sybille!"

„Was würde ich sein wollen?"

„Die junge Wihtohl-Bäuerin!"

„Bewahre! Um alle Welt nicht! Ich hätte es werden können. Ich habe ihn ausgeschlagen! ich wollte nicht."

„Thorheit! Dich wollte er nicht!"

„Doch! doch! allein zu so Einem gehe ich nicht."

„Warum? Ist er zu schlecht für Dich? Ist er nicht weit schöner als alle die lumpigen, einfältigen Burschen?"

„Gut für Dich, daß er Dir gefällt!"

„Was giebt's?" sagte Madleen aufgebracht, und zog die Stirnfalten zusammen. „Warum lacht Ihr beide so geheim Du und der Ernst? Was zischelst Du ihm in die Ohren?"

„Stille, Ernst, sage es ihr nicht."

„Ja, doch! ich will es wissen."

Sybille versuchte, Ernst den Mund zuzuhalten und lachte laut dabei. Er spielte seine Tanzweise ununterbrochen fort, bog sich aber vor und sagte leise: „Sie meint, das ist doch ein sonderbarer Bräutigam! Heute hält er Hochzeit und er hat Dir noch nie einen Kuß gegeben."

Madleen war feuerroth geworden: „Dummes Zeug!" sagte sie, wandte sich ab und ging zur Thür hinaus.

„Junge Bäuerin, komm tanzen!" rief ein Bursche.

„Nein. Ich bin durstig. Ich gehe an den Brunnen trinken."

Doch sie ging nicht an den Brunnen, sondern lief hinter's Haus in den Garten zwischen Kohl- und Kartoffelpflanzen, bis unter den wilden Apfelbaum. Dort stand sie mit klopfendem Herzen still. Sie war sehr aufgebracht, sehr zornig auf die Beiden. Wie fröhlich war sie eben gewesen, nun war alle Lust vorbei. Eine unbestimmte Wehmuth überschlich ihr Herz, als fehle etwas an ihrem Glücke, als stehe sie allein damit da, und es sei Niemand, um ihre Freude zu theilen. Rings um sie her blühte der Sommertag in goldener Pracht. Die Tanzweisen der klagenden Geige klangen wehmüthig

bis zu ihr hin. Eine Bangigkeit erfaßte sie, die Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, als sei es nicht mehr genug an Tanz und Freude und der Flitterkrone. Sie fühlte sich so einsam in ihrer bräutlichen Pracht. Ueber ihrem Haupte bogen sich die Zweige des Apfelbaumes hernieder. Als er in Blüthe gestanden, hatte sie hier an derselben Stelle ein Lied gehört und damals gleichgiltig gelauscht. Nun erst trat ihr die Bedeutung der Worte nahe. „Es haben auch andere Leute dies Herzweh!" dachte sie, und der letzte Vers des Liedes stellte sich klar vor ihre Erinnerung:

„Wie sich auch die Straß' hinwende,
Liebchen, denke an das Wort:
Liebe reicht an jeden Ort,
Liebe dauert bis an's Ende!
Mägdelein!
Herzelein!
Liebstes Lieb!"

Georg hatte ihr das gesungen. Wie schade, daß es nur Georg war! Doch vielleicht sind solche Worte nur die Weise der einfältigen Burschen, und die einfältigen Burschen mochte sie nicht leiden! Ein ernster Mann denkt anders! dem ist so etwas — Thorheit! Und dennoch, während sie darüber nachdachte, hingen Thränen an ihren Wimpern. Sich niederbeugend, nahm sie den Saum ihres Rockes und wischte sie damit ab. Die Hausthür wurde aufgemacht. Madleen wollte Niemand sehen, sondern zurück auf den Tanzboden eilen und zwar des kürzeren Weges halber über den Zaun steigen. Jedoch die Hopfenranken waren dicht und hoch geworden und standen vor ihr wie eine grüne Wand. Sie hatte den Oberkörper hindurchgedrängt. Alle Flitter der silbernen Brautkrone flimmerten in der Sonne. Es war gefährlich für den Schmuck, den Kopf zurück zu zwängen; sie stand nun gefangen in dem grünen, sommerlichen Blättergewirre.

Vor der Hausthür war der Bräutigam erschienen; er klopfte am Zaunpfahl die Asche seiner Pfeife aus.

„Bauer! Wihtohl-Bauer!“ rief ihm Madleen zu.

„Nun?“

„Helft mir!“

„Du bist's, junge Frau! was thust Du hier?“

„Ich will hinüber und kann nicht! Und zurück geht's auch nicht mehr!“

„Ei!“ Er lachte gutmüthig. „Warte, ich helfe Dir, doch gieb Acht und zerreiße den Hopfen nicht.“

Umsichtig begann er das Befreiungswerk. „Jetzt komm, steige zu mir herüber, nun geht's.“

Doch sie stand stille und hielt seinen Arm fest. Die Wimpern hoben und senkten sich rasch über den graublauen Augen, als sie zögernd begann: „Hört mal, Bauer, ich will Euch etwas fragen.“

„Was ist's? frage nur.“

„Ist es wahr — was die Leute sagen — daß Ihr lieber die Sybille gewollt hättet — und sie schlug es aus?“

„Nicht doch! Dich wollte ich.“

„Nicht Sybille?“

„Nein, Dich. Die Mutter fragte mich, ob die junge Tochter mir gefiele, und ich sagte ja.“

Madleen machte ein erfreutes Gesicht. „Ich danke, Bauer. Nun ist's gut. Jetzt habe ich Platz genug;“ und sie stieg durch die Ranken hindurch. Darauf blieb sie neben ihm stehen, wandte sich unschlüssig hin und her und drehte an ihrem neuen Trauringe. Plötzlich, mit schnellem Entschluß, sprang sie auf einen Feldstein, der am Zaune lag, faßte den Bauer mit beiden Händen an den Zipfeln seines Hemdkragens, zog damit sein Gesicht nahe an das ihre heran und küßte ihn.

Es geschah so rasch, daß er ganz verdutzt zurückblieb,

als sie eilig herniedersprang und, roth im Gesicht, umflattert von den seidenen Bändern der Krone, davonlief.

„Höre! Bäuerin! junge Frau...!"

„Nein, nein!" rief sie zurück. „Ich habe keine Zeit! Ich muß nun tanzen; viel tanzen, weil es meine Hochzeit ist."

Der Bauer schüttelte lachend den Kopf und ordnete bedächtig die Hopfenranken, die in Unordnung gerathen waren.

Die Hochzeit dauerte zwei Tage. Dann erst brachte man die junge Frau nach Hause in langem, feierlichem Zuge. Voran schritt der Musikant mit der Geige, und alle jungen Burschen sangen, schrieen und schossen hinterdrein.

In Wihtohl stiegen die Frauen bis auf die hohe Auffahrt des Heubodens, um die Ankommenden früher zu erblicken. Nur Christine stand allein im Hofe. Sie hatte kein Festkleid an und band eine große Schürze vor, da viel für den Empfang zu besorgen war.

In Wihtohl wurde wieder getanzt bis an den Morgen, und die da müde wurden, legten sich draußen hin in's duftende Gras und schliefen im Thau die kurze, helle Sommernacht hindurch, während neben ihnen im Korn die Schnarrwachtel sang. Endlich war alles aus und alle Gäste fort. Vom wolkenlosen Himmel strömte die blendende Junisonne Licht, Gold und Wärme hernieder auf die blüthenreiche Erde.

„Heute ist aber ein guter Tag für den Klee!" sagte der Wihtohl-Bauer und klopfte an der Scheune seine Sensen aus. Er war nicht müde, hatte nicht getanzt und war einer von denen, sagten die Leute, die nicht einmal auf ihrer eigenen Hochzeit zu viel trinken. So war er nun rüstig zur Arbeit und zog mit den Knechten und den Frauen in den Klee Auch Christine folgte mit der Harke auf der Schulter und führte Karling an der Hand.

Die junge Frau hatte sich in's Bett gelegt und schlief;

das viele Tanzen hatte sie müde gemacht. Auch Kathrinchen und Mathies schliefen auf der Ofenbank; man hörte im Gemach nur die regelmäßig tiefen Athemzüge und ein paar Brummfliegen, die über der Thür an den welken Kränzen herumsummten.

Als Madleen erwachte, fielen die Sonnenstrahlen schräg in's Zimmer. Sie wußte anfangs nicht, wo sie war und was geschehen sei; dann besann sie sich darauf, reckte den einen Arm in die Höhe und seufzte.

Während sie schlief, war Jemand in die Stube gekommen und hatte sich an den Ofen gestellt; ein langer, blonder Junge mit einer Stutznase, hohen Stiefeln und einer Pfeife im Munde. Madleen sah ihn an, rieb sich schläfrig die Augen und sah ihn wieder an. Doch sie kannte ihn nicht, und als er immer so trotzig dastand und weiter rauchte, erwachte in ihr das Gefühl ihrer Würde. Sie erhob sich von dem Bette, ging auch stolz an den Ofen, und stellte sich stillschweigend an die andere Seite desselben. Das dauerte eine kleine Weile, dann bog der Junge den Kopf um die Ecke und lachte sie an.

„Wer bist Du? und was willst Du hier?" fragte sie und zog die Stirn in Falten.

„Weißt Du es nicht? Ich bin der neue Knecht, der heute gekommen ist, und Du?"

„Ich bin die neue Bäuerin, die junge Frau."

„Du, die Bäuerin?"

„Nun ja. Warum starrst Du mich so an?"

„Die Bäuerin! das hätte ich nie errathen!"

„Warum nicht? wer, meintest Du, bin ich?"

„Nun — ein kleines Mädchen, um hier die Gänse zu hüten."

„Du lügst! das hast Du nie gedacht!" rief Madleen heftig. „Trägt ein Hütermädchen seidene Tücher auf dem

Kopfe? hat ein Hütermädchen solche Schuhe?" Und sie hob erst den einen, dann den anderen Fuß in die Höhe und betrachtete wohlgefällig ihr Schuhwerk.

„Wo ist der Bauer?" fragte der Bursche.

„Im Klee. Willst Du ihn sprechen?"

„Ja, wir sind noch nicht handelseinig."

„O, annehmen kann ich Dich auch. Ich bin ja die Bäuerin. Jetzt gilt mein Wort so gut wie das seine."

„Wirklich? das habe ich nicht gewußt."

„Gewiß. Nun laß hören, was Du verstehst. Bist Du ein guter Knecht? Kannst Du arbeiten?"

„Ja, arbeiten kann ich."

Madleen zog die Stirn kraus und wußte nicht, wie ihr Examen weiter führen.

„Kannst Du auch mähen?"

„Ja, mähen kann ich."

„Das ist aber nicht genug. Kannst Du auch Pasteln*) machen und Harken und ein Mühlchen auf dem Dache, das sich im Winde dreht? Das konnte der Johann bei uns."

„Ich glaube wohl, es ist nicht schwer."

„Das ist gut. Doch, kannst Du die zweite Stimme singen? Ich selbst habe es auch im vorigen Winter in der Schule gelernt. Und kannst Du einen schönen Gesang machen, Melodie und Worte wie der Georg, der nach Riga gegangen ist?"

„Versucht habe ich es nicht, doch, was andere Leute können, kann ich auch."

„Dann bin ich zufrieden, dann magst Du hier bleiben."

„Schon gut, Bäuerin, doch jetzt laßt mich Fragen thun. Gebt Ihr gutes Essen?"

---

*) Ledersandalen, die von den lettischen Bauern getragen werden.

Madleen nickte. „Ja wohl. Was ißt Du am liebsten? Kartoffeln?"

„Na!" versetzte jener, „weiße Grütze, dicke Milch, Butter, Schmalz und Fleisch, und Alles was gut schmeckt."

„Herrlich!" rief Madleen vergnügt, „das Alles esse ich auch gern."

Kathrinchen und Mathies waren aus ihrem Lager hervorgekrochen, steckten die Finger in den Mund und starrten den neuen Knecht an.

„Es wäre am Besten," erwog Madleen nachdenklich, „jetzt gleich etwas zu essen, denn ich bin hungrig und eine Bäuerin braucht nicht auf die anderen Leute zu warten."

„Bewahre!" rief der Knecht. „Ihr seid ja die Hauswirthin!"

„Das ist auch meine Meinung. Komm, Kathrinchen, in die Speisekammer, sehen wir, was es dort giebt. Schnell, Kathrinchen, wenn die neue Mutter ruft, mußt Du gehorchen!"

Madleen ging in die Speisekammer und entfaltete dabei so viel Würde als möglich, um dem Knecht einen recht hohen Begriff ihrer Stellung zu geben. Doch bald erschien sie auf der Schwelle, in der Hand eine lange Schnitte Schwarzbrod haltend, biß selbst ein Stück der harten Kruste ab und fragte:

„Hör' mal! Was thue ich auf Dein Brod? Was magst Du gern? Butter, Schmalz, oder willst Du Honig?"

„Nein, gebt mir Butter. Doch hört, Bäuerin, auch einen Schluck Hochzeitsbier zum Trinken, wenn Ihr's habt.'

„Wir haben Alles. Wir sind reich!" war die stolze Antwort. „Du kannst auch Schweinefleisch haben und Speck."

So war die Mahlzeit bald im besten Gange. Der Knecht aß und trank und lobte die gute Wirthin. Mathies und Kathrinchen saßen auf der Bank, schlenkerten mit den Füßen und aßen auch. Eben war Madleen im Begriff,

ihren Platz einzunehmen, als ihr Blick das Fenster streifte. Ueber den Hof sah sie Christine nach Hause kommen; sie trug Karling auf dem Arm, und das Kind war auf ihrer Schulter eingeschlafen. Madleen erschrak und wurde roth. Alle ihre Würde schwand dahin, es war, als sei sie auf einem Diebstahl ertappt. Sie stieß den Knecht an die Schulter: „Man kommt!" rief sie angstvoll.

„Nun und was thut's? wenn Ihr wirklich die Bäuerin seid," erwiderte er, beeilte sich aber auch, seinen Krug rascher zu leeren.

Madleen ward es beklommen zu Sinne. Sie verließ die Stube eilig und lief Christinen vorüber auf den Hof.

Die Sonne ging eben unter und färbte wiederum die Fenster des Seddohl-Gesindes drüben auf der Höhe mit rothem Golde. Dort erglänzte die alte Heimath friedlich und still. Es war Madleen unfaßlich, daß sie selbst nicht mehr da hingehörte; hier war sie in der Fremde, dort war Alles lieb und vertraut. Sehnsucht ergriff ihr Herz unbezwinglich! War sie ja auch noch immer dem glücklichen, kindischen Alter nahe, da bei jedem Unbehagen, jeder Verlegenheit des Lebens die Nähe der Mutter aus aller Noth helfen kann.

Eilig, ohne sich zu besinnen, lief sie in's Thal hinab und drüben den Feldweg wieder empor bis an ihr liebes, wohlbekanntes Vaterhaus. Wedelnd sprang ihr der Hund entgegen. „O Pulle! lieber, lieber Pulle! da bin ich wieder!" rief sie freudig, als wäre sie Jahre fortgewesen.

Die Stube war leer. Auf der Bank, sorgsam hingebreitet lag Sybillens abgelegter Festanzug, und der Mutter Rüschenhaube hing an dem Pfosten des Webstuhls. Zurück in den Hof ging Madleen.

„Mutter! Mutter! wo bist Du?" Die Alte trat aus dem Stall.

„Was?" sagte sie verwundert. „Du bist da, Madleen?"

„Ja, liebe Mutter! o, ich freue mich, freue mich, wieder da zu sein! ich wollte zu Euch, Mutter! ich wollte wieder nach Hause."

Die Mutter schüttelte den Kopf: „Gleich wieder nach Hause!" sagte sie unzufrieden. „Das hättest Du nicht thun sollen. Heute nicht. Du hast vielleicht etwas von Deinen Sachen vergessen und bist gekommen?"

„Ja!" erwiderte Madleen weinerlich. „Ich habe mein blaues baumwollenes Tuch nicht; und es trocknen Strümpfe von mir hier auf dem Boden."

„Richtig! die binde ich zusammen und gebe sie Dir mit."

Während die Mutter die Sachen holte, stand Madleen auf dem Hofe. Schwer und immer schwerer ward ihr der Gedanke an das Fortgehen. Die bunte Kuh blökte im Stalle, und auch die kleinen Lämmer schrieen; die Bodenthür knarrte im Abendwinde. Ihr Herz klammerte sich an all die bekannten Töne und an die vertraute Gewohnheit der Umgebung.

Nun kam die Mutter mit dem Bündel. „Komm!" rief sie, „ich begleite Dich ein wenig," und schritt voran entschlossenen Schrittes; Madleen folgte zögernd, zog das Kopftuch in die Stirn, blieb stehen und zupfte an den hohen Rispengräsern.

„Habt Ihr schon Abendbrod gehabt?" fragte die Alte.

„Nein," war die kleinlaute Antwort.

„Nun dann eile, Kind. Ich will hier stehen und Dir nachsehen, bis Du drüben bist. Es sind nur ein paar hundert Schritt."

Doch statt der Weisung zu gehorchen, setzte sich Madleen

auf einen Stein, legte das Gesicht in beide Hände und begann zu weinen.

„Stille! stille!" rief die Mutter. „Was giebt's? Du weinst? Pfui! Eine Frau! eine Bäuerin!"

„Ich gehe nicht fort, Mutter! Ich bleibe bei Euch."

„Nein, nein, Kind! Dummes Zeug! es geht nicht. Du gehörst jetzt in Dein eigen Haus zu Deinem Mann."

„Ich will morgen früh hingehen, oder an einem anderen Tage."

„Bewahre! Was würden die Leute sagen? Und was sagt Wihtohl-Bauer, wenn seine junge Frau ihm fehlt?"

„Der? gar nichts. Er kümmert sich nicht um mich. Ich weiß nichts von ihm! Mutter, laßt mich zu Hause bleiben!"

Die Alte war ganz bestürzt und wußte sich nicht zu rathen. Sie sah ihren Mann vom Felde kommen und rief über den Zaun ihm zu: „Komm her, Bauer! sieh! die junge Wihtohl-Bäuerin ist da und will nicht mehr nach Hause."

„Warum nicht? was ist geschehen?"

„Sie fühlt sich fremd dort. Sie will heute bei mir bleiben und erst morgen gehen."

„Nein, das geht nicht. Was sagt Wihtohl dazu? weiß er es?"

Madleen schüttelte den Kopf.

„Der Jakob mag hinüberlaufen und es ihm sagen," schlug die Mutter vor.

„Dummes Zeug!" brauste der Alte heftig auf. „Ihr seid beide nicht recht klug. Was soll sie hier? Wer in der Kirche getraut ist, bleibt bei seinem Manne. Aber so ist Deine Art, Mutter! Du hast sie verzogen von Jugend auf. Statt zu schelten, weinst Du mit ihr. Pfui schämet Euch! Wenn das eine junge Frau einmal lernt, vom Manne fort

und zur Mutter zu laufen — dann giebt's keine Hilfe mehr und sie läuft ihm weg das ganze Leben über. Pfui! Stehe auf, Madleen, rasch. Ich führe Dich selbst nach Wihtohl, und es geht Dir schlecht, wenn ich Dich hier so bald wieder treffe."

Madleen weinte, gehorchte aber doch ihrem Vater und folgte ihm gesenkten Hauptes, während die Mutter an der Pforte stehen blieb und, die nassen Augen mit der Hand beschattend, ihnen nachsah.

Wihtohl-Bauer stand auf seinem Hofe, hielt den Hut in der Hand und wischte sich mit einem Tuche die Stirn nach des Tages heißer Arbeit.

„Schwiegersohn!" rief ihm Seddohl zu.

„Nun?"

„Da, nehmt Eure junge Frau! Sie war nach Hause und zur Mutter gelaufen. Das geht nicht an. Sie muß hier bleiben und sich hier hergewöhnen. Scheltet sie wacker, wenn sie nicht gehorchen will. Ich thue es stets, die Mutter hat sie arg verzogen."

Madleen stützte sich an den Zaun und senkte den Kopf, wie ein gescholtenes Kind.

Wihtohl ging auf sie zu: „Es thut nichts," sagte er begütigend. „Ich war im Klee und sie allein im Hause. Da ist ihr bange geworden in der Fremde. Nun bin ich da, und Du bleibst bei mir, junge Frau, nicht wahr?" fragte er sie freundlich.

Madleen schlug die Augen empor und sah ihn aufmerksam an. Darauf ergriff sie seine Hand und hielt sich so fest daran, als bezeuge sie damit, sie wolle ihn nie mehr freiwillig verlassen.

„Ihr könnt nun gehen," sagte sie zum Vater. „Ich bleibe. Sagt es auch der Mutter, daß ich bleibe."

„Das ist recht. Du bist meine gute Tochter. Nun, Gott befohlen, ich gehe."

Der Bauer und seine junge Frau gingen zusammen in's Haus. Doch als sie die Stubenthür öffneten und die Leute drinnen am Tische saßen und aßen, ward Madleen wieder verlegen. Sie zupfte den Bauern am Aermel und hieß ihn zuerst hineingehen; sie selbst blieb auf der Schwelle stehen, drehte an ihren Händen und schlug die Augen nieder.

„Getrost, junge Frau!" rief ihr Wihtohl zu. „Christine, schiebe die Bank bei Seite und reiche den Löffel her; die Bäuerin wird mit mir zu Abend essen."

Sie setzten sich bei einander an den Tisch und aßen aus einer Schüssel.

Madleen war froh, daß die Gestalt ihres Mannes sie vor den Augen der Anderen verbarg und schmiegte sich fester an seine Schulter, wenn Christinens prüfender Blick sie traf, oder der neue Knecht kichernd ihr mit den Augen zuzwinkerte.

Der Bauer langte ihr das Brod zu und sprach freundlich mit ihr. Die Ruhe seines Wesens und seine schützende Gegenwart thaten ihr wohl und sie erwog in ihrem Geiste wie viel schöner und besser er sei als andere Leute, und ob er auch jemals anders mit ihr reden würde, als wie man herablassend zu einem Kinde spricht!

III.

In Kurland ist der Sommer kurz im Vergleich zum Winter. Nach dem langen Stillstande hat die Natur es eilig, all die Blüthenpracht zusammenzudrängen in die kleine Spanne Zeit, um auch späterhin der Sonne Zeit zu lassen, die Frucht zu reifen. Ebenso eilig sind auch die Arbeiten des Ackerbauers. In wenig Monaten muß er dem Erdreich

abgewinnen, was zum Unterhalte des langen Jahres dient. Der Winter ist die Zeit der trägen Ruhe; der Sommer findet den Landmann rege und geschäftig. Der Winter bringt Seufzer mit sich und Sorgen in den langen Nächten; der Sommer fröhliche Stimmung, Lieder und Gesänge; der Scherz würzt die Arbeit. Nur auf wenig Stunden entzieht die Sonne ihr holdes Licht; man meidet gern die dumpfe Luft der engen Stube und schläft lieber draußen im frischen Heu; und zuweilen wird selbst die nordisch helle Sommernacht benützt, um gemeinsam dringende Arbeit zu vollbringen. Metallig und in gleichmäßigem Takt mischt sich der Ton der Sense, die das Korn schneidet, in die lang gezogenen Lieder der arbeitenden Mädchen und Burschen.

Auch Wihtohl-Bauer war vielbeschäftigt. Die Ernten versprachen gut zu werden in diesem Jahre, doch, je mehr der Boden giebt, desto mehr freudige Arbeit, bis Alles in den Scheuern geborgen liegt.

Unter Allen gab es nur eine Einzige, die meist unbeschäftigt im Hofe war, nämlich die junge Wihtohl-Bäuerin, und es nahm sie selbst und alle anderen Leute Wunder, daß in dieser arbeitsvollen Zeit von den vielen Geschäften kein einziges so recht für sie passe. Wie eine schweigende Uebereinkunft galt es bei Allen, daß die Bäuerin viel zu jung und unverständig sei, um bei irgend einer Sache Hand anzulegen, oder eine Meinung darüber zu haben. „Sie ist eben ein Kind!" sagte man, „und es ist merkwürdig, daß der verständige Wihtohl so eine Frau genommen. Freilich, an Geld und Gut war viel in's Haus gekommen; sie war reicher Leute Kind und darin hatte es der Bauer gut getroffen, da er seinen Kindern das mütterliche Erbe zu geben hatte und nun für Alle gesorgt war.

Wenige Tage waren seit der Hochzeit vergangen. Der

Bauer stand im Schuppen und hämmerte mit wuchtigen Schlägen einen Stiel in seine neue Axt hinein, als Christine zu ihm trat. Er hielt nicht eher inne, als bis die Arbeit fertig war, und das Mädchen stand schweigend daneben, da der laute Ton der Hammerschläge sie verhinderte, ihn anzureden.

„Was giebt's?" fragte er endlich.

„Ich will mit Euch sprechen," begann sie zögernd.

„Nun? sage an!"

„Ich meine .... da Ihr die neue Bäuerin habt .... wäre ich unnütz hier. Ich meine .... da ich bisher Alles im Hause that und mir Niemand half dabei .... nun bringt's Eine allein auch schon fertig. Ich wollte es Euch selbst sagen, daß ich gehen will, denn ich weiß, Ihr seid gut und schickt mich nicht fort. Ich habe für Euch gesorgt so gut ich konnte — nun kann es die junge Bäuerin thun. Ich will gehen ....!" Ihre Stimme wurde immer weinerlicher und zuletzt brach sie in Thränen aus. Der Bauer sah sie in maßlosem Erstaunen an. Er legte langsam den Hammer auf den Klotz vor ihm und stützte auch die Axt daran, als müsse er alle Hände frei haben, um den Sinn dieser Rede zu verstehen. Hatte sie ihm nicht selbst vor Kurzem gesagt, sie wolle gehen, wenn er nicht gleich eine neue Bäuerin nehme. Nun er es gethan, ging sie eben deshalb.

„Ich danke Euch, Ihr seid immer gut zu mir gewesen," fuhr Christine fort. „Ich habe die ganze Zeit über schalten und walten können, wie mit meinem Eigenen, und es ist kein Schlüssel, den Ihr nicht in meine Hand gabt. Ich habe das Eure stets treu behütet. Nun kommt eine neue Zeit, und ich gelte nichts mehr. Ich mag es auch nicht mit ansehen, wie hier Alles anders wird und drunter und drüber geht, schon um der seligen Bäuerin willen, die ich liebte!"

Der Bauer wurde ernst. Daß sie der Verstorbenen

Erwähnung that, machte ihn weich. Nicht mit der zweiten Hochzeit hatte das veränderte Leben für ihn begonnen, nein, mit dem Sterbetage seiner ersten Frau. Wie sollte Madleens Gegenwart, dieses jungen, kindischen, harmlosen Geschöpfes, irgend einen Einfluß haben auf seinen geregelten, arbeitsvollen Haushalt! Da in seiner Seele Alles wahr, einfach und klar war, so verstand er nicht die feinen Schwankungen des weiblichen Gefühls. Was Christine mit feinem Takte rasch herausgefunden, daß es für sie und für Alle besser wäre, wenn sie ginge, fiel ihm nicht ein. Harmlos stand er ihrer Erregtheit gegenüber.

„Du irrst!" fing er an. „Nichts wird hier anders werden. Es bleibt Alles, wie es bisher gewesen. Warum willst Du fort? Es hat Dir Niemand gesagt, daß Du unnütz bist. Arbeit findest Du genug. Und, sieh' mal, die Bäuerin ist noch sehr jung. Was soll ich sie in's harte Joch spannen! Laß sie eine Weile sich des Lebens freuen! Es kommen auch für sie die ernsten Jahre! Wollen wir bis dahin gemeinsam die Arbeit für sie thun. Denke auch an die Kinder! Die Bäuerin ist selbst erst sechszehn Jahre alt. Es muß auch Jemand Vernünftiges da sein."

Christine trocknete ihre Augen.

„Wenn Ihr so zu mir sprecht," sagte sie, „dann bleibe ich und arbeite für Euch, so lange Ihr mich nöthig habt. Ich denke nur, bisher ging Alles durch meine Hand und es war Euch recht. Wenn nun aber zwei da sind, so weiß keine recht Bescheid, und im Haushalt will das Geringste vorher wohl bedacht sein."

Der Bauer nickte. „Ja wohl! ich weiß es!" sagte er. „Ich will, daß Alles so bleibe, wie es bisher gewesen ist. Mit der Zeit kann die Bäuerin es von Dir lernen. Für's Erste soll sie keine Sorge haben und thun, was ihr gefällt."

Christinens Gesicht erheiterte sich.

„Sagt es der Bäuerin selber," bat sie. „Von Euch hört sie es gern. Auch daß ich wieder den Schlüssel der Speisekammer nehme. In dieser kurzen Zeit ist Alles arg zugerichtet worden! Ich muß vieles in Ordnung bringen. Mein Herz blutet, wenn ich all den Schaden sehe!"

„Das ist richtig," erwiderte der Bauer. „Ich hätte es vorher bedenken müssen. Es ist Alles meine eigene Schuld."

Er ging auf das Wohnhaus zu, gefolgt von Christine.

„Bäuerin!" rief er. Doch Niemand antwortete auf diesen Namen. „Madleen! Madleen!"

Es regte sich hinter dem Zaun. Mathies' Hut wurde sichtbar mit rother und weißer Kleeblüthe geschmückt. Der Bauer trat näher heran: „Wo ist die neue Mutter?" fragte er und erblickte sie auch schon auf der Erde sitzend.

Sie hatte das Kopftuch abgenommen und trug über dem dunkel gewellten Haar einen Kranz von blaßrothen Kukucksnelken. Feldblumen lagen um sie herum und sie war beschäftigt, daraus für Kathrinchen einen Kopfschmuck zu winden, während das Kind in freudiger Spannung neben ihr kniete.

„Madleen! komme her!" rief der Bauer. Rasch warf sie die Blumen von sich, sprang auf und lief auf ihn zu, mit der erhobenen Hand ihren Kranz haltend, damit er nicht falle. Ihr Gesicht strahlte von Fröhlichkeit. Die Julisonne färbte ihre Wangen mit warmer Röthe und in dem kindlichen Ausdrucke ihrer Augen schimmerte ein liebevoller Glanz, als sie zu ihrem Manne emporblickte, hoffend, er bedürfe ihrer.

Daß sie nun Christine gewahr wurde, die neben ihm stand, verdroß sie. Sie schämte sich vor ihr des kindischen Schmuckes und wandte trotzig den Kopf ab, um ihre Verwirrung zu verbergen.

„Ich komme," hub der Bauer gelassen an, „um Dir zu sagen, daß Christine alle Arbeit übernommen hat, wie bisher. Sie ist es gewohnt und thut es gern für Dich. Späterhin, wenn Du Lust hast, hilfst Du ihr, und lernst dann Alles selber. Für's erste mag sie den Schlüssel nehmen und für uns Sorge tragen."

Diese Worte übten auf Madleen nur in einer Hinsicht Eindruck aus. Die Arbeit hätte sie einer Anderen gern überlassen; es ärgerte sie nur, daß allem Anscheine nach Christine über sie geklagt habe und ihr Mann schlecht von ihr denken würde.

„Nun?" fragte dieser. „Was sagst Du?"

„Es sei, wie Ihr wollt, Bauer!" erwiderte sie hastig. „Sie mag den Schlüssel nehmen. Ich denke nur, weil ich die Bäuerin bin, so kann ich doch jederzeit, wenn ich hungrig werde, in die Speisekammer gehen und daraus nehmen, was ich will?"

„Gewiß darfst Du das."

„Und den Kindern geben, was ihnen schmeckt?"

„Jawohl."

Christine und der Bauer sahen sich dabei an und lächelten. Madleen bemerkte es. Sie fühlte selbst, daß sie in der flatternden Blumenkrone und ihrem kindischen Wesen wenig passe zur sorgenden Hausfrau. Sie fürchtete, man verspotte sie. Eine dunkele Röthe übergoß ihr Gesicht; Thränen traten in ihre Augen. Sie wandte sich beleidigt ab und ging gesenkten Hauptes zu Kathrinchen zurück.

Der Bauer achtete nicht darauf. Er freute sich im Gegentheil, daß die junge Frau so rasch darauf eingegangen und nun Alles in Ordnung sei, und lachte im Hinweggehen gutmüthig über die von ihr gestellten Bedingungen.

Allein zwischen Christine und Madleen bildete sich von

diesem Augenblicke an eine tiefe Kluft, eine schweigende Abneigung. Madleen hatte zwar den Titel der Bäuerin, Christine aber in Wirklichkeit Stellung und Ansehn. Rasch und umsichtig stellte sie die alte Ordnung wieder her, die Madleen's ungeübte Hand in wenig Tagen verwirrt hatte. Ein Jeder im Hause fühlte mit Behagen die Veränderung. Madleen freute sich anfangs der arbeitslosen, freien Tage, spielte und tollte mit den Kindern. Doch als das Leben der Anderen immer geschäftiger vorwärts schritt, Niemand ihrer bedurfte, Niemand nach ihr fragte, als sie nur immer bei Seite zu stehen und zuzusehen hatte, wie wacker ein Jeder sein Stück Arbeit that, da erfaßte sie das unbehagliche Gefühl, es sei nicht recht so; es hätte anders werden müssen; und ihr Unwille wandte sich Christine zu, die immer schon Alles gethan habe, was sie erst hätte thun wollen! In diesen Unwillen mischte sich Trotz. „Wenn Christine die Bäuerin spielt," dachte sie, „so mag sie lange warten, bis ich ihr helfe. Die Magd will ich nicht sein." Und sie wandte sich stolz von jeder Arbeit ab.

Ex bibl. univ. Tart

Am meisten freuten sich Mathies und Kathrinchen an der neuen Mutter. Sie hatten eine Spielgefährtin gewonnen, eine fröhliche, voll Lebenslust und Kinderthorheit, wie sie selber, die im flatternden Röckchen an den Teich lief, Steine in's Wasser warf und mit ihnen den Berg hinabkollerte dem Ruß der alten Schmiede zu.

Die Leute aus der Umgegend schüttelten die Köpfe. Allenthalben war von der thörichten Wihtohl-Bäuerin die Rede, die gar kein Verständniß habe für ihre Würde und Pflicht. An Sonntag-Nachmittagen besuchten sich die Frauen aus umliegenden Gesinden, saßen dann und schwatzten am Wegrande. Eine Jede erzählte dann, was sie von Madleen's Thorheiten wußte.

„Den ganzen Tag läuft sie müssig umher, singt und lacht im Sonnenschein und läßt Andere für sich arbeiten."

„Wenn die gute Magd nicht im Hause wäre, es bekäme dort Niemand was zu essen."

„Die Christine, das arme Mädchen! Sie hat selbst daran gedacht, Bäuerin zu werden; doch ein angesehener Mann heirathet nicht gern eine arme Magd und holt sich lieber aus dem Nachbarhof Geld und Gut und eine reiche Aussteuer, selbst wenn die Braut noch ein halbes Kind ist. Doch ich glaube, der Bauer bedauert es schon; er kümmert sich wenig um die junge Frau."

„Was soll er? An der Stelle der seligen Bäuerin nun so ein wildes Ding!"

„Für seine armen Kinder ist auch schlecht gesorgt! man sagt, sie lehre sie nur Thorheiten. Abends, wenn die Leute müde und hungrig vom Felde kommen, steht die Bäuerin mit den Kindern hinter der Stallthür und erschrickt Jeden, der an die Schwelle tritt. Da ist Michel, der neue Knecht, auch ein wilder Junge, dem gießt sie Wasser über den Kopf und steckt ihm einen Kuhschwanz an die Jacke. Oder sie thut sich mit ihm zusammen und sie spielen der Christine einen Schabernack."

„O je! und was sagt der Bauer dazu?"

„Der ist meist im Felde bei der Arbeit und sieht's nicht. Christine thut Alles für ihn, die Frau nichts. Doch wißt Ihr, was gestern Abend passirt ist? Ich habe es mit eigenen Ohren gehört. Der kleine Junge, der Karling, leidet die neue Mutter nicht, sondern ißt und schläft bei Christine. Das ärgert die junge Frau und sie will das Kind mit Gewalt zu sich nehmen. Da sagt ihr die Magd: „Bäuerin! laßt das. Die selige Frau hat mir das Kind in meine Arme gegeben

und es mir anvertraut. Wollt Ihr es mir abwendig machen wie Mathies und Kathrinchen? Glaubt Ihr, ich wüßte es nicht, warum ich täglich Kletten in meinen Kleidern finde, meine Schuhe oft im Teich suchen muß und meine Tücher im Rauchfang? Wer lehrt die Kinder solche Dinge? Ich weiß, Ihr seid mir feind, weil der Bauer mir Vertrauen schenkt und mein Wort bei ihm etwas gilt. Doch das verdrießt Euch! Die junge Bäuerin wurde roth und sagte, sie wolle es ihrer Mutter klagen; eine verheirathete Frau dürfe Niemand schelten."

Das waren die Gespräche der Leute, und sie erheiterten sich damit in den kargen Ruhestunden der arbeitsvollen Sommerzeit.

Was Madleen selber bei Allem fühlte, erwog kein Mensch. Verzogen von den Eltern, verwöhnt von den Altersgenossen war sie in das neue Leben mit tausend Hoffnungen getreten. Und wie einsam, wie arm war es geworden! Um sie her hörte sie nur von der seligen Bäuerin sprechen, und es klang ihr aus jedem Wort ein Vorwurf für sie entgegen. Sie sehnte sich zurück in die schützenden Arme der Mutter. Hier war sie ohne Halt, ohne Leitung, sich selbst in ihrem unfertigen Wesen überlassen. Und über dem Allen war in ihr junges Herz die Liebe eingezogen in erster, überschwellender Kraft. Erröthend sah sie den Bauer kommen und gehen. Ein Wort, ein Blick von ihm brachte sie außer Fassung. Furcht und Bewunderung kämpften in ihrer Seele. Sie grübelte, wie sein Herz zu gewinnen wäre, und schmückte sich für ihn mit thörichtem Putz, den er nicht bemerkte; und gleichzeitig in kindischer Unerfahrenheit hatte sie Alles gethan, um sich ihm entbehrlich und gleichgiltig zu machen, um einer Anderen ihre Vorrechte einzuräumen, um bedeutungslos ihm fern zu stehen. Sie war zu jung, um solches zu erkennen; sie fühlte

nur die Sehnsucht ihres Herzens und die Leere ihres Lebens und suchte sie durch Thorheiten zu übertäuben.

Achtlos ließ der Bauer sie gewähren und nie kam ein Wort des Tadels über seine Lippen. „Sie wird verständiger werden," sagte er sich gelassen und dachte wieder an sein Tagewerk.

Treu, zu jedem Dienst bereit, demüthig und verständig stand Christine ihm zur Seite. Sie gehörte zu den sanften Wesen, die ganz in dem Leben eines Anderen aufzugehen vermögen.

Zwischen ihr und dem Bauern bildete sich eine Art festen, ruhigen Vertrauens zu einander aus, eine Unentbehrlichkeit, entstanden durch das gemeinsame Tragen aller Last und Mühe, ein Bedürfniß nach des Anderen Meinung, Hilfe und Gegenwart.

Und doch war zwischen ihnen nur von den praktischen Dingen des täglichen Lebens die Rede. An das Mädchen persönlich dachte der Bauer nie, doch ihre Dienste und ihr Wesen wurden ihm so zur Gewohnheit des Lebens, daß er es kaum bemerkte, wenn sie bei ihm war, und doch gleich schmerzlich vermißte, wenn sie fehlte.

Harmlos schrieb er diesen Einfluß den Erinnerungen zu an die frühere Zeit und dem Segen seiner ersten Frau. Jeder Gedanke an Gefahr lag seiner kühlen, kraftvollen Natur fern.

Der Sommer schritt vor; es wurde bereits das Korn geschnitten. Um die Mittagszeit war es still im Wihtohl-Gesinde; ein Jeder pflegte der Ruhe. Selbst die Enten hockten am Ufer des in der Sonne funkelnden Teiches, den breiten Schnabel in die Federn gesteckt, und der Hund suchte etwas Schatten zwischen den hohen Distelstauden am Zaun.

Allein der Bauer gönnte sich kurze Ruh; es trieb ihn

wieder an die Erntearbeit. Er trat mit seinen Pferden aus dem Stall und führte die Gäule an den Ziehbrunnen, um sie zu tränken. Knarrend senkte sich der Eimer in die kühle, dunkle Tiefe, knarrend schnellte er wieder empor in das brennende Sonnenlicht. Daneben stand ein Hollunderstrauch, der Schatten gab, und Madleen schlief darunter. Nun erwachte sie und rieb sich die Augen; sie stand auf und setzte sich auf einen Holzstoß am Brunnen, und da das Wasser aus dem vollen Eimer überquoll und den Abhang herabrieselte, streckte sie die bloßen Füße vor und fing damit die glänzenden Tropfen auf.

In der Hausthür erschien Christine. „Bauer!" rief sie, „ich habe heute meine Harke zerbrochen und finde keine andere! Was ist zu thun?"

„Vielleicht bekommst Du eine bei den Frauen drüben."

„Nein. Ich habe mich vergebens erkundigt. Sie gehen Alle selbst auf's Feld. Doch in der Kammer steht die Harke der Bäuerin."

„Die werde ich selbst gebrauchen!" rief Madleen schnell dazwischen.

„Ihr, Bäuerin?" fragte Christine verwundert. „Ihr bleibt ja doch zu Hause! Für uns ist heute ein heißer Tag und viel Arbeit. Ich gehe hinter dem Bauern her und nehme das Korn auf, das er schneidet. Ich kann die Harke nicht entbehren."

„Sie hat Recht!" sagte der Bauer bedächtig und zündete seine Pfeife an. „Ich mähe den Knechten voraus. Es muß eine flinke Hand neben mir sein, sonst bleibt das Korn liegen."

„Dann nimm die Harke, meinetwegen; ich frage nichts danach!" rief Madleen trotzig, stützte das Kinn in die Hand und wandte den Kopf ab. Es kränkte sie tief, daß auf ihre

Hilfe nie mehr gerechnet wurde, und sie war zu stolz, um sie anzubieten, da sie nun so entbehrlich geworden.

„Ist das Vieh noch im Stalle?" fragte der Bauer Christine.

„Nein. Der Martin hat es bereits hinausgetrieben. Nur die schwarze Kuh blieb zurück, weil sie lahm ist."

„Immer noch?"

„Ja. Ich habe ihr einen Umschlag über das Bein gebunden und frisches Gras für sie in die Raufe gesteckt. Reitet schon voraus, Bauer, ich komme Euch gleich nach, ich will erst das junge Kalb tränken."

„Schon gut!"

Christine eilte fort. Madleen rührte sich nicht. Sie zog die Augenbrauen zusammen und sah vor sich auf den Boden. Zuweilen schlug sie die Wimper auf und schaute auf ihren Mann. Doch er bemerkte es nicht. Er strich mit seiner Hand das Haar aus dem gebräunten Gesicht und drückte den Hut tiefer in die Stirn. Sorgsam zäumte er seine Pferde auf, klopfte deren Hals wohlgefällig und schwang sich auf den Rücken des einen mit der kraftvollen Bedächtigkeit, welche allen seinen Bewegungen eigen war. Als sein Blick Madleen streifte, nickte er ihr flüchtig zu, wie einem Kinde, mit dem er eben nicht Zeit hatte zu scherzen. Madleen beantwortete seinen Gruß nicht, sondern blickte zur Erde, sah auch nicht auf, als er fortritt.

Wieder lief Christine vorüber, eilig, die neue Harke auf der Schulter; über dem Arm trug sie die dicke Jacke des Bauern; sie nahm sie vorsorglich für ihn mit auf's Feld, falls der Abend kühl würde nach dem heißen Tage.

Auch Michel kam vorbei, blieb stehen und zupfte die Bäuerin an den Flechten.

„Laß mich in Ruh', Du unnützer Junge!" rief Madleen ungeduldig.

„Gemach! gemach! was thue ich Euch? Kommt mit auf's Feld, schöne Bäuerin?"

„Nein. Ich mag nicht. Ich will nicht. Ich habe meine Harke weggeben müssen."

„Ei, was thut das; die Harke braucht Ihr nicht. Kommt nur des Scherzes wegen, um uns die Zeit zu vertreiben. Bei der Arbeit muß man lustig sein."

„Ach! gehe nur und seid Alle lustig zusammen. Es braucht mich Niemand."

„Doch! Ich brauche Euch, Bäuerin! Nur Euch anzuschauen macht mir schon Vergnügen! Kommt um der anderen Leute willen! Was wird man denken, wenn eine so junge, hübsche Frau, wie Ihr, nirgends zu sehen ist und die Christine thut so wichtig, als wäre sie die Frau vom Hause. Kommt mit! Wir wollen mit ihr unseren Spaß treiben und der Bauer neben ihr soll nichts davon merken."

Bei diesen letzten Worten flammte es in Madleen's Augen auf: „Du sollst keine Silbe über den Bauer mit mir sprechen," rief sie. „Hörst Du? nicht ein einziges Wort!"

„Nun! nun!" erwiderte Michel verdrossen. „Ich habe nichts Schlimmes gesagt. Ich meine nur, wenn ich der Bauer wäre und Ihr meine junge Frau . . . ."

Madleen hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu.

„Schwätze nicht! so geh' doch zur Arbeit, Du Faullenzer", rief sie heftig, stand auf und ließ ihn allein am Ziehbrunnen stehen.

Sie begann im Fortgehen ein Lied zu singen, eine lustige Weise, doch als sie den Hof verlassen hatte, hielt sie inne; die Melodie brach plötzlich ab, und sie ließ den Kopf traurig auf die Brust sinken.

„Ich will nach dem Vieh sehen," sagte sie zu sich selber. „Ich will zu den jungen Lämmern gehen!" und dabei seufzte sie und ihr Mund zuckte, wie bei Kindern, die nicht weinen mögen und doch den Schmerz nicht anders verwinden können. Sie rief in die Schlucht hinab einen langgezogenen Ton, der an der bewaldeten Hügelwand sein Echo fand, und wollte aus der Antwort des Hüterjungen den Weideplatz erkunden.

Doch es blieb still. Nur die Grillen zirpten laut um sie her und in tausend und tausend Marienfäden, die wie ein flimmerndes Gewebe den Boden überzogen, brachen sich buntfarbig die Strahlen der Nachmittagssonne.

Auf der Landstraße, die über den Bergrücken sich hinzog, war eine weibliche Gestalt sichtbar; Madleen erkannte sie, es war ihre Schwester Sybille. Sie ging ihr entgegen, und sie trafen sich unter den überhängenden Zweigen der Birken am Wege.

„Sybille! Sybille! Woher kommst Du; wo bist Du gewesen?"

Sybillens Gesicht war geröthet, wie von einem weiten Gange; sie trug ein Bündel unter dem Arm und hatte ihr Kopftuch in die Stirn gezogen, um sich vor der Sonnengluth zu schützen.

„Guten Tag, Madleen. Wie bist Du so allein hier auf der Straße?"

„Ich sah Dich kommen und verwunderte mich. Ich dachte, Du hättest viel Arbeit zu Hause."

„Arbeit giebt es immer genug. Allein der Vater hat mich heute entlassen; ich war in der Stadt."

„O, wirklich, und ganz allein?"

„Allein, nun ja," sagte Sybille lächelnd. „Doch Dir kann ich es schon sagen, der Ernst war mit mir. Sieh' nur, dort geht er wieder nach Hause durch's Thal. Er hätte mich nimmer allein gehen lassen, der närrische Junge! Ihm

ist bange, mir geschieht was, wenn er nicht dabei ist. Ganz nach verliebter Leute Art!"

„Was hast Du in der Stadt gekauft?" fragte Madleen.

„Sieh her! Hier ist Leder und blaue Baumwolle zum Weben. Der Ernst hat das Bündel die ganze Zeit über für mich getragen; nun erst gab er es mir ab. Und schau, was er selbst für mich gekauft hat." Beide beugten sich über das Päckchen, bis nach einigem Suchen ein Honigkuchen zum Vorschein kam, geschmückt mit einer weißen Zuckerrose; auch ein weißbaumwollenes Tuch, mit gelben Blüthen bedruckt.

„Es ist nicht groß," sagte Sybille entschuldigend; „kostet auch nicht viel. Doch siehst Du, was er mir giebt, ist mir lieber als all' die schönsten Sachen auf der Welt! Das ist so bei Leuten, die sich lieb haben! Wir haben es heute ganz fest beschlossen; wir gehen zum Vater; er darf nicht länger nein sagen; er muß uns unsere Hochzeit machen. Alles ist uns gleich, wenn wir nur zu einander gehören. Wenn Alle gegen uns sind, wir fragen nichts darnach, auch nicht nach Reichthum und viel Gut. Weißt Du, was der Ernst sagt? Wo zwei sich heirathen und keine Liebe ist dabei, da gilt der Hof und das Vieh und das Geld! Bei uns aber nicht, und das ist besser!"

Sybille hatte rasch und lebhaft gesprochen. Sie lächelte dabei und wischte sich mit einem Tuche die heiße Stirn. Es war ihr, als müsse sie stets mit ihrer Liebe prahlen, um in der Schwester Gegenwart das bescheidene Loos zu vergessen, das ihrer wartete. Madleen stand im Schatten der Birke, hörte gedankenvoll zu und klopfte mit der Handfläche an die weiße Rinde des Stammes.

„Hör' mal, Madleen," fuhr Sybille fort. „Sage es Deinem Manne, wenn der Vater mit ihm von unserer Heirath reden sollte, er möge nur Gutes von dem Ernst

sagen und dem Vater zureden. Hernach wollen wir Euch auch manchen Gefallen thun. Aber ich habe Dich noch garnicht gefragt, wie geht es Dir, kleine Schwester?"

„Gut!" erwiderte Madleen.

„Natürlich! wie sollte es anders sein. Ich schwatze Dir hier vor von unseren kleinen Sorgen und vergesse, daß Du eine große Bäuerin bist. Ja, so geht es im Leben. Ein Jeder kriegt das, wonach sein Sinn steht. Das ist wohl Euer Korn, das dort geführt wird; o, und was dort Garben stehen! und schöne Kartoffelfelder! Wir werden keine Felder haben. Auch gut! Da braucht man nie um das Wetter besorgt zu sein. Handwerk hat goldenen Boden! Der Ernst sagt, es sei das letzte Jahr, daß ich Arbeit auf dem Felde thue. Hernach läßt er es nicht mehr zu, und ich werde feine Hände kriegen, wie eine Dame. Er ist so thöricht, der Ernst, so stolz auf mich! Das ist wohl Dein Vieh da drüben. Du hast's gut, Du bist reich. Doch ich möchte nicht so viel Kühe haben; was nützt es? eine ist genug. Je mehr Gut, desto mehr Sorgen! Was macht der Bauer? Ist er gesund?"

Madleen nickte und wies mit der Hand auf das ferne Feld, wo die kräftige Gestalt ihres Mannes zu sehen war mitten unter den Schnittern im Sonnenglanz.

„Ich sehe, er ist bei der Arbeit," sagte Sybille, „und Du schaffst indessen viel im Hause? Ja, Du hast einen reichen Mann! der kann Dir alle Tage Honigkuchen kaufen und seidene Tücher dazu!"

„Ach was!" fiel Madleen schnell ein, „das ist anders, wenn man erst verheirathet ist. Wir haben an viele Dinge zu denken. So was paßt nur für Brautleute. Wenn man erst viel Arbeit hat und mancherlei Sorgen — da kann man nicht immer mit einander schön thun und schön reden."

„O! das nimmt nicht so viel Zeit weg!" versetzte Sybille scharf. „Es kommt eben auf das Herz an. Doch natürlich! Die Männer sind nicht alle gleich! nun — und wie geht es mit den Kindern? lieben sie Dich?"

„Die Kinder sind gut!" sagte Madleen, ohne die Schwester anzusehen. Diese fuhr unbehindert fort: „Das ist recht, daß Du ein Herz für sie hast. Sieh! ich könnte es nicht. So ein Kind auf dem Arm halten und denken, es ist nicht mein eigenes, ich bin doch nicht die rechte Mutter — nein, ich vermöchte es nicht! Mir wäre es, als hätte mir Jemand schon vorher das Herz meines Mannes gestohlen! Doch ich schwätze hier und muß nach Hause. Grüß Dich Gott, Madleen, Du hast ja auch wohl Arbeit vor."

Sie nahm ihr Bündel vom Boden auf, nickte wiederholt der Schwester zu und ging fort.

Madleen schlug auch den Feldweg nach Hause ein, doch als ihre Schwester außer Gesichtsweite war, wurde ihr Schritt langsamer. Sie streifte im Vorübergehen mit der Hand die grünen Halme des Haferfeldes ab und streute die weichen Körner nachdenklich in den Wind. Jedes Wort ihrer Schwester hatte heute wie Dornen ihr wundes Herz geritzt. Sie fühlte doppelt ihr Leid. „Reichthum und viel Gut sind für solche Leute nöthig, die sich nicht lieb haben," hatte Sybille gesagt. O, was galt Madleen Reichthum und Gut! Alles hätte sie daran geben mögen, um nur einmal so froh, wie ihre Schwester, sagen zu können: „Er ist so stolz auf mich; er hat mich lieb!" Die Einsamkeit und die Traurigkeit machte ihr Herz überwallen. Sie begann zu singen, um nicht zu weinen. Kaum daß sie Acht gab auf die Worte des Liedes, die sich hineinschmiegten in die klagende Melodie, bis das Echo von unten ihr den Schall zurückwarf und ihr mit den Worten auch die Erinnerung in das Gedächtniß zurückdrängten:

Wo die Weiden lieblich sprießen
An dem Bache, fluthbethaut,
Weine dort, und rufe laut
Den verlor'nen Freund zu grüßen!
Mägdelein!
Herzelein!
Liebstes Lieb!

IV.

Es war Sonntag im October. Im benachbarten Flecken war Jahrmarkt, von den Leuten der Umgegend stark besucht. Auch aus dem Wihtohl-Gesinde wollte man hin. Der Bauer hatte ein selbstgezogenes dreijähriges Fohlen zu verkaufen und Christine mußte sich Webeblatt und Spule besorgen, um den Webstuhl herzurichten zur Arbeit des Winters.

Die junge Bäuerin und Mathies sollten anfangs mitfahren, doch zuletzt ging es nicht an. Eins der Pferde war lahm geworden; der Tagelöhner Peter spannte nun das seine dazu und fuhr mit, einen Sack Leinsaat auf den Markt zu bringen, desgleichen seine Frau, um sich ein neues Spinnrad zu holen. So wurde nun der Leiterwagen im Hofe mit Säcken und Stroh ausgerüstet. Der Bauer stand in Hemdsärmeln daneben, ein rothes Tuch um den Hals gebunden und einen grauen Filzhut mit blauem Bande auf dem Kopfe; er spannte die Pferde ein. Im Wagen saß bereits die Tagelöhnersfrau, das alte Spinnrad im Arme haltend, und schalt laut auf die Kinder, die an den Wagenrädern emporzuklettern versuchten. Knechte gingen ab und zu und steckten in den Wagen Alles, was mit zum Markte sollte, einen Korb mit Eiern oder ein fettes Huhn. Christine lief eilig immer wieder die Bodentreppen hinauf und herab; erst als der Bauer mit der Peitsche knallte, eilte sie an den Wagen im schönsten Putze,

die blonden Zöpfe um den Kopf geschlungen und buntseidene Tücher darüber.

Madleen und die Kinder lehnten an der Hausthür und sahen zu mit schwerem Herzen; sie hätten gern mitfahren mögen! Der Bauer stieg auf's Rad und schwang sich in den Wagen.

„Nun, lebe wohl, Bäuerin," rief er ihr tröstend zu. „Ein andermal fährst Du zum Markt. Was soll ich heute für Dich kaufen? ein rothes Tuch oder einen Weck?"

Madleen nickte. Sie dachte an Ernst's Liebesgaben für Sybille und rief, ohne sich zu bedenken:

„Einen Honigkuchen mit einer Rose darauf und ein weiß baumwollenes Tuch mit gelben Blumen."

Alle lachten laut auf, auch die Knechte und die Kinder, und Madleen erröthete über ihre Bitte.

Karling weinte und wollte mit, da Christine fuhr. Sie hob ihn empor und küßte ihn zärtlich.

„Weine nicht, Herz," sagte sie, „ich bringe Dir Bretzel mit!"

Zürnend rief man nach ihr aus dem Wagen, sie hatte Mühe sich hineinzuschwingen, denn die Pferde rückten an, und fort ging es aus dem Hofe hinaus.

Es war ein kalter, klarer Tag. Röthlich schimmerte das Laub der Wälder, und Schwärme von Staaren erhoben sich in die Luft, schwebten eine Weile und ließen sich zusammen nieder auf die Ebereschenbäume am Teich.

Als Madleen über den Hof schritt, sah sie die Stallthür halb offen stehen; sie trat heran und fand dort Michel, der baarfuß seine hohen Stiefel putzte.

„Michel! was thust Du hier?"

„Ich mache meine Stiefel blank."

„Willst Du auch auf den Markt?"

„O bewahre! Doch daß Ihr nicht zum Markte fahrt, Bäuerin, das wundert mich!"

„Dich wundert Alles!" sagte Madleen ärgerlich.

„Ja wohl! und es wundert alle Leut! Ihr seid jung und reich und hübsch, und habt niemals ein Vergnügen."

„Nein," sagte Madleen seufzend.

„Ich wüßte, was ich thäte an Eurer Stelle."

„Und was wäre das?"

„Es giebt noch andere Dinge, die viel lustiger sind, als zum Markt fahren."

„Ich wüßte nicht," sagte sie schwermüthig und schüttelte den Kopf.

„Tanzen!" warf Michel ein, und sie schlug rasch die Augen zu ihm auf und nickte.

„Ja, tanzen! vielleicht zu Sybillens Hochzeit," setzte sie niedergeschlagen hinzu, „doch das ist noch lange bis dahin."

„Nein," sagte Michel geheimnißvoll, „ich meine tanzen, heute Abend schon."

„Thorheit!"

„Gewiß, gewiß. Kommt mit, Bäuerin. Ich gehe zum Tanze heute Abend. Es spielen zwei Violinen dort und eine große Baßgeige."

„Wo?"

„In der kleinen schwarzen Schenke dort drüben, jenseit des Waldes; o! es wird lustig sein! Ich bitte Euch, kommt mit und seid nicht bange. Seht Euch den Scherz an! Nur zum Zeitvertreib! Gefällt es Euch nicht, so kommen wir wieder nach Hause; es zwingt Euch Niemand zum Tanze."

„Du bist nicht gescheut, Michel; was wird der Bauer sagen?"

„Er soll es nicht erfahren. Wir sind weit früher zu Hause als jene. O, den Bauer fürchtet nicht! Er hat von Euch gesagt: ‚Meine Frau ist sechzehn Jahre alt; sie kann

nicht Vernunft haben für sechzig!' Das sagte er, und das sagen alle Leute. Seid nur fröhlich, man sieht Euch Alles nach! Ihr seid schön wie eine Mohnblüthe und wollt immer zu Hause hocken!"

„Aber Michel! Michel!" rief Madleen aufgeregt. „Was werden die Leute sagen, wenn es heißt: die Wihtohl-Bäuerin läuft in die Schenke, um zu tanzen!"

„Ei!" versetzte Michel weise. „Wir sind nicht so dumm, als man glaubt. Euch kennt Niemand dort und mich auch nicht. Ich sage, ich sei aus Grüneberg und Ihr meine Schwester oder meine Braut. Geht nur! Das sieht Euch Niemand an, daß Ihr die Wihtohl-Bäuerin seid, und selbst, wenn Ihr es sagt — glaubt es Keiner!"

„Meinst Du wirklich?"

„Ei, freilich!"

„Ist es weit bis dorthin?"

„Nicht gar weit; und hört, Bäuerin, was wir thun wollen. Wir nehmen die braune Stute aus dem Stalle und sind nach einer Weile rasch wieder zu Hause. Geht, legt Eure schönsten Kleider an. Im Walde an der kleinen Brücke wartet auf mich. Ich nehme bis dorthin einen anderen Weg. Niemand soll hier das Geringste davon merken."

Die Versuchung war für Madleen groß. „Es kann kein Unrecht sein," dachte sie, „mit dem eigenen Knecht ausgehen und ein wenig es mit ansehen, wie andere Leute lustig sind, wenn auch nur um den einsamen Tag zu kürzen und sich hübsch auszuputzen, weit, weit hübscher als die einfältige, eingebildete Christine."

Sie konnte zu keinem Entschluß kommen.

„Ich weiß nicht, was ich thun werde," sagte sie; „jedenfalls, lieber Michel, putze auch meine Schuhe blank."

„Ja wohl, Bäuerin. Ich sehe, Ihr habt Lust und werdet kommen. Die alten Leute mit Gicht und Runzeln mögen allein in der Sonne sitzen und Langeweile haben, wir jungen Leute müssen tanzen und lustig sein."

Madleen ging ihre Schuhe holen und trug sie unter ihrer Schürze herbei; sie lief so schnell sie konnte, doch als sie an den Kindern vorüberkam, die im Hofe mit Sand spielten, mäßigte sie ihren Schritt und versuchte gleichgiltig eine Melodie zu trällern; dann lief sie wieder und stand athemlos vor Michel.

„Hier sind die Schuhe, und siehe her, rathe mir, welches Tuch findest Du schöner? welches lege ich an? das rothe oder das helle?"

„Das rothe gefällt mir besser."

„Gut, dann nehme ich es. Und was sagst Du zu der runden, silbernen Brosche. . . .?"

„Nein, nein, das geht nicht. Man soll Euch für ein armes Mädchen halten."

„Das ist wahr, Du hast Recht. O, ich freue mich! Gehen wir bald, lieber Michel? ich kleide mich gleich an."

„Bald, wenn die Sonne untergeht. Wir haben Mondschein heute, da ist es hell wie am Tage."

Eine Mondsichel, die anfangs blaß am Himmel gestanden, dann silbern und endlich golden erglänzte, sandte ihr Licht hernieder und kämpfte an gegen die rasch zunehmende Dunkelheit des Herbstes.

An der kleinen Brücke im Walde wartete Madleen auf Michel. Endlich hörte sie es über die Wurzeln des Waldweges herangaloppiren und Roß und Reiter wurden sichtbar im klaren Mondschein.

„Michel!" rief Madleen und trat hinter dem Brückenpfosten hervor; „wo bist Du so lange geblieben?"

„Ich konnte nicht eher fort und habe den Frauen und Kindern gesagt, Ihr wäret nach Seddohl zur Mutter gegangen und kämt erst zur Nacht heim."

Michel sprang vom Pferde.

„Ei, Bäuerin!" rief er aus. „Wie schön seid Ihr und wie fein gekleidet!"

Erfreut wandte sich Madleen ganz dem Mondscheine zu, um sich besser sehen zu lassen, und Michel stand bewundernd vor ihr. Es war nicht das seidene Tuch, wie sie wähnte, und das rothe Band, die ihn so entzückten, sondern die jugendlich anmuthige Gestalt voll Lebenslust und Erwartung, das erregte Gesicht und die Augen, deren Glanz wunderbar schimmerte in der nächtlichen Beleuchtung des Waldes.

„Doch, wie kommen wir hin," sagte sie eifrig, „auf dem einen Pferde?"

„Es trägt uns Beide, seid getrost, ich halte Euch."

Er stieg auf und hob sie zu sich auf's Pferd.

„Ist Euch bange?" fragte er.

„Nein. Zu Hause ließ mich der Vater oft reiten, ich fürchte mich nicht. Halte mich nicht so fest, Michel, was fällt Dir ein," rief sie ärgerlich, „ich leide es nicht."

„Was Ihr närrisch seid, Bäuerin! Den Arm muß ich um Euch legen. Ihr könntet fallen und Euch den Hals brechen. Und nun noch ein Wort! Dort dürft Ihr nicht so stolz gegen mich sein, denn wenn Ihr's nicht einmal leidet, daß ich Eure Hand fasse, glaubt es Niemand, daß wir Brautleute sind."

„Ach dummes Zeug! Es braucht Keiner so was zu glauben! Bekümmere Dich garnicht um mich, und wenn man Dich nicht fragt, so schweige ganz davon."

Der Weg bis zum Wirthshaus kam Madleen entsetzlich lang vor, obgleich Michel lustig und gesprächig durch tausend

Thorheiten ihr die Zeit zu verkürzen suchte. Zuweilen ließ er die braune Stute galoppiren und lachte vergnügt, wenn Madleen sich ängstlich an ihn klammerte und dabei tapfer auf ihn losschalt.

Endlich hörte der Wald auf. Röthlich schimmerten vor ihnen die hellen Fenster der Schenke. Geigenklänge waren zu hören, lustige Stimmen und Gesang. Madleen's Herz klopfte vor Erregung.

„Laß mich absteigen!" rief sie. Beide gingen nun zu Fuß und führten das Pferd hinter sich her. Am Zaun standen viele Gäule angebunden; Michel befestigte auch dort den Zügel der braunen Stute. Während dessen war Madleen auf einen Stein gestiegen und schaute durch die kleinen Scheiben in die helle Wirthsstube hinein. Knarrend wurde die Hausthür aufgethan; es kamen Leute heraus mit Pfeifen und Peitschen in der Hand.

„Sieh nur!" rief der Eine. „Da guckt auch noch ein hübsches Mädchen! Geh nur in die Stube, es sind Burschen genug, die mit Dir tanzen werden."

„Wir thäten es auch," sagte ein Anderer lachend. „Doch wir sind alte Knaben und gefallen Dir nicht mehr, und Du bist gekommen, Dir einen Schatz zu suchen."

Sie lachten rauh und gingen fort.

„Geh hinein, Michel, und tanze ein wenig," sagte Madleen ängstlich; „ich bleibe hier und sehe von außen zu."

Es waren viele Leute in der Stube und es ging lustig her. Michel war bald gut Freund mit den Burschen, doch er tanzte nicht, sondern kam zurück und rief nach der Bäuerin:

„Kommt herein! Ich habe allen Leuten gesagt, ich sei mit meiner Braut aus Grüneberg gekommen. Es ist Niemand da, der uns kennt."

So ging sie hinein und tanzte mit ihm. Es wurde ihr immer lustiger zu Sinn; die Geigen klangen so schön, und der Baß brummte dumpf dazwischen. Michel stampfte wacker drauf los mit den hohen Stiefeln, wirbelte sie im Kreise umher und jauchzte lustig, als er sie zuletzt mit beiden Armen zu sich in die Höhe hob. Es war ihr, als träume sie. Er brachte ihr auch zu essen und zu trinken und darauf tanzten sie wieder. Die fremden Burschen gafften sie bewundernd an und baten dann Michel um die Erlaubniß, mit seiner Braut tanzen zu dürfen. Doch wenn sie wieder auf ihren Platz zurückkehrte, stellte er sich gleich wieder neben sie und faßte ihre Hand. Das ärgerte Madleen; sie runzelte die Stirn und kniff ihn in die Finger; doch er that, als bemerke er es nicht. In den Pausen traten die fremden Mädchen an sie heran, befühlten ihr Tuch und ihr seidenes Band und fragten sie allerlei. Das verwirrte Madleen; sie wußte nicht, welche Antwort zu geben, sondern wandte sich ab und senkte stumm den Kopf auf die Brust. Darauf wurde wieder getanzt, und das ging eine Zeitlang fort. Die Burschen waren ganz toll über das hübsche, fremde Mädchen, stießen Michel bei Seite und stritten bei ihr um den Vorrang. Das verdroß die anderen Tänzerinnen, und sie flüsterten miteinander, dieses hergelaufene, junge Geschöpf setze es darauf an, Allen die Köpfe zu verdrehen, und sei doch nur eine alberne Gans. Doch es sollte nicht so friedlich enden, wie es angefangen hatte. Daß Michel immer vertrauter mit ihr that, ärgerte Madleen; sie stieß ihn von sich und wollte garnicht mehr mit ihm tanzen. Darüber verhöhnten ihn laut die Burschen, doch die Mädchen zuckten die Achseln und riefen entrüstet, es sei kein ordentliches Mädchen, die lieber mit Fremden tanze als mit dem eigenen Bräutigam.

„Was, der, mein Bräutigam!" rief Madleen zornig.

„Nun, ja wohl!"

„Nein! Das ist er nicht!"

„Er hat es selbst gesagt!"

„Und ich sage es noch einmal, sie ist meine Braut!" rief Michel trotzig.

„Dummes Zeug! er lügt. Kein Wort ist davon wahr! Ich, eines reichen Bauern Tochter! und so ein Bräutigam! Pfui! Ich mag nicht einmal auf ihn hinsehen! Mein Knecht ist er, das ist die Wahrheit! Ich habe gar keinen Bräutigam, ich habe einen Mann!"

„O je! Die hat einen Mann!"

„Das muß ein rechter sein!"

„Läßt sie umherlaufen mit dem Knecht!"

„Liegt wohl in einem anderen Kruge oder tanzt dort!"

„Schweigt nur Alle still," rief Madleen, „und sprecht kein Wort von meinem Manne. Es ist keiner von Eurer Sorte. Es ist ein ganzer Mann, ein rechtschaffener, ein strenger und verständiger! Kein so liederlicher Hasenfuß, wie Ihr es Alle seid und wie der Michel da! Pfui! Er geht niemals in den Krug, er ist immer brav und mäßig, und so stolz und ehrbar, daß er keinem von Euch auch nur die Hand reichen würde! Fragt wen Ihr wollt nach dem Wihtohl-Bauern, ob es einen Anderen giebt, der so gut, sanft, rechtlich und ordentlich ist wie er!"

„Wie? Der Wihtohl-Bauer?"

„Dann ist es die Wihtohl-Bäuerin?"

„Die junge thörichte Bäuerin?"

„Ei! seht doch."

„Wunderdinge erzählt man von ihr!"

Madleen war den Thränen nahe.

„Ja!" rief sie, „Ihr habt recht, ich bin die Wihtohl-Bäuerin, und eine schlechte, kindische, leichtsinnige Bäuerin!

Ich bin heimlich aus dem Hause gelaufen, um hier den Tanz mit anzusehen! Es war unrecht und schlecht von mir. Doch ich werde von jetzt an mich ändern. Ich gehe nach Hause und komme nie wieder in's Wirthshaus zu so wüsten Leuten! Jedes zürnende Wort meines Mannes ist mir tausendmal lieber als all' Eure Geigen und Eure wilde Lustigkeit."

Sie brach in Schluchzen aus, hielt beide Hände vor's Gesicht und lief zur Thür hinaus.

Die Mädchen kicherten; die Burschen wollten ihr nacheilen, doch Michel stellte sich ihnen trotzig in den Weg und rief: „Rühre Keiner sie an! ich leide es nicht! Laßt sie gehen!"

Madleen lief die Treppe hinab und war allein draußen in dunkler Nacht. Sie drückte weinend das Tuch an die Augen, unbekümmert um den Weg, den sie einschlug. Die Erinnerung an ihren Mann hatte wie mit einem Hammerschlage das Truggebilde der lärmenden Lustigkeit zertrümmert! Sie fühlte es mit heißem Schmerze, daß sie seiner unwerth war, daß Alles, wonach ihr Herz rang und sich sehnte, sich ihr entzog in unerreichbare Ferne, weit, weitab lag von den thörichten, wüsten Wegen, die sie heute gewandelt war!

„Bäuerin! Bäuerin!" rief eine Stimme hinter ihr. Es war Michel.

„Bäuerin! das ist der rechte Weg nicht! Kehrt um! So kommt Ihr nicht heim! Steigt auf die braune Stute; wir wollen nach Hause!"

„Nein!" sagte Madleen. „Ich will nichts von Dir wissen! Ich reite nicht mehr mit Dir! Bleibe Du bei Deinen Genossen! Ich gehe allein!"

„Hört mich an, Bäuerin, ich hab' es nicht bös gemeint; ich thue Euch nichts, seid wieder gut. Allein kommt Ihr nicht nach Hause, Ihr kennt den Weg nicht!"

„Jetzt finde ich ihn schon," sagte Madleen und ging voran, ohne sich nach ihm umzusehen; Michel folgte ihr langsam zu Pferde. Im Walde, wo es dunkel war, stieg er ab und ging nebenher, doch wenn er sie anreden wollte, wandte sie sich zürnend ab, und er hörte zuweilen, daß sie leise weinte.

An der kleinen Brücke im Walde blieb Michel stehen. „Nun seid Ihr gleich zu Hause," sagte er, „und könnt nicht mehr fehlgehen. Ich will noch einmal zurück, Bäuerin, die Zeche bezahlen und ein Glas Bier trinken."

Madleen antwortete nicht. Sie hörte, wie die braune Stute sich eigensinnig hin und her drehte und nicht mehr fort, sondern nach Hause wollte. Michel fluchte ungeduldig, dann galoppirte er zurück in den Wald.

Aus dem Wihtohl-Gesinde blinkte ein Licht entgegen, das flimmerte von der Höhe herunter und gab Madleen die Richtung an. Die Nacht war kalt und dunkel, es lag Reif auf dem Grase. Im Hofe war Alles still, die Stallthüren zu. Der Leiterwagen, in dem man heute zum Markte gefahren war, stand ausgespannt und leer. Sie waren schon lange zurückgekehrt und Alles lag in tiefem Schlafe. Madleen ging durch die Hausthür in den Flur; dort verließ sie aller Muth, alle Fassung! Sie setzte sich auf die Schwelle der Stubenthür, stützte den Kopf in die Hand und saß still im Finstern. Was sollte sie ihrem Manne sagen? und was würde er danach thun? und Christinens und aller Leute Verachtung? Dabei war sie so müde, daß ihr Kopf an die Thür zurücksank, das klang wie ein leises, ängstliches Klopfen.

Die Thür öffnete sich und der Bauer stand vor ihr. Verwundert, fragend blickte er nieder auf seine junge Frau, die in schönstem Putz, verweint, ermüdet, erstarrt auf ihrer eigenen Schwelle saß, ein Bild des Jammers.

„Madleen? Komm herein, was giebt es, warst Du bei der Mutter?"

Sie schüttelte den Kopf. Sein Gesicht verfinsterte sich.

„Was ist geschehen? woher kommst Du? wo bist Du gewesen?"

Sie konnte nicht Worte finden, sie stand vor ihm zitternd.

„Sprich! wo warst Du?"

„In der schwarzen Schenke im Walde; scheltet mich und schlagt mich und thut, was Ihr wollt, ich habe es verdient! Ich bin heimlich mit dem Michel aus dem Hause gelaufen — ich habe mit ihm getanzt — und mit fremden Leuten — ich habe Schande über Euch gebracht —"

Der Bauer trat einen Schritt zurück.

„Mit dem Michel warst Du?" Es zuckte gewaltsam in seinem Gesicht und er ballte die Faust.

„Ich thue es nie mehr," schluchzte Madleen, „daß ich zu so wüsten Leuten gehe! Ich wollte nur etwas tanzen, weil ich so jung bin, und so allein — und da —"

„Nun?" fragte er gespannt.

„Sie sprachen schlecht von Euch — das konnte ich nicht leiden — und schalt sie — und ich schämte mich — und wollte zurück — zu Euch — fort von dem Michel — fort von diesen wilden Burschen —."

Sie weinte heftiger.

„Komm herein, Madleen," sagte der Bauer, und seine Stimme klang unnatürlich und dumpf. „Ich that Unrecht, Dich allein zu lassen! Thue Deine Sachen ab, sie sind kalt und feucht und Du zitterst. Du bist ein thörichtes Kind, und der Junge — ist ein Schurke!"

Seine Stimme bebte; er faßte sie rauh bei der Hand, zog sie herein und machte die Thür zu.

„Wo ist Michel?" fragte er.

„Wieder zurück zur Schenke."

„Geh schlafen," sagte er hart, „ich werde hier auf ihn warten."

Madleen war müde, sie fröstelte und schauerte in sich hinein, warf das zerknitterte Band und das Tuch achtlos von sich und vergrub ihr Haupt in das Kissen, immer noch schluchzend.

Der Bauer hatte sich von ihr abgewandt und stand aufrecht am Tisch, die Hände auf dem Rücken, die Stirn gerunzelt, blickte er in die röthliche Flamme der Oellampe. Er that, als höre er garnicht auf sie hin, doch als sie nicht ruhig werden konnte und immer von Neuem schluchzte und fröstelte, ging er an die Thür der kleinen Kammer, stieß sie auf und rief in die Dunkelheit hinein:

„Christine!"

„Nun, Bauer!"

„Stehe auf, Christine! Mache Feuer an und die Suppe warm oder Milch. Die Bäuerin ist aus Seddohl nach Hause gekommen, und das Wetter war kalt."

Christine gehorchte seinem Rufe mit der stillen Dienstfertigkeit, die sie immer für ihn hatte, und Madleen wagte es nicht, das warme Getränk abzuweisen, obgleich sie anfangs den Kopf unwillig wegwandte und sich schlafend stellte.

Immer noch stand der Bauer vor der Oellampe, finster, in wartender Stellung, auch als Alles ringsumher schlief und selbst Madleen ihren Gram und ihre Reue in tiefen Kinderträumen vergessen hatte. In Leichtsinn und Unverstand hatte sie an das gerührt, was der Stolz seiner Seele war, an die Würde und Ehrbarkeit seines Hauses und Namens! Wie ein kindisches Spielzeug zum Zeitvertreib hatte sie dies Heiligthum zertrümmert, einen Spott der Leute daraus gemacht,

leichtfertig und gedankenlos, und der Groll schwoll immer mächtiger an in seiner Brust, während er düster in tiefer Nacht darüber brütete.

Stunde auf Stunde verrann. Alles blieb still. Aus der Tagelöhnerstube drüben tönten abgerissene Klänge eines lettischen Wiegenliedes hinüber und das Weinen eines kranken Kindes, dann schwieg Alles, und nur die Athemzüge der Schlafenden waren zu hören.

Der Bauer zündete die Laterne an und ging hinaus auf den Hof. Die Erde war weiß bereift und hart, der Mond untergegangen. Der Schein der Laterne fiel auf einen hellen Gegenstand am Boden; er beugte sich nieder; es war ein Tuch, das die Bäuerin verloren hatte, doch er hob es nicht auf, sondern wandte sich unwillig ab und ging vorüber.

Im Stalle sah er nach dem Vieh und blieb zürnend stehen vor dem leeren Platz der braunen Stute.

Als er in die Stube zurückkehrte, krähten ein paar Hähne auf der Bodenleiter, und die Kinder, die auf der Ofenbank schliefen, murmelten im Traum. Er setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf in die Hände und wartete wieder. Je länger die Spannung dauerte, desto mehr schwand ihm die Kraft, seinen Zorn zu mäßigen; es war ihm, als müßte er ersticken. Endlich fuhr er zusammen; da ein wohlbekannter Ton an sein Ohr traf, das Zuschlagen der Stallthür. Er blickte hinaus durch die kleinen Scheiben seines Fensters. Eine kalte, bleiche, frostige Dämmerung verkündete bereits den Morgen; weißlich schimmerte der Horizont. Der Bauer blies die Lampe aus und ging hinaus. Ueber den Hof kam Michel ihm entgegen, die Mütze im Nacken, die Hände in den Hosentaschen und die Pfeife im Munde in herausfordernder, übermüthiger Stimmung. Der Bauer ging nicht

auf ihn zu, sondern lehnte sich an das Haus und starrte nach ihm hin mit verhaltenem Athem und vorgebeugtem Kopfe. Er fühlte sich selbst in dem gefährlichen Zustande eines Menschen, der jede Gewalt über sich verloren hat, der ungewohnten Leidenschaft zu begegnen.

Michel sah ihn, stutzte anfangs, wollte aber dennoch trotzig vorübergehen; doch der Bauer sprang ihm in den Weg, mit wuchtiger Hand ihn an der Brust packend, schüttelte er ihn, hob ihn in die Höhe, als fühle er das Gewicht seines Körpers nicht, und schleuderte ihn zur Seite.

Michel taumelte: klirrend fiel ihm die Pfeife zu Boden, und seine Mütze flog vom Kopfe.

„Nicht einen Schritt in's Haus!" sagte der Bauer in unterdrücktem, unheimlichem Flüsterton, der im Gegensatz stand zu dem vor Zorn gerötheten Gesichte.

Michel hob die Mütze auf und stieß mit dem Fuß an die Scherben seiner Pfeife.

„Hört mich doch an, Bauer," begann er in weinerlichem Tone, „die braune Stute ist wieder da und ihr ist nichts geschehen! Was thut es, wenn die Bäuerin ein wenig mit uns jungen Burschen tanzt? hier kümmert sich Niemand um sie, und Ihr mögt sie nicht leiden."

Er hatte zu seiner Entschuldigung das Schlimmste gewählt und gebrauchte die Waffe, die am schmerzhaftesten trifft, ein Wort des Vorwurfs nämlich, in dem Wahrheit enthalten ist.

Der Bauer zuckte zusammen, wie ein verwundeter Löwe; er trat an ihn heran, hoch aufathmend; Michel hob beide Hände schützend über seinen Kopf. Der Bauer bückte sich, ergriff ein eisenbeschlagenes Wagenrad, das am Boden lag und schwang es sausend hoch durch die Luft, während Michel: „Hilf mir, Gott, ich sterbe!" ausstieß.

Doch in demselben Augenblicke ertönte noch ein anderer Schrei, eine Gestalt drängte sich zwischen sie, stieß Michel bei Seite und fiel dem Bauern in den Arm; es war Christine.

„Bauer! Bauer!" rief sie. „Um Gotteswillen, was thut Ihr? Ihr bringt ihn um! bedenkt Euch, faßt Euch, kommt zur Besinnung!"

Langsam ließ der Bauer das erhobene Rad sinken; ihm war zu Muthe wie einem Nachtwandler, den man plötzlich bei seinem Namen ruft. Er wandte das Gesicht ab; er strich mit der Hand über die Stirn; er wagte nicht aufzublicken und schämte sich seines jähen Zornes.

„O Gott!" rief das Mädchen schaudernd, „welch' Unglück hätte es geben können! Gott ist gnädig, er hat Eure Hand davor bewahrt." Und sie hielt noch immer seinen Arm fest, als traue sie ihm nicht.

Es geschieht zuweilen, daß die plötzliche Ankunft eines Dritten die Erregung zweier Leute niederschlägt wie ein Wasserstrahl die aufflackernde Flamme. Michel stand da, bleich vor Angst wie ein Gerichteter, und immer noch kämpfte ein trotziger Vorwurf in seinen Zügen.

Der Bauer sah zu Boden und athmete schwer. Es verdroß ihn, bei dem Ausbruch solcher Leidenschaft ertappt worden zu sein, er, der Ruhige, der Weise, der Gerechte! und noch dazu von Christine, die immer gut von ihm dachte!

„Faßt Euch!" sagte wieder das Mädchen. „Seid ruhig, Bauer! Ihr seid ja immer besser und verständiger als andere Leute. Thut keine Sünde an ihm, laßt ihn laufen. Er ist es nicht werth, daß Eure Hand sich an ihm versündige. Denkt an uns Alle!"

„Ja, ja, ich weiß es! Laß meinen Arm los. Es ist schon recht — ich thue ihm nichts! — Doch er muß fort, — fort — auf der Stelle, — nicht einen Schritt in's Haus,

— Du lüderlicher Geselle, der Du Nachts in die Krüge läufst! Hörst Du! — Bringe ihm seine Sachen, Christine, gleich, keinen Schritt über die Schwelle, — so wahr ich der Wihtohl-Bauer bin! Ich zahle Dir Deinen Lohn ein ander Mal, — jetzt packe Dich, oder ich thue Dir ein Leid!"

Michel wollte sprechen.

„Still! still!" rief ihm Christine zu. „Um Gotteswillen, schweige und geh'; siehst Du denn nicht, wie er ist! Schweige, oder es geschieht ein Unglück, und ich kann es nicht mehr verhüten! Geh', warte im Stalle, ich bringe Deine Sachen. Sprich kein Wort dagegen, wenn Dir Dein Leben lieb ist, Du hast getrunken! Du weißt nicht, was Du thust!"

So drängte sie ihn fort mit Gewalt und schaute zurück nach dem Bauern, welcher dastand und mit der Hand das wirr im Morgenwinde flatternde Haar zurückwarf.

Es war dies einer jener Vorfälle in unserem Leben, die sich mit räthselhafter Geschwindigkeit abspielen; kaum daß die Erinnerung ihnen zu folgen vermag. Sie streifen nah heran an Schreckniß und blutiges Unglück, und nur ein Zufall, eine unbedeutende Kleinigkeit hat uns gerettet vor den schrecklichen Folgen einer plötzlichen Leidenschaft.

So hatten diese drei Menschen, zitternd vor Erregung, in dem bleichen Morgenlichte bei einander gestanden, kaum daß ein Fremder den äußeren Anlaß hätte begreifen können, doch das ist es, daß in solchen Augenblicken alles Nichtausgesprochene, Unterdrückte, Zurückgehaltene sich Bahn brechen will, wie nach langer Schwüle ein Gewitter sich entladet.

Als die Sonne aufging, wanderte Michel aus dem Hofe hinaus. Christine hatte ihm geholfen, draußen an der Pforte sein Bündel schnüren, nun kam sie heim, ganz erstarrt, in kurzem Nachtrock, die blonden Zöpfe über den Rücken

hängend. Sie mußte an dem Bauer vorüber, der an der äußeren Wand des Hauses lehnte, der aufgehenden Sonne gegenüber. Scheu blickte sie an ihm empor, doch es überströmte ihr Herz ein Gefühl der Freude und Dankbarkeit, als sie ihn anschaute; sie hatte ihm einen Dienst leisten dürfen und ihn gerettet vor großem Leid. Ihn, den Starken, hatte ihre schwache Hand beschützt vor Schuld und Reue. Sie blieb neben ihm stehen und faltete die Hände auf der Brust.

Er wandte sich zu ihr, und da ihre Blicke sich trafen, zuckten sie beide zusammen.

In dem Augenblicke ging eine Wandlung in ihm vor. Es hatte der Aufregungen der heutigen Nacht bedurft, um seine Seele gewaltsam aus dem ruhigen Gleichgewichte zu reißen und ihm die Gewalt über sich selbst zu rauben; und nun plötzlich im Auf- und Niederwogen der Gefühle, als er das Mädchen vor sich sah, traf es ihn wie ein Donnerschlag: Nicht Madleen liebte er und würde er je haben lieben können! — sondern Christine. Nicht Madleen hatte die Untreue gegen ihn begangen und sich von ihm abgewandt — sondern er hatte ihr schon lange sein Herz entzogen! Nicht die Leichtfertigkeit Anderer hatte er anzuklagen, sondern seine, seine eigene Schuld!

Es war eine plötzliche Offenbarung und so gewaltsam, daß er zusammenschrak, und Christine mit raschem, weiblichem Gefühl, erbleichend von ihm zurücktrat.

Er suchte nach Worten, nach einer gleichgiltigen Rede, um sich Fassung zu geben, und sagte stockend: „Ich danke Dir, Christine, Du bist ein gutes Mädchen. Sage den Leuten nichts von Allem, nur daß ich den Michel habe fortschicken müssen, weil er lüderlich war — und — höre — wenn Du in's Haus gehst — ziehe die Thür sachte an, die Bäuerin schläft."

V.

Als Madleen erwachte und ihren Kopf vom Kissen erhob, hatte sie das Gefühl, es wäre besser für sie, immer, immer weiter zu schlafen, weil nach den gestrigen Thorheiten der heutige Tag nur Elend bringen könne. Sie gedachte ihres Mannes, und die Erinnerung an sein strenges Wesen bei ihrem Empfange machte, daß sie den Kopf zurück auf das Kissen legte und zu weinen begann. Sie beschloß auf ihn zu warten und, wenn er käme, durch ihr Bitten seine Verzeihung zu gewinnen. Leise wiederholte sie die Worte, mit denen sie ihn anreden und ihm sagen wollte, wie unglücklich sie sei, und wie nichts in der Welt ihr so herrlich erscheine wie seine Liebe, die sie einmal zu erringen hoffe.

Doch der Bauer kam nicht. Es wurden Vorbereitungen für das Frühstück getroffen; sie stand auf und saß mit den Anderen am Tische, als der Bauer endlich in die Stube trat. Madleen beugte sich tief über die Schüssel und wagte es nur verstohlen auf ihren Mann zu blicken; doch er schien ernst und seltsam verändert, sprach nicht einmal zu den Kindern, wie es doch sonst seine Gewohnheit war, so daß aller Muth ihr sank und ihre Furcht vor ihm sich vermehrte. Auch Christine war anders, aufgeregt und schüchtern. Eine beklommene Stimmung lagerte über Allen, als getraue sich Keiner den Anderen anzusehen und anzureden, und jeder ging an seine Arbeit so rasch wie möglich.

Madleen blieb allein ihren melancholischen Gedanken überlassen und faltete traurig den gestrigen Putz zusammen, der ihr nur Unglück gebracht. Sie hoffte, ihr Mann würde sie nach den Vorfällen des vergangenen Abends fragen und sich überzeugen lassen, daß Alles nur kindische Thorheit, nichts ernstlich Böses dabei sei — doch er fragte nicht. Von Michel's plötzlichem Verschwinden sprach Niemand. Wie

eine schwere, graue Wolke drückte die allgemeine Stimmung sie nieder, ihr war, als fühle sie überall schweigende Verachtung, die allmälich ihr armes, junges Herz zu ersticken drohte. Zu ihren Eltern wagte sie nicht zu gehen, des Vaters Zorn fürchtend, wenn er Alles erführe. Sie begann zu wünschen, sie wäre nie nach Wihtohl gekommen, oder Gott hätte sie ebenso verständig gemacht wie andere Frauen.

Bei jedem Unglücke des Lebens gab es für den Bauern nur einen Trost und eine Hülfe — die harte Arbeit.

So schaffte er auch jetzt unermüdlicher denn je, und nur, wenn das Räderwerk des Tages inne hielt, wurde er sich des Zwiespaltes in seinem Innern bewußt, der ihm zur Qual der Seele geworden. Leicht bewegliche Menschen können erhaltene Eindrücke vergessen, verändern, hinweglügen und überwinden, doch anders war es mit dieser starken, einfältigen Natur, für die Alles gleich Wahrheit wurde und unbeweglich feststand.

Alles hätte er im Leben ertragen und verwinden können, den Verlust seiner ersten Frau, Sorge, Unglück und Enttäuschungen in dieser Ehe — wenn nur der Kern seines Wesens gewahrt blieb, das Gefühl für Recht, Ordnung und Pflicht, das seinem Leben Gleichgewicht gab. Doch nun fand er sich in seinem inneren Sein erschüttert, der Glaube an sich verschwunden. Er selbst, in der eigenen Brust, trug umher, was gegen alle Pflicht, gegen Recht und Ordnung war, was er verdammen und verachten mußte und nicht mehr zu bannen verstand, weil er harmlos wie ein Kind, blind, sich selbst vertrauend, dieses Gefühl hatte mächtig werden lassen.

Damals, als er Madleen heirathete und sein Herz wund war vom Schmerz der Erinnerung, glaubte er den besten Theil des Lebens vorbei und alle Liebe begraben zu haben. Und innerhalb des ersten Jahres, selbst noch glaubend, daß

er seiner jungen Frau wohlwolle und ihr Bestes fördere, nach wenig Monaten, war in seinem Herzen unvermerkt für eine andere eine jener späten und heftigen Leidenschaften entstanden, die weit schwerer zu bannen sind als die auf Täuschung und Bewunderung gegründete Begeisterung erster Jugendliebe.

Madleen's nächtlicher Tanz in der Schenke war in der Gegend bekannt geworden. Man lachte und zuckte die Achseln; man höhnte und flüsterte, man nannte Michel's Namen und schüttelte den Kopf, und doch war dies Alles nicht, was allein den Bauern so finster und unruhig machte — sondern sein eigen Herz und sein Gewissen! —

Es war ein schneereicher Winter und alle Arbeiten lagen außerhalb des Hofes. Der Bauer mied gern sein Haus und in der Einsamkeit des Waldes, wenn die Axt krachend das Holz der Tanne splitterte, fühlte er sich am wohlsten. Ihm war es dann, als warte sein ein friedlich gemüthlicher Haushalt, es sei noch die alte Zeit und er derselbe wie früher, der seinen Untergebenen mit stolzer Würde an sich selbst und seinem Weibe beweisen könnte, was Zucht, Sitte und Pflicht sei.

Christine war seit jenem Morgen verschüchtert und befangen. Für sie hatte es der Worte nicht bedurft, um die Wahrheit zu erkennen, und diese Wahrheit hatte sie erschreckt. Sie ging dem Bauer aus dem Wege, und den ganzen Tag über, während sie nur um seinetwillen arbeitete, sorgte und schaffte, gedachte sie seiner Rückkehr mit dem traurigen Gefühl, es sei doch aus mit aller Freude an seinem Anblicke und seiner Gegenwart.

Sie grollte auf Madleen, die sein Leben verdorben und verdüstert hatte, und erkannte es nun mit Schrecken, daß sie selbst, statt ihn zu trösten, wie sie gewollt, sein Unglück täglich vermehrte. Um ihn glücklicher zu machen, hätte sie sterben

mögen, und konnte es nicht ertragen, daß er, er, der vor allen Anderen Gutes verdiente, finster und trübe seiner Wege ging.

In schwankender Ungewißheit quälte sie sich mit der Frage, ob es besser sei, wenn sie ginge oder bei ihm bliebe? Ihr Pflichtgefühl trieb sie fort und ihr Herz überredete sie zu bleiben, da für des Hauses Wohlfahrt sie unentbehrlich sei. Woche auf Woche verrann, ehe sie zu einem Entschlusse kommen konnte.

Endlich an einem Wintermorgen war es, die Februarsonne glitzerte hell an den Eiszapfen des Daches und Christine sah den Bauer in den Stall hineingehen. Sie mußte auch hin, das Vieh besorgen. Vor der Thür hielt sie inne und holte tief Athem, ehe sie hineinging. Der Bauer war beschäftigt, aus der Ecke eine Leiter herauszunehmen, und Christine stellte die Eimer an den Boden und ging auf ihn zu.

„Bauer!" sagte sie beklommen, „ich bitte Euch, laßt mich gehen!"

Er zögerte nicht mit der Antwort und blickte sie nicht an.

„Ja!" sagte er. „Wohin willst Du gehen?"

Thränen zitterten in ihrer Stimme.

„Ich weiß es nicht. Ich denke, ich werde eine andere Stelle finden."

Er nickte. „Um St. Georgi," sagte er, hob die Leiter auf seine Schultern und ging hinaus.

Als er fort war, barg sie ihr Gesicht in ihre Hände; es schien ihr, als müsse ihr Leben nur bis St. Georgi reichen und Alles darnach sei finstere Nacht!

Die Seddohl-Bäuerin kam oft herüber im Laufe des Winters, um nach der Tochter zu sehen. Sie fand Madleen bleich und krank und trübe und tröstete sich, daß mit dem Frühjahr Alles besser werden würde. „Die Christine geht

fort, Du wirst gesund sein und das Hauswesen führen. Das hätte gleich zu Anfang geschehen müssen. Die Magd darf nicht Herrin im Hause sein, und Du hast jetzt freie Zeit und machst Dir traurige Gedanken."

Im März wurde das Wetter merkwürdig warm; man war erstaunt über den Graswuchs und den Stand der Felder. Doch Anfang April stellte sich Nordwind ein, die Leute gingen in dicken Pelzen auf's Feld und stahlblaue Wolken am Himmel brachten Schneestürme und Hagel nieder auf die grüne Saat.

Am Vormittage lief ein Junge quer über's Brachfeld von Wihtohl nach Seddohl hinüber.

„Die Bäuerin soll zu uns herüberkommen!" rief er.

„Wohin?"

„Nach Wihtohl. Unsere junge Bäuerin ist krank."

„Ich komme!" erwiderte die Alte. „Wo ist der Bauer?"

„Nicht zu Hause. Er ist zur Stadt gefahren."

Die Wolken zogen sich immer dichter zusammen; der Schnee wirbelte in weißen Körnern. Die Krähen flogen niedrig und schief und ließen sich durch den Wind treiben, der in ihre ausgespannten Flügel blies. Von Zeit zu Zeit brach der Sonnenschein durch, grell und blendend, bis jagende Wolken ihn wieder verdeckten. Ein rechtes Aprilwetter!

Gegen Abend legte sich der Sturm; die Hagelkörner schmolzen an der braunen Erde, und als die Sonne untergehen wollte, schimmerten in hellem Glanze die Fenster des Seddohl-Gesindes, ein gutes Zeichen für das Wetter morgen.

In demselben Augenblicke ertönte in der Wihtohl-Stube der erste Schrei eines schwachen Kindleins und so schwach, daß man für ein Leben fürchtete. Es erfreute sich Niemand sonderlich daran, denn man war in Aufregung und Spannung der jungen Mutter wegen, lief durcheinander und beklagte

die Abwesenheit des Bauern. Nur Christine hielt das Kind in ihren Armen und beugte sich angstvoll darüber, um auf seine Athemzüge zu lauschen, in ihrer gewohnten mitleidigen Zärtlichkeit.

Zur Nacht ging die alte Mutter auf eine Stunde nach Hause, um etwas Nothwendiges aus Seddohl zu holen. Madleen sollte schlafen und Christine blieb bei ihr. Doch wenn sie sich über das Bett der Bäuerin beugte, sah sie die dunklen Augen immer weit offen stehen und große Thränen über ihre Wangen rollen. Auch horchte sie auf bei jedem Geräusch, meinend, ihr Mann käme nach Hause.

„Schlafet, Bäuerin!" sagte Christine. Madleen schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht. Mir ist zu Muthe, wenn ich jetzt einschlafe, wache ich nie wieder auf. Lege das Kind auf meine Decke, damit ich es ansehe. Es ist mein eigen. Es wird mich lieb haben, denn es hat mich sonst Niemand lieb! Das Kind bleibt immer bei mir. Es gehört der Mutter, auch wenn sie thöricht ist!"

Christine war bewegt von diesen Worten. „Seid jetzt still," bat sie. „Die Mutter wird sonst zürnen."

Doch Madleen fuhr fort zu sprechen, langsam, ihren Gedanken folgend:

„Vielleicht, daß er mich jetzt lieb gewinnt. Die Mutter seines Kindes — es kann nicht anders sein! Es ist wie ein Band, das unsere Herzen auf ewig kettet. Sybille hatte doch Recht! sie sagte: ‚Ein fremdes Kind auf dem Arme halten, das könnte ich nicht! ich meinte, mir hätte Jemand vorher das Herz meines Mannes gestohlen!' O!" setzte sie leise seufzend hinzu, „und sie hat Recht! es hatte mir Jemand das Herz meines Mannes gestohlen, und ich versuche umsonst, es mir zu gewinnen!"

Christine zitterten die Kniee. Ihr war es, als würde sie angeklagt, als fordere man von ihr das zerstörte Glück dieses jungen Wesens! Und sie fühlte, sie habe ihr Unrecht gethan. Madleen liebte den Bauern, liebte ihren Mann! Nicht um Michel, nicht um Altersgenossen und Vergnügen hatte sie gebangt und getrauert, sondern um die Liebe ihres Mannes! und Christine fühlte in erbarmendem Herzen ihr die Sehnsucht nach, die sie bewegt hatte.

Sie kniete an dem Bette nieder, legte den Kopf auf die Decke und weinte.

Madleen strich ihr sanft mit der Hand über das Haar.

„Weine nicht um mich," sagte sie. „Ich bin ein einfältig Ding und hätte Alles besser machen sollen! Vielleicht hilft Gott mir nun mit dem Kinde. Du gehst bald fort von uns, und jetzt thut es mir leid um Dich! Ich habe Dich oft gekränkt. Vergieb mir! Du warst immer sanft und gut. Wenn Du einmal heiratheſt, wirst Du Alles besser machen als ich, und es fühlen, daß wenn man einen Mann hat, nichts höher gilt als seine Liebe, selbst wenn man unverständig ist. Gott wird Dich segnen, und ich wünsche Dir, daß Du Deines Mannes Herz gewinnen mögest und Niemand es von Dir abwende."

In der Nacht kam der Bauer nach Hause. Er stand an Madleen's Bett und es wurde ihm sein neugeborenes Kind gezeigt, ein Mädchen.

„Setzt Euch her, Bauer," sagte Madleen, „und nehmt es auf die Arme. Drückt es an Euch, daß Ihr an Eurem Herzen fühlet das Leben Eures Kindes. Es thut ihm nicht weh, nein, die Hand des Vaters nicht! Und Ihr müßt es lieb haben, so lieb wie Eure anderen Kinder. Wäre es ein Junge, er müßte Johannes heißen nach meinem Vater.

St. Johannes war unser Hochzeitstag. Nun es ein Mädchen ist, da weiß ich nicht, da denkt selber."

„Gut, gut; jetzt schlafe und sei stille," sagte der Bauer. „Wir sprechen morgen darüber."

„Nein, nein! hört mal! Es ist schon lange her, daß ich Euch etwas sagen will und immer fehlte mir der Muth. Ich bin kindisch und unverständig gewesen — verzeiht mir um des Kindes willen! Ich liebe Euch. Versucht um seinetwillen mich auch etwas lieb zu haben! Ich werde jetzt vernünftig sein, was würde sonst das Kleine von mir denken! Ich will Alles selbst thun, arbeiten und schaffen und Eure Hemden waschen und alle Schlüssel aufheben und Ihr — Ihr müßt mich lieber haben als andere Menschen und keinen um Rath fragen als mich."

Der Bauer war ergriffen. Er fühlte, wie Recht sie habe, wie einfach, klar sein Weg nun vor ihm lag; aller Zwiespalt mußte aufhören. Er beugte sich nieder zu ihr. „Sei ruhig!" sagte er bewegt. „Es wird Alles gut werden, mit Gottes Hilfe. Du warst so jung, und ich trug die meiste Schuld. Schlafe nur. Wir wollen unser Leben von heute ab neu beginnen, wie das Kleine dort. Gott wird helfen!"

Die Schwiegermutter eilte auch herbei. „So schwatzt doch nicht mit ihr, Bauer, es ist Nacht und das Kind will auch schlafen."

„O Mutter, Mutter!" sagte Madleen. „Ich bin so froh! Wäre ich schon gesund und könnte aufstehen und für Alle schaffen und zur Taufe unserer Tochter mit den Anderen tanzen!"

„Schlafe, Kind, schlafe, Herz," beschwichtigte die Alte. „Du schwatzest zu viel und Deine Wangen brennen. Sei nur jetzt stille. Du hast viel Zeit vor Dir, viele gute Tage. Gönne Dir eine Weile Ruhe. Bald bist Du wieder gesund

und meine junge, reiche, hübsche, glückliche Tochter! und Du wirst auch Deiner Kinder Kinder sehen, wie ich heute, das ist ein Segen Gottes!"

Doch es war nicht also! Es kam anders, als alle Leute es gedacht hatten. Mit neuen Vorsätzen und Hoffnungen wenden wir uns an den kommenden Tag, und Gottes mächtige Hand zerreißt den Faden unseres Schicksals, uns erkennen lassend, daß wir das Heute versäumt! Auf den Aprilsonnenschein folgten dunkle Wolken mit Hagelschauern und machten die grüne Saat zunichte.

Vier Tage nach diesem Ereignisse ging der Wihtohl-Bauer allein auf die Höhe dem Kirchhofe zu. Er trat an den Glockenthurm und löste den Strick. Bange und klagend schwirrte der erste Ton hernieder, weit hinausschallend, und immer wehmüthiger kündete die Glocke an, daß sie mit ihrem Läuten eine Seele zu begleiten habe, ein Stück Weges ihr das Geleit zu geben auf ihrer Reise hinauf, hinaus aus dieser engen Welt!

Drunten auf dem Wege ritt ein junger Bursche vorüber. Es war Michel, der im Dienst stand bei einem anderen Bauern und die Pferde vom Felde nach Hause ritt, weil die Sonne unterging.

Er stutzte, er hielt die Gäule an und starrte hinauf, bleich, mit weit offenem Munde und aufgerissenen Augen.

„Gerechter Himmel! Bauer! was thut Ihr?"

Wihtohl hatte den Strick um die Pfosten geschlungen; nun wischte er sich die Stirn mit einem Tuche und stieg langsam von der einsamen Höhe hinab in's freie Land. Auch er stutzte, als er Michel sah.

„Um Gottes willen, was ist geschehen?" stammelte der Bursche.

„Ich habe geläutet," sagte er, mit trüber Geberde die Hand sinken lassend. „Geläutet für meine junge Bäuerin. Sie ist gestorben," und er ging vorüber.

„Es ist nicht wahr! Nein, nein! es kann nicht sein, Ihr lügt! das ist nicht möglich! Wie hätte sie sterben können!" Und er starrte bleich und erschrocken dem Davongehenden nach, der seinem wiederum verödeten Hause zuschritt. In der Stube weinte das Kind, und Christine trug es auf und ab in ihren Armen.

„Weint es immer noch?" fragte der Bauer.

„Es schlief eine Weile, nun ist es wach geworden."

„Wo ist die alte Mutter?"

„Nach Hause gegangen. Sie sagte, sie käme wieder und nehme dann das Kind mit sich."

„Nein, nein. Das soll sie nicht; ich gebe es nicht fort. Sie hat es mir, als es eben geboren war, auf die Hände gelegt, und ich behalte es bei mir. Sorge für das Kleine, so wie für die Anderen, Christine, fortgeben kann ich keins."

„Ich will für das Kind thun, was ich kann," sagte Christine weinend, „Gott ist mein Zeuge."

Sie waren alle bestürzt und überrascht von dem traurigen Vorfall. Es hatte Keiner daran gedacht, daß es so werden könnte! Die Leute sahen noch Madleen vor sich, fröhlich und blühend mit der Flitterkrone zu der eigenen Hochzeit tanzend; die Nachricht schien Allen unglaublich. Wie Michel rief ein Jeder aus: „Es ist nicht wahr! Es ist nicht möglich! Wie hätte sie sterben können!"

* * *

Um St. Georgi kam die neue Magd. Doch Christine ging nicht fort. Keiner verlor ein Wort darüber; es erschien

so natürlich, daß sie blieb. Wer hätte sonst das Kleine pflegen sollen mit sorgsamer, mitleidiger Hand, wenn nicht sie.

Der Bauer schien ganz gebrochen von dem neuen Unglück; bleich und ruhelos ging er umher. Es dünkte ihm ein Gericht Gottes zu sein, der dies Leben einst von ihm fordern würde. Er fand nur Ruhe bei dem Kinde und bangte um das zarte, kleine Wesen. Man verwunderte sich, ihn so ganz rath- und trostlos zu sehen. „Es hat Niemand gewußt," sagte man, „daß er doch die junge Frau geliebt. Er trauert mehr um sie als um die Erste!"

Ja, wer vermag in den Herzen zu lesen! Für Christine war die Erinnerung an Madleen wie eine Anklage, die ihr bei jeder Arbeit wachend und träumend nachging. Es drückte sie so schwer, als hätte sie ihren Tod verschuldet und alles Unglück! Freudlos und bitter war ihr Leben.

Sie gedachte des vorigen Jahres, als sie den Tod der ersten Bäuerin beweinte, wie einer fernen Zeit der Unschuld, da sie einander trösteten und ihr Leid hervorströmte, gemeinsam, in sanften Thränen. Wie anders jetzt mit dem nagenden Gewissenswurm, dem ewig wiederkehrenden Gedanken der eigenen Schuld.

Das Gerede und Gespötte der Leute, die sie im vorigen Jahre bekümmerten, waren ihr jetzt gleichgiltig. In wessen Herzen selbst der Sturm mächtige Wogen schlägt, der vernimmt nicht mehr das kleinliche Plätschern an den Kieselsteinen am Strande. An die Zukunft dachte sie kaum, nur das Eine war ihr klar, daß es jetzt über ihre Kraft ging, den Bauern freiwillig zu verlassen. Nur die treu dienende Magd wollte sie ihm sein, nie etwas mehr; das Kind in ihren Armen sollte sie vor jedem anderen Gedanken behüten; er gehörte einer Anderen an und, wie es ihr schien, durch den Tod fester denn je. Jede Pflege, die sie der Kleinen angedeihen

ließ, jede Liebkosung thaten ihr selber wohl, als mildere sie damit um Etwas das Leid, das sie der armen, jungen Mutter zugefügt.

Der Sommer verging in heißer Arbeit, der Herbst mit der Erntezeit, und im November lag Alles unter Schnee.

Das Kind, obgleich zart, gedieh. Aus der Wiege erscholl jauchzend das lustige Stimmchen, und der fröhliche Ton machte den Bauern trotz aller Arbeit stille stehen und aufmerksam hinhorchen, und das Lächeln der Kleinen, anmuthig das ganze Gesicht verklärend, wie es bei seiner Mutter der Fall gewesen, ging Christine durch's Herz, daß sie weinen mußte. Sie war selten mit dem Bauer zusammen, nur wenn dringende Arbeit es erheischte, doch Abends, wenn die Feierstunde kam, eilten Beide, jeder von seiner Pflicht zurück in's Haus und an die Wiege der Kleinen.

Das Kind trennte sie durch die Erinnerung, die wie eine Kluft sich zwischen Beide legte, und das Kind vereinigte sie wieder durch ihre gemeinsame, reuevolle Liebe.

Es war im December an einem Sonnabend, hell schien die Sonne über den Schnee.

Als Christine das Frühstück abräumte, bemerkte sie, daß der Bauer nicht an seine Arbeit ging, sondern unschlüssig dastand und von dem Fach über dem Fenster sein Gesangbuch herunterlangte. Nach einer Weile trat er zu ihr in die Kammer. Er hatte seine Sonntagskleider an und den weißen Hemdkragen breit über das rothe Halstuch zurückgeschlagen.

Sie meinte, er wolle ausfahren und erst nach dem Kinde sehen, und trat einen Schritt von der Wiege zurück.

Doch er stand wieder unschlüssig da und schaute an ihr vorüber auf den Geranium auf dem Fensterbrett, indem er in gezwungen gleichgültigem Tone begann:

„Christine! ich meine — nun das Frühstück vorüber ist — kannst Du der Barbara die andere Arbeit übertragen — und wenn Du Zeit hast — es ist gutes Wetter und Schlittenbahn — und wenn Du nichts Anderes vorhast — denke ich, wir fahren heute am Sonnabend zum Herrn Pastor hinüber — und bestellen das Aufgebot zu morgen."

Er versuchte den ruhigen Ton zu treffen, mit dem er die gewöhnlichen Anordnungen seiner Wirthschaft gab, und doch zitterte seine Stimme.

Sie sah ihn erschrocken, sprachlos an und erbleichte. Das konnte nicht sein! das durfte nicht sein. Niemals! Es war ihr, als sollte sie schweres Unrecht, ja Sünde begehen, als müsse sie noch einmal Madleen's Herz brechen und noch einmal allen Schmerz bitterer Reue durchkämpfen. Mit leidenschaftlicher Geberde schlug sie angstvoll die Hände vor das Gesicht und rief: „Nein, nein, Bauer! um Gottes willen! es geht nicht! es ist zu spät! das ist vorbei, für immer! Wenn es so für uns zu schwer wird, wie es jetzt ist — so laßt mich gehen, doch das Andere, Bauer — niemals!"

Er antwortete nicht. In seinen Zügen malte sich ein heftiger Kampf innerer Bewegung, seine mächtige Gestalt wankte, der Kopf sank auf die Brust, und schwer aufathmend sagte er leise: „Ja! dann gehe fort! es wird besser sein! So ertrage ich es nicht länger! Es ist eine Strafe Gottes, und ich habe sie verdient, es war Alles nur meine Schuld."

Er wandte sich ab und wollte hinaus. Christine meinte, ihr Herz würde brechen. Ihr eigenes Leid konnte sie ertragen, doch nicht das seine. Sie ergriff seine Hand und zog ihn an die Wiege des Kindes, und als er sich niederbeugte, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn weinend.

Nach vierzehn Tagen fand still die Trauung in der

Kirche statt. Es waren keine Gäste und keine Hochzeitfeier. Kaum daß man überhaupt es in der Gegend wußte. Nur in Seddohl war es bekannt. Die alte Mutter weinte, und Sybille sagte scharf: „Der Wihtohl-Bauer ist ein Narr. Erst heirathet er des Geldes wegen und jetzt, um eine gute Magd zu haben, ohne Lohn. Er hat gar kein Herz! Doch, Mutter, ich halte es jetzt nicht länger aus ohne den Ernst! es wundert mich selbst, daß ich den ganzen Sommer über so geduldig war! nun ist's vorbei, und der Vater muß die Hochzeit machen. Ich nehme keinen Anderen und einen Wittwer vollends garnicht, er mag noch so reich sein!"

Als der Wihtohl-Bauer und Christine aus der Kirche kamen, ging sie in's Haus und küßte jedes der Kinder; doch an der Wiege der Kleinen kniete sie nieder und verbarg ihr Gesicht in ihre Hände. Darauf legte sie still ihren Putz bei Seite und that ihr Hauskleid an. Als der Bauer sie zum Essen rief, hatte sie schon wieder die Eimer in der Hand und lief in den Stall, um nach dem Vieh zu sehen. Früher war sie zu stolz gewesen auf ihr Ansehen im Hofe, nun begann sie demüthig ihr neues Leben, und es war, als müsse sie Alle um Verzeihung bitten, daß sie nicht mehr die Magd, sondern die Bäuerin sei.

Die Leute schüttelten die Köpfe: „Es ist die dritte Frau," sagten sie. „Der Bauer hat Unglück. Ihr sollt sehen, es geht nicht gut."

Doch sie hatten falsch geweissagt. Die Jahre kamen und gingen und brachten kein Unglück für den Wihtohl-Bauer und Hof, sondern Glück, Gesundheit und Wohlergehen in dem Maße, wie es uns in diesem wechselnden Leben beschieden ist. Da änderte sich die Meinung, und es hieß: „Der Wihtohl-Bauer hat Glück! die erste Frau ist so gut und brav gewesen und die jetzige auch."

Die junge, thörichte, kindische Bäuerin hatten die Leute bald vergessen! Doch auf dem Hofe erinnerte etwas beständig an sie. Ein kleines Mädchen mit lustig tanzenden Füßen und krausem, dunklem Haar; mitten unter den blonden Kindern, die des Vaters Knie umdrängten, sah das merkwürdig aus. Wenn sie die graublauen Augen liebevoll und doch scheu zu ihm aufschlug mit anmuthigem Lächeln, wandte der Bauer schmerzlich den Kopf ab und zog sie doch an sich. Es erinnerte ihn an vergangene Zeiten, daß er einst eine Schuld der Liebe nicht bezahlt hatte und sich erst dessen bewußt geworden, als es zu spät war.

Leenihte.

Leenihte kannte weder Vater noch Mutter; es war niemals die Rede von ihnen und sie wohnte bei dem Großvater im Walde. Der alte Klawis hielt sich in einer Hütte auf, in einem alten Dinge, das äußerlich mit Pflöcken umrammt war, um das Einstürzen zu verhindern, während die weit offenen Spalten des Fachwerks zur Winterzeit mühsam mit Moos verstopft werden mußten. Links zog sich ein Abhang hernieder tief in eine grüne Schlucht, deren Seitenwände sich in der ersten Sommerzeit schön mit den leuchtenden Goldknöpfen der Trollblume und mit blaßrothen Primeln schmückten. Rechts von dem Häuschen begann der Fichtenwald, sanft und allmälich sich erhebend von dem niedrigen Wachholdergestrüpp an bis zu den aufstrebenden Wipfeln des jungen Holzes, über das endlich hoch hinaus die Kronen der Föhren dunkel hinüberschauten. Im Sommer bemerkte man die Hütte kaum, wie hineingeschoben in das tiefe Grün; doch im Winter zeichnete der Schnee in scharfen Umrissen die kleine Lichtung ab, auf der sie stand, und sie trat für das Auge vor, verfallen und einsam, fern von allen menschlichen Wohnungen.

Klawis war alt und erhielt seinen Unterhalt von der Gemeinde. Daneben fand er etwas Verdienst, band Besen,

schnitzte Löffel und ging zu den Frauen in die Bauernhöfe, um die eingetrockneten Kübel und Eimer mit neuen Holzbänden zu versehen.

Im Winter blieb Leenihte zu Hause mit Saglereij, dem struppigen, grauen Hunde. Doch in der Sommerzeit trieb André, ein kleiner Bauernbube, seine Schafe und Kühe an der Hütte vorüber zur Weide in den Wald; dann lief sie mit, und wenn er sich auf das Moos warf, pfiff und sang, kniete sie nebenbei am Boden hin, hielt nach hinten die bloßen Füße mit den Händen fest, schaukelte sich hin und her und hörte zu.

Ihr Kopftüchlein war um die Ohren geschlungen und hinten im Nacken mit einem Knoten befestigt, dessen Schlinge fest verzogen war, weil er nur selten aufgeknüpft wurde. Rückte die Sonne hoch und sandte ihre blendenden Strahlen bis tief hinab in das Grün, so zog Leenihte das Tüchlein vor und es stand über mit einer spitzen Schneppe, um ihre Augen zu überschatten, die klar und blau aus dem ungewaschenen Gesichtchen hervorschauten, Blumen gleich, die keiner Pflege bedürfen, um schön zu blühen.

André hatte eine Stülpnase und rothes Haar, rund wie eine Kappe verschnitten. Er war der Sohn einer Wittwe und hütete das Vieh des Gesindewirths, der seiner Mutter Wohnung gab.

Kehrte der Großvater zurück, so hörte Leenihte Saglereij's heisere Stimme freudig vor der Hüttenthür bellen, und sie lief nach Hause, das Röcklein, das ihr zu lang war, mit den Händen emporhaltend und den ganzen Weg über kläglich jammernd in der Meinung, Großvater würde nicht auf sie warten. Doch er stand ruhig vor der Schwelle. Seine kleine Gestalt war vom Alter noch gekrümmt; nach vorn hing ihm ein leinener Sack, gefüllt mit Brodstücken, welche die Frauen

ihm oft statt Geld als Bezahlung für seine Dienste gaben; auf seinem Rücken erhob sich hoch ein Bündel Birkenreiser, die er zu Besen verwandte. Dem braunen Filz auf seinem Kopfe hatte die Zeit einen glänzenden Firniß gegeben. Die untere Hälfte des Gesichtes war einförmig mit straffem, grauem Barthaar bewachsen, so daß der eingefallene Mund, nur sichtbar, wenn er sich öffnete, den Eindruck eines geheimen Schubfaches machte, das sich plötzlich aufthut an unvermuthetem Orte.

Er stand da, schaute auf das Kind und lachte gutmüthig.

„Leenihte! was heulst Du so jämmerlich? sieh her, da bin ich!"

„Großvater! Du willst nicht auf mich warten."

„Kleines, dummes Feldhuhn! warum läufst Du in den Wald? Gieb Acht, Dich fressen die Wölfe noch!"

Er klinkte den Riegel auf, ließ erst das Kind über die Schwelle gehen und schob sich dann seitwärts mit seinen Bündeln durch die schmale Thür nach.

Drinnen war wenig Raum und wenig Geräth; ein kleines Fenster dem Walde zu, auf vier in den Estrich hineingetriebenen Pflöcken ein paar Bretter, die zur Bettstelle dienten, ein Feuerplatz mit einem Dreifuß, sonst Nichts. Das Kind schlief am Boden auf einem Strohsacke, der in einer Nische zwischen der Hüttenwand und dem Schornstein eingeklemmt war, wie in ein Versteck.

Leenihte führte noch das dumpfe Leben kleiner Thiere und armer Kinder, bei denen der Kampf um's Dasein sich darauf beschränkt, die Gedanken mit allem Fleiß darauf zu richten, was jede Stunde ihr an Eßbarem zu liefern vermöchte. Immer auf's Neue suchte sie in der Asche nach gebackenen Kartoffeln, die so selten darin zu finden waren, und kein Füllhorn einer wunderthätigen Fee schwebte ihrem Geiste

vor, wohl aber in verführerischem Reize der Brodsack des Großvaters.

Die Stube war immer ziemlich dunkel, denn die kleine Scheibe des Fensters zeigte nur das schattige Grün des Waldes. Die Thür ging nach der Mittagsseite hinaus, und an hellen Tagen zog sich von der Schwelle ein kleines spitzes Dreieck Sonnenlichts hinein auf den schwarzen Boden. Auch die Spalten des morschen Fachwerks ließen die Strahlen durch, und es entstanden auf der gegenüber liegenden Wand lange, horizontale, goldene Linien, die durch vorüberziehende Wolken in's Zittern geriethen, sich vermengten, erloschen und dann wieder grell entzündeten, als seien die staubigen Ritzen in Brand gerathen.

Leenihte saß am Boden auf ihren bloßen Hacken und aß ihr Mittagbrod.

Die Thür ging auf. Eine Fluth hellen Lichtes strömte herein, zog wie eine Querwand wirbelnder Sonnenstäubchen durch die Stube bis in die Ecke hinein, wo die neuen Besen aufgethürmt lagen.

Eine Frau trat ein. „Guten Tag, alter Klawis!" sagte sie.

„Danke, Bahrbe!"

„Ihr eßt! ja so — dann will ich etwas warten."

„Sagt nur, was Ihr braucht."

„Nicht viel; seht mal den Weberkamm hier."

„Ich sehe, die Zähne fehlen."

„Das ist es! doch es eilt nicht, esset nur Euer Mittagbrod."

„Gebt her! die Grütze mag eine Weile stehen! sie ist von gestern und wird nicht kalt."

Er hob den Kamm gegen das Licht in die Höhe und zog prüfend Daumen und Zeigefinger das Webeblatt hinab, daß es knirschte.

„Ihr seid ein Helfer und so ein Ausflicker für Alles," sagte das Weib und lachte.

„Ja, ja, diesmal geht's noch."

Die Thür war auf geblieben; Leenihte wandte den Kopf und folgte der schrägen Sonnenwand, die quer in die Kammer hineinfluthete, den Gegenständen ein fremdes Aussehen verlieh und in die Ecke leuchtete. Dabei gewahrte sie Etwas, das sie bisher nie bemerkt hatte, denn oft fallen Kindern gewohnte Gegenstände plötzlich auf, fremd und neu, als würde die zunehmende Fassungskraft auch dem leiblichen Auge nach und nach verhüllende Schleier entreißen.

Es war ein Bündel, in ein gewürfeltes Tuch gebunden und an die Oberlage gehängt in der Weise, daß eine Stange unter den Knoten gefahren war, deren äußerste Enden am Gebälk quer vor der Ecke einen Stützpunkt fanden.

Das Kind schaute hin und dann auf die Thür und das Sonnenlicht, das nicht ganz zu dem Bündel hinaufreichte, und blickte die Bahrbe an, als habe sie die seltsame Erscheinung in die Ecke gezaubert. Nun schaute es wieder hinauf, bis es zu dem Glauben kam, es sei auch eine Frau, die zu dem Großvater wolle, aber durch das Dach sich hinabließ, den runden Kopf im gewürfelten Tuche zuerst, mit breit ausgestreckten Armen sich an die Wände klammernd, während Kleider und Füße noch im Dach staken, verhüllt von einer Wolke Staub und Spinnwebe.

Leenihte sprang auf, drängte rückwärts zum Großvater hin mit weit aufgerissenen Augen, von Schreck erfaßt, und weil Niemand auf sie Acht gab, stieß sie einen Schrei hervor, und mit beiden ausgestreckten Zeigefingern in die Höhe weisend, rief sie angstvoll: „Großvater! Großvater! es kommt noch eine Frau!"

„Was giebt's, Leenihte? fürchte Dich nicht." —

„Was ist dem Kinde?"

Bahrbe schaute durch die offene Thür hinaus. „Nein, es kommt Niemand," sagte sie.

„Du schwätzest, Leenihte!"

„Nein! nein!" Sie stand wie gebannt, die Augen in die Höhe gerichtet. „Dort! da ist sie! sie kommt von oben herab."

„Dort!" Die beiden alten Leute sahen verwundert hinauf. „Dummes Zeug! Was sieht das Kind? Schau her, Leenihte, es ist Niemand da." Klawis ging der Richtung zu, auf die sie wies, und wie er unter das Bündel kam, hob er das Webeblatt in die Höhe und stieß damit hinein, daß es in's Schwanken gerieth und eine Wolke Staub daraus entfuhr.

„Sie kommt, sie kommt, das ist sie", schrie das Kind.

„Das da? Es sind Kleider! Schau doch her, Närrchen, und komm' heran."

„Nein, nein, ich fürchte mich!" rief das Kind ängstlich, und die Alten lachten.

„Was so ein Kleines dumm ist!" sagte Klawis.

„Es sieht auch närrisch aus, das runde Ding in der Ecke oben."

„Hat aber doch immer da gehangen, und nun heute auf einmal erblickt sie's."

„Was habt Ihr denn hineingebunden Klawis?"

„Es sind Kleider von der Mutter drin, die hebe ich auf für das Kind."

„Ach von der armen Leene, von der Mutter!" sagte Bahrbe und nickte langsam der Ecke zu. „Ja von ihrer Mutter! ach Du lieber Gott! Schau her, Leenihte, da ist nichts zum Fürchten; das hängt dort, bis Du einmal groß bist. Das bekommst Du und kein Anderer; es ist von Deiner Mutter! O Du armes Waisenkind! Hätte der Großvater

nicht mit Dir Erbarmen, Du wärest verlassen und verloren, wie ein Küchlein im Kleefelde. Doch nun ist der Alte Dein Versorger, der liebe Gott hilft ihm, und auch die Mutter wacht von oben über Dich!"

Die alten Leute gingen auf das Webeblatt über. Das Kind hielt von hinten den Rock des Großvaters gepackt und blickte immer wieder scheu auf das unbekannte Schreckniß in der Ecke.

In den engen Kreis ihrer Erfahrungen drang zum ersten Male das Wort „Mutter". Was anderen Kindern am geläufigsten ist und die Lippen zuerst aussprechen lernen, das war ihr fremd, der Name, der, wie Gottes Name in späterer Zeit, für das Kind alles Gute in sich schließt und der Inbegriff ist vollkommener Liebe, Allmacht und Gerechtigkeit. Leenihte's Ohr faßte heute zum ersten Male das Wort „Mutter" auf, wie ihr Auge das Bündel, und es entstand ein sonderbarer Wirrwarr daraus, der unklare Begriff einer leblosen Person, die, den Kopf nach unten, von der Decke hing und im vollständigen Einverständniß mit allen Leuten dort hängen wollte, bis Leenihte groß geworden. Das war recht schlimm! Die Stube erschien ihr verändert, als hätte die Sonnenwand an dem Tage den Raum für immer in zwei Theile getheilt; links der sichere Spielplatz am Bette des Großvaters, rechts das ungewisse dunkele Revier der alten Bretter, Besen und Späne, über welchem mit weit ausgestreckten Armen die Mutter hing. Leider befand sich Leenihte's Schlafstätte auf jenem unsicheren Boden, und Bahrbens gefühlvolle Aeußerung: „die Mutter wache von oben über dem Kinde" gewannen für sie eine schreckhafte Bedeutung.

Am darauf folgenden Tage regnete es. Leenihte blieb in der Stube, kletterte auf einem umgekehrten Kübel an's Fenster und verfolgte mit dem Finger an der kleinen Scheibe

die äußerlich herabrinnenden Wassertropfen. Gegen Abend ging der alte Klawis aus.

„Ich will mit, Großvater," rief das Kind.

„Nein, mein Hühnchen, Du bleibst zu Hause."

„Ich mag nicht! dann laufe ich zu André in den Wald."

„Bewahre! das thue nicht! André hat das Vieh nach Hause getrieben, und Dein Röckchen wird im Regen naß."

„Großvater, ich mag nicht allein sein!"

„Du bist nicht allein, Kind, der Saglereij bleibt bei Dir; ich komme bald zurück und bringe Brod mit oder Käse. Ihr Beide bleibt zusammen und gebet Acht, bald bin ich wieder da."

Doch auch Saglereij wollte mit und mußte mit harten Worten zurückgetrieben werden. Leenihte klammerte sich mit beiden Armen fest um den struppigen Hals des Hundes, und sie wälzten sich kämpfend am Boden, während Klawis rasch hinausging und die Thüre schloß. Allein nach einer Weile hatte Saglereij seinen Willen. Er sprang mit den Pfoten gegen die Thürklinke, daß der schwache Riegel aufging, und jagte fort, den Abhang hinab, die Nase dicht an den Fußpfad gebeugt, der sich zur duftenden Wiese hinschlängelte.

Leenihte weinte, saß dann auf der Thürschwelle und schwippte mit den Füßen das Wasser in die Höhe, das sich vor der Hütte zu einer Lache angesammelt hatte. Es regnete nicht mehr. Großvater war nicht zu sehen! Und Saglereij auch nicht mehr! weit, weit fortgegangen alle Beide! Das Kind weinte wieder, grub dabei mit den Füßen kleine Löcher in die durchweichte Erde und ließ das Wasser umherspritzen.

Die Sonne war untergegangen. Auf der Wiese unten wurde es merkwürdig weiß, es stieg in die Höhe wie Dampf über dem Kessel und kam langsam den Berg in die Höhe, wie mit nassem Schwamm Farben und Umrisse der fernen

unbekannten Welt da drunten hinwegwischend. Leenihte rieb sich die Augen, wie sie die kleine Fensterscheibe zu reiben pflegte, wenn der Dampf sie beschlug. Doch es half nichts. Immer engere Kreise zog der Nebel um die Hütte; Bäume und Sträucher sahen fremd aus; ihr war, als kämen die undeutlichen Gegenstände langsam auf sie zugeschwommen. Sie begann sich zu fürchten, lief in die Stube und hielt von innen die Thür eine Weile zu, da es ihr nicht gelang, sie einzuklinken.

O! wie so lange blieb der Großvater fort! Leenihte war hungrig. Sie suchte im Bette unter dem Strohsacke des Großvaters nach und fand zwischen Tabaksblättern, alten Strümpfen und halbfertigen Löffeln auch einige Brodstücke, die sie sehr erfreuten. Da kletterte sie in das Bett, deckte sich mit des Großvaters Pelz ganz zu und begann das Brod zu essen. Doch ihr Gewissen regte sich. Es war ihr streng verboten, selbst nach Brod zu suchen, und sie faßte daher den Entschluß, es nicht in Großvaters Bett zu verzehren, in der Meinung, er müßte es hier schneller erfahren, als wenn sie es fortbrächte in ihre eigene kleine Nische. So tappte sie dorthin, aß es und wäre fast darüber eingeschlafen, wenn sich nicht etwas Besonderes ereignet hätte.

Der Nachtwind bewegte die offene Thür, stieß sie von Zeit zu Zeit hart an die Schwelle, und es gab einen wehmüthigen Ton, wenn dann die Spalte sich wieder mit langsamen Aechzen erweiterte. Nun mit einem Male ward sie rasch aufgethan, ein fremder Tritt stampfte hart auf der Schwelle, sehr verschieden von dem weichen Schlürfen, mit dem Großvaters Sandalen sich über den Boden zogen.

Leenihte horchte auf und hob den Kopf.

Eingerahmt von den Thürpfosten und sich dunkel abzeichnend gegen die farblose Helligkeit der Sommernacht, war

eine ungeheuerliche Gestalt zu sehen, riesengroß und ohne Kopf. Jetzt zog sie sich zurück, die Thür ein wenig frei lassend — nun bewegte sie sich gekrümmt vorwärts — der Kopf erschien, schnell wieder verschwindend in der Dunkelheit des oberen Raumes, während unten im Halbdunkel zwei große Beine und ein flatterndes Gewand zu sehen waren. Eine rauhe, tiefe Stimme brummte, hustete und rief fürchterlich laut: „Heda! ist Jemand drin? alter Klawis! heda!"

Der Schreck war so groß für das Kind, daß es sich nicht zu bewegen vermochte; es saß in seiner Ecke mit weit aufgerissenen Augen, unfähig zu schreien. Es war eine sekundenlange Stille.

„Alles leer!" rief wieder die Stimme, ächzte und seufzte, und ein Gegenstand fiel mit Gepolter zur Erde, gleich einer Last, die bisher getragen worden. Die Thür fiel zu; schwarze Nacht umschloß Alles bedrückend und schwer, nur ein Tappen und Tasten war hörbar und ein dumpfes, ungeduldiges Aechzen und Murren, die Leenihtens Glieder vor Entsetzen lähmten. Es raschelte und tappte immer näher heran, jetzt war es ein Wühlen in den kalten Kohlen, nun ein Klirren des Kessels, der an den Dreifuß schlug — jetzt, dicht über ihr, fuhr eine Hand äußerlich den Schornstein auf und nieder bis hinauf an den Ort, wo die Kienspäne trockneten. Das Kind krümmte sich athemlos, in der Erwartung gepackt zu werden. Doch nein — es war ein knirschendes Geräusch zu hören, und ein greller rother Lichtschein wurde sichtbar. Den Rücken ihr halb zugewandt, erblickte sie dicht vor sich einen großen, bärtigen Mann, der langsam in seiner Hand den Span aufflackern ließ. Das mußte wohl der Wolf sein, der aus dem Walde kam, die bösen Kinder zu fressen! Ihr Entsetzen nahm zu. Sie wollte davonlaufen und schreien und saß doch still wie gebannt.

Der Mann leuchtete umher, kniete nieder am Feuerplatze, und die Kohlen zusammenschiebend, warf er Reisig darauf und machte ein helles Feuer an. Dann streckte er die Glieder fürchterlich, zog den Mantel aus und setzte sich auf das Bett wie Einer, der da angekommen, wo er wollte, und nicht mehr an Weitergehen denkt. Alle seine Bewegungen, sein Thun und Treiben hatten für Leenihte etwas Unverständliches und Grauenerregendes. Er zog große Stiefel aus, streckte das eine Bein vor und begann es zu entkleiden; es war in Lumpen und Tücher gewickelt und ein großes, garstiges, nacktes Bein, das er langsam rieb und an dem er vorsichtig mit einem Messer herumschabte. Nun legte er den Kopf zurück, daß der haarige, schwarze Hals sichtbar wurde. Er gähnte mit weit offenem Munde und warf sich in das Bett zurück. Jetzt war es still — nein — aus dem Bette tönte ein seltsames Gerassel, heiser und dumpf. Der Wind klappte an der Thür.

Leenihtens Händchen waren krampfhaft geballt. Davonlaufen war ihr einziger Gedanke. Daß eine Flucht mit vorsichtigem Schweigen vollzogen wird, war ihr unbekannt. Als sie so weit ihrer Glieder mächtig war, um sich aufzurichten, erhob sie gleichzeitig ein kreischend durchdringendes Wehegeschrei, das sich verdoppelte, als der Mann vom Bette in die Höhe fuhr.

Das Kind stürzte zur Thür hinaus in den grauen Nebel der Sommernacht, durch die Wasserlache hindurch, um die Ecke des Hauses, und da es Schritte hörte, lief es schreiend weiter in den Wald hinein. Mitten unter Tannen und Wachholdergestrüpp konnte es nicht vorwärts und schaute geängstigt um. Da leuchtete erschreckend durch die weiße Luft hindurch das röthliche Fenster der Hütte. Leenihte warf sich auf das Moos und zog schreiend ihr Röcklein über den Kopf.

Das Gefühl der Furcht ist bei Kindern stärker ausgebildet als jede andere Empfindung. Es ist wie bei den Thieren des Waldes ein angeborener Instinct der Selbsterhaltung, weit vorgreifend jeglicher Erfahrung und selbst aller Vorstellung, und nur zu vergleichen mit dem Schreck, den wir in späteren Jahren bisweilen im Traum empfinden, weil alsdann uns ebenfalls Urtheil und Ueberlegung entzogen sind.

So lag sie mit dem Kopf am Boden zitternd und weinend. Der dunkele Wald war ihr ebenso schreckhaft wie die Hütte, aus der sie entflohen, und ihre kleine Gestalt bebte und schauerte auf dem nassen Moose, während der Nachtthau um sie her von den Nadeln der Fichten herabrieselte.

Da plötzlich ertönte Saglereij's Stimme, das wohlbekannte heisere Bellen, wie ein Ruf aus der qualvollen Verwirrung heraus, zurück in die vertraute, alte Welt. Stimmen waren hörbar; man sprach vor der Hütte laut und anhaltend, dann wurde von mehreren Seiten gerufen:

„Leenihte! Leenihte! wo bist Du? komm nach Hause!"

Sie richtete sich auf. Doch, o weh! dicht hinter ihr stand er, der bärtige, große Mann, und fuhr mit der Hand durch die Tannenzweige, um nach ihr zu fassen.

„Großvater! Großvater!" schrie sie jammernd auf und stürzte seitwärts fort. Da stand der Großvater auf der anderen Seite des Wachholders; sie klammerte sich fest an ihn und wollte mit dem Kopfe immer tiefer in die Falten seines Rockes hinein, während Saglereij mit der Nase an des Kindes Füße stieß und grimmig gegen den Fremden bellte.

Die Kleine war so erschrocken, daß Klawis sie in seinen Armen nach Hause trug, und sie wagte nicht ihr Gesicht von des Großvaters Schulter zu heben. Er legte sie in sein Bett, zog ihr den Pelz über und saß dicht vor ihr, damit sie den fremden Mann nicht zu sehen brauchte, der ihr bange gemacht.

„Was war es, Leenihte, warum bist Du fortgelaufen?"

„Es kam ein Wolf!"

„Bewahre, Kind! das ist kein Wolf, ein Mann, ein guter Mann! weißt Du, wer es ist — Dein Vater!"

„Ja, ich bin Dein Vater!" sagte der Andere, der am Feuer stand, groß und gruselig. „Ich war weit, weit fort, nun bin ich nach Hause gekommen und bleibe bei Euch."

„Er soll gleich fortgehen," sagte Leenihte.

„Nein, Du kleines, dummes Huhn! Er ist gut und bleibt bei uns; er wird Dir Brod geben, viel Brod und einen Hering für Dich kaufen."

„Und einen Rock und Bretzel," sagte mit tiefer Stimme der Fremde.

„Ja, siehst Du, Leenihte, er will für Dich sorgen. Er ist Dein Vater, und Du gehörst ihm."

Trotz dieser erschreckenden Nachricht schlief das müde geängstete Kind nach und nach ein und hörte nichts mehr von den Reden der Männer, die ihre Pfeifen stopften und auf Klötzen am Feuer saßen.

„Sechs Jahre werden es im Herbst, daß ich fortging," sagte der Fremde.

„Sechs Jahre, ja wohl! und zu St. Georgi waren es fünf Jahre, daß die arme Leene starb. Es war hier auf diesem Bette, und wir nahmen ihr das Kind fort und legten es dort in jenen Winkel auf Stroh."

„Das ist es," sagte der Andere, „man muß dem Kaiser dienen, und kommt man nach Hause, ist Alles gestorben vor Hunger und Kummer, und selbst ist man krank und ein Krüppel."

„Du bist noch jung, Tohme," erwiderte der Alte langsam. „Hätte die Leene gelebt, so wäre es besser gewesen jetzt, obgleich ich es damals nicht gesagt habe. Doch mit

dem Kinde hatten wir es schwer. Damals hatte ich meine Alte noch, und sie hat es gepflegt und in den alten Händen gewiegt und immer nach der Tochter geweint. Nun ist sie auch zwei Jahre unter der Erde. So bin ich jetzt allein mit dem Kinde gewesen. Das war schwer genug, Du lieber Gott!"

„Ja, ja, ich glaub's," sagte Tohme. „Nun bin ich da, und, weiß Gott, ich will meine Hand dem Kinde nicht entziehen. Der barmherzige Vater im Himmel weiß, daß ich damals an nichts Böses dachte. Zu St. Georgi hatte mir der Herr die Stelle versprochen; dann wäre uns Allen geholfen worden! Auch sagte mir damals ein Jeder, ich würde nicht zum Rekruten taugen. O! das viele Geld, das ich dem Juden, dem Spitzbuben gab! Er schwor darauf, ich käme vom Dienste los, zeitlebens. Und Alles das half nichts. Gott weiß, ich war nicht Schuld daran."

„Das sind alte Geschichten," sagte Klawis. „Doch für die arme Leene war es schlimm. Das hat ihr das Herz gebrochen. Bis zuletzt rief sie, da, auf diesem Bette: ‚Tohme! Herzlieber Tohmihte! verlaß mich nicht! ich muß nun sterben! o Tohme, lieber Tohme!'"

Sie waren eine Weile still. Tohme hatte den Kopf vorn übergebeugt und stützte die Arme auf die Kniee.

„Ja, ja!" sagte er endlich und seufzte. „Es ist für mich schwer genug gewesen. Ich habe keine Freude in der Fremde gehabt, sondern schweren Dienst, viel Angst im Kriege und hernach lauter Krankheit im Lazareth. Noch jetzt will die Wunde am Beine nicht heil werden."

„Die Gemeinde muß Dir Brod geben."

„Freilich! Arbeiten kann ich jetzt nicht, krank und schwach von der Reise. Morgen gehe ich auf das Gericht und zeige meine Zettel vor. Schläft das Kind?"

„Es schläft. Herr Gott, das war ein Schreck!"

„Wie ich vorhin in die Stube kam, meinte ich, es sei Alles leer. Mit einem Male schreit es in der Ecke, und ich sehe so was Kleines, Graues zur Thür hinauslaufen. Es lief mir kalt über den Rücken, ich dachte, es sei nicht ganz richtig hier drin."

Zuletzt erstarb das Feuer, und die Männer gingen zur Ruhe.

Als die ersten Sonnenstrahlen auf das sommerliche Land fielen, sank der Nebel zur Erde und die Luft war klar. Alles Kraut stand üppig und erfrischt durch den gestrigen Sommerregen. Der Graben, der sich drunten durch die Wiese zog, war voll Wasser; es quoll langsam unter der kleinen Brücke hinweg, mitten durch die blauen Vergißmeinnicht hindurch, die sich in Büscheln aus dem feuchten Boden drängten.

Leenihte war früh erwacht und sehr unangenehm überrascht, heute bei Tageslicht in Großvaters Bett den fremden Mann liegen zu sehen, das bärtige Gesicht aufwärts gekehrt, der Mund weit offen, ebenso unheimlich rasselnd wie in vergangener Nacht. Doch zum Glück war der Großvater da, hielt sie an der Hand und gab ihr Frühstück, und auch der liebe Saglereij stand neben ihr, stieß sie mit der Schnauze und wollte ihr das Brod wegschnappen.

Da nun der Mann sich auch aus dem Bette erhob, wurde es freilich wieder schlimm. Er wollte ihre Hand fassen, und sie litt es nicht; gebeugt stand er vor ihr, schaute sie lange an und sagte endlich: „Ja, ja! sie gleicht der Leene ganz; helles Haar und blaue Augen!"

Draußen erklang langsam und regelmäßig anschlagend ein Klöppel mit jenem metallosen Tone, der die hölzerne Glocke bekundet. Leenihte horchte auf. Es war André, der

das Vieh hinauftrieb und hinein in den Wald. Die rothe Kuh trug die Schelle voran, darnach kam die schwarze und die bunte, das kleine Kalb und dann die Schafe und die Lämmer; André hinterher, noch ganz verschlafen, den leinenen Sack quer über die Schulter gehängt, den Schirm der Mütze schief über das Ohr gezogen. Leenihte lief ihm nach und holte ihn ein, als er an einer Fichte gelehnt dastand, während das Vieh über das Moos hinschnupperte, nach Kräutern suchend.

„André! André!" rief sie athemlos.

„Was nun? Leenihte!"

„André! weißt Du auch . . .!"

„Nun was?"

Sie wollte ihr Abenteuer erzählen und wußte nicht, wie beginnen. „Hör' mal! bei uns . . . ."

„Was giebt es?"

„In der Nacht . . . . o André! André!"

„Da gab Dein Großvater Dir wohl Prügel, nicht wahr?"

„Nein, nein! er war nicht da! er war fortgegangen weit! weit! und der Saglereij auch!"

„Und Du hast geschrieen?"

Das Kind nickte, warf sich auf den Boden, streckte die Füße nach hinten aus und stützte sich nach vorn auf beide Hände. „André — da kam . . . . in der Nacht . . . . im Dunkeln . . . . aus dem Walde . . . ."

Sie kroch auf den Händen näher auf ihn zu; er lachte: „Da kamen wohl die Wölfe und fraßen Dich auf?"

„Nein! nein!" Sie war nun ganz nahe bis an sein Knie gekommen, streckte den Hals vor, und mit weit geöffneten Augen sagte sie leise und geheimnißvoll: „André, — es kam ein Vater!"

„Wer kam?"

„Ein Vater!" wiederholte sie und blickte scheu herum, „ganz gewiß!"

„Dummes Zeug!" rief der Junge. „Mädchen sind immer ganz dumm und ängstlich. Du schwatzest, und Du lügst."

„Nein! nein!" schrie Leenihte laut, gereizt durch den Widerspruch. „Es ist wahr! und er ist noch immer da und sieht gräßlich aus. — Ein Vater!" wiederholte sie sinnend, als wolle sie sich mit dem Worte bekannt machen. „Ein Vater!"

„Vater und immer Vater!" spottete André. „Was ist dabei. Jeder Mensch hat Vater und Mutter."

Leenihte nickte trübe: „Ja," sagte sie langsam. „Eine Mutter ist auch schon da!"

„Mein Vater ist todt," fuhr André leichthin fort. „Mutter sagt, ich kriege einen neuen, der trägt hohe Stiefel, eine Pfeife im Munde und ist jung und lustig. Mir ist nicht bange vor ihm, ich bin nicht so dumm wie Du, Du alberne Leenihte!"

„Warte nur, warte!" rief das Kind und hob zürnend die kleine Faust empor. „Du wirst es sehen! In der Nacht — wenn es dunkel ist — Du bist ganz, ganz allein — dann kommt es durch die Thür — groß und schwarz — Haare im Gesicht — ein weiter Mund — und ein häßliches, nacktes, langes Bein — und eine böse Stimme, dann — dann ist es —"

„Nun wer?"

„Ein Vater!" Sie flüsterte die Worte ganz nahe an ihn heran und schaute sich rasch um, ermessend, wie weit die Hütte sei. —

Das war die Weise, in der Leenihte zum ersten Male von Vater und Mutter erfuhr.

Als sie einige Zeit später auf des Vaters Schooß saß, mit seinem Löffel aß, ihm entgegenlief, wenn er heimkam, und ihn lieber hatte als Großvater und Saglereij, löste sich der erste Eindruck ab von ihrer Erinnerung und schwamm langsam hinab in die Vergessenheit. Zuweilen tauchte er auf, doch ohne Zusammenhang mit der Gegenwart, selbstständig und abgerissen, ein Bild des Schreckens, und wie es Kindern gehen kann, wenn sie Nachts allein im Walde und im Finstern sind. Dann ballte sie die kleine Hand und sagte zu sich selber: „Ich fürchte mich nicht! der kommt nicht wieder! er darf nicht! Der Vater ist stärker als Alle; er bleibt bei mir und treibt ihn heraus."

Annelihse.

I.

Es stand im Walde ein hinfälliges kleines Haus mit spitzem Dache, grün bemoost, gelehnt an eine Fichte, die ihm einen Stützpunkt bot. Drinnen wohnte der Forsthüter, „Buschwächter" nennt man in Kurland Leute dieses Amtes. Zehn Schritte von der Hausthür war ein See mit dunkelem Gewässer und morastigem Ufer. Weit hin gab es kein anderes Wasser; die Thiere des Waldes waren genöthigt, hier ihren Durst zu löschen. Lechzend und matt nach der überstandenen Hitze des Tages drängten sich Nachts die Rehe und horchten ängstlich auf beim Knistern der dürren Zweige. Sie wagten ihr Leben für den kühlen Trunk. Vorsichtig reckten sie den Hals, um zu erspähen, ob bei dem ersehnten Ziel nicht Unglück lauere, die todbringende Büchse des Wächters. Oft, wenn das Echo ferne Töne verworren herantrieb, sprangen eilend die scheuen Ricken davon, in weiten Sätzen die feinen Läufe an den Leib anziehend. Nur der Rehbock hob zögernd den Kopf aus dem erfrischenden Gewässer und folgte langsam mit emporgehobenem Geweih.

In dem kleinen Hause hatte der Buschwächter neun Jahre gewohnt mit seiner Frau und einer alten Muhme,

welche bei ihm die Dienste einer Magd versah und die Kinder pflegte. Es waren ihrer drei, lauter Töchter, Anna, Eva und Trinchen, braune magere Mädchen, dunkeläugig, entschlossenen Wesens wie der Vater. Nichts war ihnen eigen von der blonden Mutter.

„Ewalt," sagte ein Freund zum Buschwächter, „Deine Kinder sind schwarz wie der schwarze See, an dem Du wohnst."

„Sie haben Zigeunerblut," war die Antwort. „Mein Vater, des Wanderlebens müde, wurde Schneider und nahm eine lettische Frau. Das rothe Haar habe ich von der Mutter, doch meine Mädchen schlagen zurück nach meinen Vorfahren. Echte Zigeunerkinder! Die sind in den Wald hineingeboren und dürfen nie hinaus. Wenn das Jungens wären! Furchtlos und schlau und kühn; kriechen durch jedes Gestrüpp, wie Eidechsen; kennen jeden Vogel im Walde und jeden Laut. Ich mag noch so ferne sein und pfeife, da horchen sie auf: ‚Oho, das ist der Alte!' und fort sind sie, mir nach, die Mutter mag schelten, es hilft nichts."

Am 25. Juni 1877 war Freude in der Hütte; ein Sohn ward geboren. Sie wußten sich vor Wonne nicht zu fassen, wie bei einem seltenen ungewöhnlichen Ereigniß auf Erden, als gehörten sie zu wenigen begnadigten und auserlesenen Menschen, denen ein Sohn geschenkt ward. Aufmerksam, neugierig horchte man auf den Schrei des Knaben, als sei es das erste Kind, das hier zur Welt kam. Da er zu schreien nicht aufhören wollte, lief man erschrocken durcheinander, als ob ein Unheil nahe, und vergaß, daß die Mädchen es weit schlimmer getrieben und daß man damals nur gescholten und gelacht. An der Oberlage war die biegsame Stange befestigt, deren freies Ende an Stricken den Wiegenkorb schaukelte. Der Vater sah aufmerksam, ängstlich

hinauf. Heute auf einmal dünkte ihm das Haus hinfällig, die Balken mürbe, die Stange unkräftig. Gefahren allenthalben für den Sohn gleich beim Eintritt in's Leben! Er erwog, ob die Stricke die Last zu tragen vermöchten, und vergaß, daß das Maß seiner Freude und Hoffnungen nicht im Verhältniß zu stehen brauchte mit dem leichten Gewicht dieses kleinen Körpers. Die Schwestern kamen vorsichtig herangeschlichen, den braunen Zeigefinger an die Lippen gedrückt, guckten sie in die Ecke und sahen doch nichts, als die gewürfelten, wollenen Decken, in welche einst auch sie gewickelt waren.

„Mädels," rief der Vater und setzte sich auf die Bank vor die Thür.

„Nun."

„Euer wildes Leben hat ein Ende; es soll nun anders mit Euch werden."

„Ei Vater, und warum?"

„Weil Ihr einen Bruder habt."

„Weil wir einen Bruder haben," wiederholten sie andächtig.

„Ich nehme Euch nicht mehr in den Wald; Ihr müßt bei der Mutter bleiben und den Bruder schaukeln helfen."

„Die Trine auch? die ist dumm," rief Anna.

Trine fuhr ärgerlich empor.

„Stille," rief der Vater, „Alle drei; Ihr werdet nun artig, still und folgsam sein, auf daß der Bruder nie etwas Böses von Euch lerne."

„Hurrah! für den Bruder," schrie plötzlich Eva und schlug mit der Hand auf des Vaters Knie.

„Hurrah!" riefen noch lauter Anna und Trinchen.

Erschreckt eilte die Muhme herzu und winkte auf der Schwelle.

„Stille! stille! der Sohn schläft!"

„Fort mit Euch Mädels in den Wald," schalt der Vater; „Ihr taugt zu nichts Rechtem."

So wanderten sie dahin, mitten durch Farrenkraut, das ihnen bis an den Gürtel reichte, pfeifend und singend und die inhaltschweren Worte gellend dem Walde verkündend: „Weil wir einen Bruder haben."

Nach acht Tagen, am Sonntage, war die Taufe. Den Sonnabend vorher ging Eewalt und lud die Gäste dazu ein. Auch den Förster. „Wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen," setzte er hinzu. Der Förster nickte gnädig.

Die Schwiegereltern waren wohlhabende Leute, Bauerpächter, oder, wie sie in Kurland genannt werden, Gesindewirthe. Der Buschwächter hatte ihre einzige Tochter geheirathet, ein schönes, blondes Mädchen. Der Vater hatte es damals nicht leiden wollen, es war sein einzig Kind und Eewalt ein halber Zigeuner. Doch das Mädchen grämte sich, und die Ehe ward geschlossen. Seitdem war wenig Verkehr mit dem Elternhause. Zuweilen kam die Tochter, doch allein ohne Mann und Kinder. Sie erzählte nichts von Hause, lobte nur das Leben in den reichen Bauerhöfen zwischen Wiesen und Aeckern, auch den Vater und die Mutter, und seufzte dabei.

Jetzt zur Taufe des Großsohnes fuhren auch die Eltern in den Wald. Die Segnung des Heils zu empfangen, war nicht ohne Gefahr für den Neugeborenen. Der Weg zur Kirche war weit, die Luft heiß und drückend. Alle Tücher und Decken der Truhen hatten sich vereinigt, um aus dem kleinen zarten Täufling ein unförmliches Bündel schreiender Farben zu machen, das kaum mehr Platz fand in den Armen der Großmutter. Ein junger Vetter der Frau war Pathe; nach ihm ward das Kind Ansis benannt. Auf der Rückfahrt

wurden die Pferde wild, der Wagen sauste lärmend über die Wurzeln der Waldwege, die Weiber schrieen auf und flogen empor von den mit Heu gestopften Säcken, nur das Kind schlief inmitten allen Lärmes der wilden Fahrt. In der Thür des Hauses stand bereits die Mutter des Knaben und horchte auf das Pferdegetrappel, ungeduldig der Rückkehr ihres Kleinods harrend. Sie war 26 Jahre alt und eine große, stattliche Erscheinung. Ihr Gesicht war von milchweißer Färbung, als ob in dem tiefen Schatten der Tannen, im Waldesdunkel, kein Sonnenstrahl sie hätte bräunen können. Ihre Züge hatten eine ernste, strenge Schönheit, die noch weit auffallender gewesen wäre ohne einen Zug von Trübsinn oder vielmehr Unmuth, der ihre Stirn beschattete.

Kränze von Bärlapp, Heidelbeerstrauch und Kleeblüthe schmückten die äußere Wand der Hütte; vor der Thür waren Tische und Bänke bereit, darauf Bier, Branntwein, Butter und Gerstenkuchen. Innen war der Raum zu eng. Kleine Dachshunde drängten sich kläffend an die Räder des Wagens, nur der Hühnerhund saß wohlerzogen da, hob den Kopf in die Höhe und wedelte den rückkehrenden Herrn an.

Annelihse nahm ihr Kind und trug es hinein in's Haus. Selbst als die Anderen vom Staube gesäubert an den Tischen saßen beim Mahl, selbst da konnte sie nicht fort von dem Knaben. Sie hatte ihn vor sich auf's Bett gelegt, beugte sich nieder, drückte seine Händchen an ihre Wange und sprach zu ihm. Es war, als bedrücke die kurze Trennung noch immer ihr Herz; nun sie ihn ansah, wurde sie wieder ruhig. Ewald war auch da und stand neben ihr, die kurze Peitsche, die er beim Reiten gebraucht, hing noch am Handgelenke. Er war unschlüssig, ob er bleiben oder gehen sollte, und mußte doch auf die Rede hören.

„So! nun hast Du das Kreuz bekommen," sagte die

Mutter, „auf Dein liebes Haupt und auf Dein liebes Herz; nun bist Du rein, ganz heilig, wie Gottes Engel! Alles Böse ist abgethan und abgewaschen! Und rein sollst Du bleiben; sollte es mich auch mein Herzblut kosten! sollte ich alle Jahre, die ich zu leben habe, auf meinen Knieen verbringen müssen, ich will es von Gott erbitten, er kann es nicht abschlagen."

„Nein, nein," sagte Ewald, lehnte sich an den Bettpfosten und drehte seine Mütze. „Er muß es thun."

Annelihse that, als höre sie ihn nicht.

„Ich bitte ja nicht um Gut und Geld für Dich," fuhr sie fort, „auch nicht um Glück, nein, — nur daß Dich Niemand eine Sünde lehre!"

„Was kann eine Mutter mehr thun, als für ihr Kind beten," sagte Ewald rasch und leicht hin, mehr um die gehörten Worte zu übertönen, als um die eigene Meinung zu äußern. Doch Annelihse zuckte zusammen; sie hob den Kopf empor; eine helle Röthe überflog Stirn und Wangen und ein strenger Glanz schimmerte in ihren Augen, als sie erwiderte: „Und der Vater? was muß der Vater thun?" Ewald wandte sich ungemüthlich ab vor dem durchdringenden Blick seiner Frau.

„Ei nun! das ist etwas Anderes," und als Annelihse seufzte und sich wieder hinabbeugte auf das Kind, setzte er hinzu: „Es wollen alle Eltern auf das Beste für ihr Kind sorgen. Warum willst Du mir Angst machen um den Knaben? und warum heute? was thue ich? was willst Du von mir?"

„Heute? fragst Du. Weil Gott eben von ihm genommen hat all die Sünden seiner Eltern und Voreltern. So rein wie er ist kein Königskind. Und in unsere Hand ist er gelegt, das will ich sagen."

„Wohl! so ist es mit jedem Kinde."

„Ja! und was wird aus ihnen? wie werden die Mädchen?"

Es lag viel Herbes und bittere Ergebung in ihrem Tone. Ewald wandte sich ab.

Die Thür ging auf; Muhme Ursel kam mit den leeren Schüsseln, Klöße und Fleisch für die Gäste zu holen. Die Frauen und die Mutter riefen nach Annelihse. „Nun komme! der Sohn ist getauft; er mag allein bleiben, wenn er schläft; jetzt haben die bösen Geister keine Macht über ihn."

„Wo sind die Mädels?" sagte Ewald, „sie mögen kommen und die Wiege schaukeln."

„Vater! wir wollen essen!"

„Nun, so macht rasch! ich bleibe hier."

Sie gingen und er stand nun allein an der Wiege; bisher hatte er noch wenig das Kind gesehen, es war ganz in der Pflege der Frauen gewesen und schien ihm selbst zu zerbrechlich für seine rauhe Männerhand. Und doch, seitdem der Knabe lebte, hatte er ausschließlich seine Gedanken beschäftigt. Meistens war es die Zukunft, die ihm vorschwebte, ein kluger, großer, guter Sohn, der an seiner Seite durch den Wald schritt.

Mütter lieben in den großen Kindern immer noch das Kleine, das sie ehemals in ihren Armen wiegten; Väter sehen in dem kleinen Kinde schon den ganzen Menschen, der einst werden soll.

Ewald beugte sich nieder auf das kleine Gesicht, betrachtete es lange, neigte sich und küßte es. Der Junge schrie auf, unsanft berührt von dem Barte des Vaters. Muhme, Großmutter und Mutter stürmten herbei.

„Was giebt es? Ist es krank? Hat es Schmerzen?"

„Nicht krank, ich habe es geküßt," sagte Ewald ganz verlegen.

Die Frauen lachten, nur Annelihse drängte ihn hinweg und drückte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit das Kind an ihre Brust.

Die drei Mädchen hingen sich an des Vaters Rock, sie vermehrten das Gewirre der Stimmen in der engen Kammer und riefen immerzu: „Sie geben uns kein Bier, Vater! Wir wollen auch trinken! Komm, Alter! Komm, Vater."

„Geht! geht! Lärmt nicht!" schalt die Mutter.

„Fort mit uns, Mädels! Wir taugen hier nichts," sagte Ewald und verließ die Stube. Hinter ihm her drängten die Mädchen nach, die Dachshunde und Nero, der Hühnerhund.

„Kommt heraus, Buschwächter," riefen ihm die Männer entgegen. „Wo steckt Ihr? kommt, trinkt auf die Gesundheit des Sohnes, Euer Bier ist gut und der Branntwein auch!"

Es ward viel gegessen, getrunken und geschwatzt. Ewald ging von dem Einen zum Anderen in geschmeidiger Freundlichkeit; heute wollte er Alle zu Freunden haben, Alle versöhnen, Alle bestechen durch sein einschmeichelndes Wesen, immer seinem Sohne zu Ehren. Zuletzt, in seines Herzens Freude, nahm er die Geige zur Hand, und die schrillen Töne eines einförmigen Schottisch erklangen weithin durch den sommerlichen Wald. Die Gäste horchten anfangs auf, dann faßten sie sich zusammen und tanzten unter den Fichten. Die drei kleinen Mädchen, von Lustigkeit erfaßt, jauchzten auf und tanzten auch, doch auf ihre Weise, jede allein für sich. Mit wehenden Haaren und flatternden Röckchen sprangen sie umher im Takte der Musik, mit blitzenden Augen und blitzenden Zähnen. Alle Leute lachten, auch Ewald.

„Seht nur hin," hieß es, „die echten Zigeunerkinder, tanzen wie auf dem Markt, das liegt ihnen im Blut."

Da kam Annelihse aus dem Hause und, unmuthig zürnend, griff sie nach ihren wilden Töchtern.

„Laß sie doch," riefen die Leute, „laß sie tanzen!"

„Dummes Zeug, Kinder, geht in's Haus und schaukelt die Wiege des Bruders."

Es war ihr peinlich, daß die Mädchen sich wie Zigeunerkinder geberdeten vor allen Leuten und reichen Verwandten und vor dem Großvater und der Großmutter.

Die Hunde begannen zu kläffen und liefen in den Wald hinein.

„Vater! Vater!" riefen die Kinder, „sieh' mal, der Laiser kommt, der Laiser ist da!"

Ein hausirender Jude schritt auf das Haus zu, gebückt von der Last seines Bündels, die Ecken des Kaftans hinter den Gürtel gesteckt und mit dem Stock die Hunde abwehrend.

„Ich bin auch da," sagte er und stützte sich mit seiner Last an den Pfosten des Zaunes.

„Packe Dich, Jude," schrie man ihm entgegen, „Du bist kein Taufgast."

„Bin ich kein Gast, so will ich auch nicht mit Euch tanzen, gebt mir nur zu trinken."

„Oho! Willst Du unser Bier, so gieb uns Deine Waaren ab; bist Du aber durstig, so laufe in den See hinein, da ist genug für Dich."

Alle lachten laut und der Jude mit.

„Laß ihn doch seine Waaren zeigen," meinten die Frauen.

„Dummes Zeug! Wer wird sein gutes Geld weggeben für solchen Kram."

„Nun, das Sehen kostet nichts."

„Hab' ich heute Glück," sagte der Jude, „so kauft mir Jemand etwas ab; habe ich kein Glück — nun dann ist es ein ander Mal."

Er löste den Strick des Bündels, Alle drängten sich um ihn und befühlten neugierig die Sachen.

Auch Annelihse war herangetreten, nahm einen kleinen runden Klappspiegel, sah hinein und drehte ihn unschlüssig in der Hand.

„Willst Du ihn?" fragte Ewalt leise, „ich kaufe ihn Dir."

„Ich weiß nicht; es lohnt nicht, Geld daran zu wenden."

„Ansis!" riefen die Leute dem Burschen zu, der das Kind aus der Taufe gehoben, „Ansis, kauf' mal was für den Pathen."

„Was soll ich kaufen?"

„Nun, eine Pfeife natürlich."

„Ein gutes Messer."

„Einen Ledergurt, über den Pelz zu tragen."

Immer lauter ward das Gelächter; die Witze galten für köstlich. Schließlich wurde nichts gekauft, nur Annelihse ging mit dem Spiegel in's Haus, brachte aber dem Hausirer kein Geld, sondern statt dessen zehn Eier, die er in seine Mütze that.

„Wollt Ihr nicht Karten," fragte der Jude leise, Ewalt schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn. Laiser blickte scheu auf den Förster, der zugegen war, und auf den reichen Schwiegervater, wandte sich ab und packte sein Bündel zusammen.

Der Förster war ein feiner Herr; er trug weiße Manschetten und saß nicht mit auf der Bank, sondern allein auf einem Stuhle am Ende des Tisches. Er trank das Bier nicht aus einem Kruge wie die Anderen, sondern hatte eine Flasche neben sich stehen, und Ewalt füllte ihm das Glas unaufhörlich. Er winkte wohl abwehrend, trank es aber gleich wieder aus. Endlich ging er, ließ sich von dem Busch-

wächter das Geleit geben und klopfte ihm gnädig auf die Schulter.

Als Ewald durch die Pforte in das Gehöft zurückschritt, kam ihm Laiser entgegen.

„Hört mal, Buschwächter," sagte der Jude leise, „ich muß mit Euch sprechen."

„Ein andermal; halt's Maul."

„Vater!" rief Eva, „höre nur!"

„Nun?"

„Paß auf, das ist eine Axt!"

Alle horchten.

„Stille doch, Ihr Weiber!"

Wirklich, ganz in der Ferne war etwas zu hören; es war kaum ein Ton zu nennen, nur eine regelmäßig wiederkehrende Störung der Waldesstille, eine Erschütterung der Luft, kaum mit dem Gehör festzustellen. Anna lag auf dem Boden, den Kopf seitwärts gewandt.

„Es ist richtig," sagte sie und sprang auf.

„Nun, was?"

„Holzdiebe!"

„Verdammtes Gesindel," rief Eva und stampfte mit dem Fuße. „Wir müssen hin, Vater."

„Vater! es ist dort, hinter der langen Wiese in der Schlucht!"

„Die Flinte her!" rief der Buschwächter, „wo ist die Flinte?"

„Nicht doch," hieß es, „nicht doch am Tauftage Eures Sohnes. Laßt sie laufen. Gönnt Euch den Feiertag. Euer Herr wird den Schaden tragen können. Der Wald wächst für Alle.

„Sie wollen schlauer sein als ich," rief Ewald. „Sie meinen, heute habe der Branntwein meine Füße gebunden

und meine Ohren wären taub. Oho! weit gefehlt! die kennen den rothen Buschwächter nicht! Meine alte Jacke her, Mädels, und haltet die Hunde zurück. Trinkt drauf zu, Brüder! Ursel, gieb Allen vollauf! es darf keiner nach Hause ohne tüchtigen Rausch."

Der Buschwächter hatte die Flinte genommen und ging so eilig, daß er nicht einmal die Pforte öffnete, sondern daneben an einer schadhaften Stelle über den Zaun sprang.

„Buschwächter! Buschwächter!" klang es leise hinter ihm.

„Was giebt's?"

Laiser bemühte sich, ihn zu erreichen, und vermochte es nicht der Last wegen, die er auf dem Rücken trug.

„Wartet ein wenig! ich muß mit Euch reden! Ich habe was zu sagen."

„Ein andermal, Jude."

„Nein, nein, jetzt gleich. Es ist Eure eigene Sache."

„Scheer' Dich zum Teufel, ich will nichts mehr mit Euch zu thun haben."

„Buschwächter! so bleibt doch, hört auf mich!"

„Ich mag nichts hören," sagte Ewalt unmuthig, blieb aber stehen, ohne sich umzuwenden, bis der Jude athemlos herbeikam.

„Hört!" sagte dieser flüsternd, „es warten drei Leute auf Euch an der Theerbrennerei, der alte Veitel, der Pumpe-Wirth und der Zigeuner Drixe, Euer Verwandter."

„Was wollen sie? was suchen sie in meinem Walde? Mit der Peitsche werde ich Euch hinausjagen!"

„Stille doch! stellt Euch nicht so böse! sie haben ein gutes Geschäft für Euch, Ihr könnt viel Geld verdienen."

„Dummes Zeug! ich will nichts zu thun haben mit solchen Halunken!"

Der Jude sah dem Davoneilenden nach und sagte leise lachend: „Der wird es sich noch bedenken!"

Ewald setzte seinen Weg fort, doch sein Schritt war langsamer geworden; er runzelte die Stirn und strich mit der Hand darüber, als wolle er die anstürmenden Gedanken vertreiben: „Es kann nicht sein, die wilde Wirthschaft von früher muß aufhören. Diese Leute sollen mich nicht mehr in ihr Garn locken. Um meines Jungen willen nicht. Sein Vater wird ein ehrlicher Mann sein. Früher war Alles anders. Nun ich einen Sohn habe, soll es besser werden. Es könnte ihm Unglück bringen. Gott würde ihn für die Sünde strafen. Freilich, Geld wird er einst nöthig haben, viel Geld — doch nein, nein, es soll ehrlich erworbenes sein."

Laiser machte Kehrt und schlug den Weg ein, der seitab zur Theerbrennerei führte. Von Weitem schon spürte man den Qualm des Ofens, der selbst den Harzgeruch des Waldes übertäubte. Hinter aufgethürmten Fichtenwurzeln befanden sich drei Männer in aufgeregt leisem Gespräch, ein Bauer, ein Zigeuner und ein Jude. Letzterer hatte flachsfarbenes Haar, dessen Spitzen ineinandergefilzt lang herabhingen; das Gesicht war aschfarben, die Augen rothgerändert. Der Zigeuner sah dunkel aus, wie der breitkrämpige Filzhut, den er trug. Der Bauer war klein und dürr, das bartlose Gesicht von vielen steifen Falten durchzogen, die der lange Mund in entgegengesetzter Richtung scharf durchschnitt. Er saß auf einem Baumstamme und streckte die Füße von sich; sie waren mit Ledersandalen bekleidet und die dünnen Beine hoch hinauf bis an das Knie fest mit hanfenen Schnüren umwickelt. Der Jude Veitel eilte dem Hausirer entgegen; der Kaftan flatterte zu beiden Seiten, er hielt ihn mit den Händen vor der Brust zusammen.

„Kommt der Buschwächter?"

„Nein, er kommt nicht."

„Was bedeutet das? und warum nicht?"

„Er hat Kindtaufe."

„So! nun dann wollen wir warten."

„Das hilft nichts. Er sagt, Euch Alle solle der Teufel holen; er wird Euch aus dem Walde jagen und selbst ein ehrlicher Mann werden."

Der Zigeuner schlug grimmig auf seinen Stiefel mit der kurzen Lederpeitsche, die er am Handgelenke trug; der Bauer zog den Mund noch länger, ohne ihn zu öffnen steckte die Hände in die Taschen und ließ ein knarrendes Geräusch vernehmen, welches der Ausdruck seiner Heiterkeit war. Nur der Jude ging aufgeregt hin und her mit vorgebeugtem Oberkörper.

„Was ist zu machen?" rief er eifrig, „er muß kommen wir haben ihn nöthig!"

„Hörst Du's, Veitel?" sagte der Bauer spöttisch, „er ist ehrlich, er taugt nicht zu uns."

„O je! Pumpe," jammerte der Jude, „was fangen wir an ohne den Gewalt? Er muß mit und immer wieder mithalten, sonst ist keine Sicherheit mehr. Er kann unser Unglück werden; er weiß zu viel von der Sache."

„Ich will ihm drohen," sagte der Zigeuner rauh, „ich will ihm Furcht einjagen."

„Nein, nein, nein!" schrie der Jude und streckte die Hand mit ausgespreizten Fingern bittend in die Höhe, „thut das nicht, Drixe. Kein böses Wort! keine Gewalt! aber Geld! Geld! wir thun nichts umsonst, bietet ihm mehr Geld."

„Ich hole ihn selbst," sagte der Zigeuner, „ich bringe ihn her. Wenn Jemand über ihn Gewalt hat, so bin ich es, seines Vaters Bruder."

„Laßt Euch nicht fangen, Drixe," wehklagte Veitel, „gebt Acht, man sucht Euch überall, heute hat Ewald Gäste."

„Pah! Den Teufel werden sie eher packen als mich; ich finde ihn und bringe ihn her. Daß Blitz und Hölle dazwischen fahre! Mein Wort darauf."

Er ließ sich die Richtung weisen und verschwand zwischen den Fichten. Die Anderen sahen ihm unzufrieden nach. „Sie werden es allein miteinander abmachen, der Ewald und der Zigeuner," meinte Laiser.

Pumpe wandte sich zu ihm und sagte grämlich und scharf: „Und Du, was stehst Du hier? Stecke Deine Nase in Dein Bündel und nicht in unsere Geschäfte; wir brauchen Dich nicht mehr."

„Ich gehe schon," war die mürrische Antwort; „Ihr seid auch so Einer, der keinem armen Kerl den Verdienst gönnt."

„Kein Streit, kein Streit!" rief Veitel, „Du wirst das Deine kriegen, Laiser." Der Hausirer ließ die Beiden zurück und ging.

Es war spät geworden; die Sonne stand tief. Hier, mitten im Walde, merkte man es nur an der grellen Färbung der Föhrenstämme und dem röthlichen Schimmer der Luft. Der Horizont war nirgends zu sehen. Langsam verblaßte das Licht und die Sommernacht lagerte sich über den Wald. Das Moos ward feucht vom Thau. Aus kleinen sumpfigen Stellen ging Nebel in die Höhe, aufrecht, gleich weißen Säulen, und klammerte sich in Tropfen an die Fichtennadeln. Veitel hatte ein kleines Feuer angemacht von Tannenzapfen und Reisig, hockte davor und starrte in die glimmende Gluth. Pumpe lag daneben auf dem Boden, die Hände auf der Brust gefaltet, ausgestreckt wie ein Todter, und wärmte die platten Sohlen am Feuer. Endlich, nach langer Zeit, kamen die Erwarteten.

„Wer darf hier Feuer im Walde anzünden?" rief Ewald von weitem; er that, als ob er zufällig käme.

„Nur ein paar Aestchen, das geht nicht weiter; Ihr seht den Nebel," sagte Veitel; „was Ihr für ein Buschwächter seid, Ihr gebt auf alles Acht!"

„Ja wohl, man muß sich plagen; Müh und Arbeit bei Tag und Nacht, es ist ein Hundeleben."

Er kniete nieder und beugte sich über die Kohlen des Feuers, um seine Pfeife anzuzünden. Hinter ihm stand Drixe, und als die angeblasene Flamme emporschlug, sah man die weißen Zähne aus dem dunkelen Bart hervorblitzen; er sah auf den Juden und lachte.

Veitel trat an den Buschwächter ganz nahe heran, faßte die Knöpfe seines Wammses und sagte einschmeichelnd: „Ihr wißt schon um das gute Geschäft? topp! es ist abgemacht. Es wird gut für Alle, auch für Euch. Ich gebe Euch noch Geld vom letzten Mal."

„Ich habe Dich nicht nach dem Gelde gefragt," sagte Ewald verdrossen.

„O bewahre! ist auch nicht nöthig, sieh, da hast Du's, es gehört Dir, wir sind ehrliche Leute; keinen Groschen Vortheil will ich vor den Anderen." Er steckte ihm das Geld in die Westentasche und klammerte sich zärtlich an seinen Rock. „Jetzt wollen wir viel Geld verdienen."

„Laßt mich zufrieden, geht Eurer Wege; ich will nach Hause."

„Geht nur, wer will Euch halten. Hört mal, Buschwächter! Euch kann Niemand was Böses nachsagen! Ihr seid redlich! Wollt Ihr entgegennehmen die Pferde heute um zwei Wochen? Das ist Alles, was wir von Euch wollen. Wir verlangen nichts Schlechtes, wir kennen Euch zu gut."

„Ich will nichts von den Pferden wissen."

„Bewahr' uns Gott! Ihr braucht nicht zu wissen, wo sie her sind; Ihr seid unschuldig, rein wie Schnee. Der Drixe führt sie Euch zu, das ist seine Sache. Laßt sie im Walde stehen, da ist Platz und Futter genug für sie. Pumpe holt sie nächsten Monat ab und bringt sie in Szaimi auf den Markt, ich bin dort, und drei Tage nach dem Markt haben wir alle Vier Geld in den Taschen. Seht Ihr, das ist ein leichtes und sicheres Geschäft für Euch, Ihr Glückskerl."

Pumpe-Wirth lag noch immer unbeweglich auf dem Boden und wärmte die Plattfüße; nur die kleinen Augen gingen unruhig umher.

„Ich sage nicht ja, ich sage nicht nein," erwiderte Ewald unschlüssig und ärgerlich, „ich will von solchen Dingen nichts mehr wissen; ich habe Weib und Kinder und mein Amt."

„Ja, ja, ja!" rief der Jude eifrig, „und Geld könnt Ihr brauchen, mehr als Ihr habt. So einer wie Ihr müßte reich werden und seine Kinder auch; Ihr seid schlau! schlau! das ist die Hauptsache. Wenn Ihr wollt, führt Ihr alle Anderen an der Nase herum."

„Ich bin keiner von den Dummen und keiner von den Schlechten," sagte Ewald, „und mein Amt verstehe ich."

„O!" rief der Jude begeistert; „es giebt keinen Buschwächter, so wie Ihr einer seid, keinen im ganzen Lande! Ihr thut Alles, Alles zu Eures Herrn Vortheil, und Anderen helft Ihr nur, wenn es ehrlich zugeht. Ihr seid ein Prachtmensch, Euch wendet man mit Freuden einen Vortheil zu."

„Nun aber gehe ich," sagte Ewald unruhig und wandte sich ab.

Der Zigeuner lachte, machte eine Faust und hielt sie ihm dicht vor das Gesicht: „Sei nicht stolz, Ratze! Du bist meines Bruders Sohn, Du feiner Herr. Paß auf, wenn Du die Nase so hoch trägst, kriegst Du eins in den Nacken."

„Was willst Du? ich sage nichts, nur das Eine, gieb Acht auf Dich selber, Drize; durch alle Zeitungen geht es, daß man Dich sucht; der Andere ist schon fort nach Sibirien."

„Kreuzdonnerwetter! mir ist nicht bange. Wo wollen sie mich packen? ich gehe auf keinen Markt; bei der Arbeit laß ich mich nicht fangen und dann — wutsch! nach Litauen hinein! mich kriegen sie nicht! ha! ha!"

„Wißt Ihr auch . . .?"

„Nun."

„Nein, . . . es ist nichts, schon gut, ich gehe; macht das Feuer aus," und Ewalt wandte sich ab und ging.

„Ich wollte ihnen von meinem Sohne erzählen," sagte er zu sich selber, „doch was soll ich unter solchen Leuten des Kindes Namen nennen! was verstehen sie davon!"

Der Gang nach Hause war ihm ungemüthlich; er suchte sich alle Gedanken aus dem Sinne zu schlagen; er wollte sich selbst überreden, er habe weder ja noch nein gesagt, sich zu nichts verpflichtet. Einigen Pferden im Walde Obdach geben, war denn das etwas Schlimmes? Gleichviel, wem sie gehörten! sie mochten gekauft, eingetauscht, erhandelt sein. Es war leicht, sie im Walde zu verbergen. Da gab es Futter genug; aus Drize einen Feind zu machen, wäre schrecklich. Er legte die Hand auf die Tasche und fühlte nach dem Gelde, das Veitel hineingesteckt. „Der Jude verdient genug Geld, und Pumpe, der Geizkragen, auch; ich bin ein armer Mann . . . . und viel, viel besser als die!"

So suchte er die Vorwürfe seines Gewissens zu beschwichtigen und erschrak doch wie ein Schuldiger, als er das Licht seines Hauses erblickte.

Es war nahe an Mitternacht und die Gäste alle fort. Auf der Ofenbank lagen still nebeneinander auf Strohkissen die dunkeln Köpfe der Töchter, in die stillen Tiefen des

ersten Kinderschlafes versunken. Annelihse stand mitten im dämmerigen Zimmer mit herabhängenden Zöpfen und wiegte in ihren Armen den Knaben. Nero lag angebunden in der Ecke und wedelte seinem Herrn entgegen.

Ewald trat auf den Fußspitzen herein, vorsichtig hing er die Flinte an die Wand und regungslos, wie ein Steinbild, verharrte er in erschrockener Stellung, als das Kind schrie. Mit leiser Stimme sang es die Mutter ein:

„Eia behrninsch wahrgulitis!
Mahta rohkas schupulitis
Weegla dusseschana dohd.
Lai neweens tew nihd' nedsch baida,
Klaht pee mahta sirdi gaida
Rihta gaisa spihguloht."

„Schlafe, schwaches Kindelein,
In der Mutter Armen ein,
Dunkel ist die kühle Nacht.
Und daß Niemand Dich erschrecke,
Soll der Mutter Herz Dich decken,
Bis der Morgenstern erwacht."

II.

Die Sommermonate waren vergangen und klare October-tage färbten das Laub der Bäume röthlich. Ewald's schwankende Entschlüsse hatten nicht hingereicht, ihn dem bösen Einfluß seiner Freunde zu entziehen. „Es ist das letzte Mal," sagte er sich und that ihnen den Willen. Nächtlicherweile führte ihm Drixe die Pferde zu, und ebenso geheimnißvoll holte sie Pumpe-Wirth nach Verlauf einiger Wochen. Daß sie gestohlen waren, unterlag keinem Zweifel, und bei allen Gefahren des Verbergens hielt es Ewald doch für einen Trost seiner Unschuld, nicht zu erfragen, woher sie seien.

Ansis gedieh; er war zart und blond wie seine Mutter.

Um ihn drängte sich die dunkelfarbige Leibgarde der Schwesterlein, bereit und freudig im Dienste des blauäugigen Königskindes.

Eines Abends hatte sich der Wind erhoben; man spürte wenig davon in der Hütte, geschützt vom Walde, doch hoch darüber hin in den Spitzen der Fichten brauste es laut, wie Sturm auf dem Meere.

Die Inwohner der Hütte schliefen bereits, als außen an der Fensterlade ein Geräusch hörbar wurde, mehr ähnlich dem vorsichtigen Tasten, als einem deutlichen Klopfen.

Nero schlug an und knurrte dumpf, als sein Herr ihn zur Ruhe wies. Ewald stand auf und tappte behutsam nach seinen Kleidern, doch das Knarren der Wiegenstange verrieth, daß Annelihse auch erwacht sei und den Knaben schaukele.

„Wer ist da? Gehst Du wieder?" fragte sie beklommen.

„Es ist Niemand; schlafe nur." Es war eine Pause.

„Was bedeutet das," hub Annelihse mit leiser, aber aufgeregter Stimme an, „so oft rufen Dich Leute Nachts? was wollen sie? was thut Ihr? das ist nichts Rechtes!"

„Schlafe doch. Was fährst Du in der Nacht auf und schiltst? Du weißt es ja, ich muß auf den Wald Acht geben; das ist mein Amt."

„Wenn es Dein Amt ist, so sage ich kein Wort dagegen. Doch die Leute reden dies und das, und mir thut es wehe. Warum hat Bitte-Wirth uns das viele Heu gebracht? umsonst thut er's wohl nicht. Warum hat der Jakob geschwiegen, als die Pferde seinen Hafer niedertraten? Ist es darum, weil er von Dir dreifach sein Holz bekommen und noch Dein Pferd, um Alles zur Stadt zu bringen? Wenn der Herr das Alles erfährt, so ist es aus mit Dir; uns Alle trifft die Schande, auch das unschuldige Kind."

Wieder war das Geräusch an der Fensterlade. Ewald nahm die Flinte von der Wand und erwiderte unmuthig: „Schlafe und schwatze nicht! was redest Du von solchen Dingen; Weiber verstehen nichts davon. Ein Buschwächter darf nicht wie andere Leute Nachts im Bette liegen; das weißt Du. Nero, kusche Dich!"

Er öffnete die Thür und ging hinaus. Die Nachtluft war scharf. Knarrend hoch über ihm bogen sich die Baumwipfel hin und her. Aus dem Schatten der Ueberdachung trat eine dunkle Gestalt auf ihn zu, und als der Wind die Wolken in eiligem Fluge auseinanderjagte, beleuchtete der Mond einen kurzen Augenblick das Gehöft und ließ den Mann erkennen. Es war der Zigeuner im Filzhute, die Peitsche am Handgelenke. Sie gingen Beide an das Scheunenthor heran, Schutz suchend vor dem nächtlichen Sturm.

„Nun?" fragte Ewald.

„Ich will zur Nacht hier bleiben."

„Nicht im Hause. Sie darf Dich nicht sehen; sie soll nichts von Allem wissen."

„Gleich viel, im Stall im Stroh."

„Was bringst Du für Nachricht?"

„Es steht gut. Alle Pferde sind verkauft. Der Jude ist sie auf dem Markt in Szaimi losgeworden, Pumpe war dabei; und was meinst Du, was sie gekriegt haben? Sechshundertfünfzig Silberrubel! Daß die vermaledeite Pest ihnen alle Knochen behexe, wenn die Kerle uns dabei betrügen. Das waren auch Thiere! lauter Bilder, und der mit der Blesse und dem weißen Fuß war allein so viel werth. Ich hätte den Handel machen sollen! Morgen Nacht kommen der Pumpe und Veitel und zahlen uns unser Theil. Alte Narren! Alles müßten sie hergeben! Verkaufen ist keine Mühe, ist leicht verdient! Doch die Haut dran wagen, durch

Gräben kriechen, zwei Tage lauern, bis man Nachts in den Stall kommt, hoho! das ist was Anderes. Mein Junge und ich, wir sind mit den Pferden den Bach heruntergeschwommen und meinten, wir müßten selbst ersaufen; man hat lange nach der Spur suchen können. Donnerwetter, das war Jux! Und nun wollen die beiden alten Kröten uns den Verdienst verkümmern; ach Du Schlangenbrut! Den Juden, den Schleicher, den hab' ich in der Hand, er ist furchtsam; doch der Pumpe, das ist ein zähes Stück Leder! und Geld trägt er in jeder Rockfalte hineingenäht, der Geizkragen!"

„Wie lange willst Du hier bleiben?" fragte der Buschwächter unruhig.

„Laß mich ein paar Stunden im Heu schlafen; wenn die Sonne aufgeht, muß ich fort. Abends gehen wir zusammen und warten bei den Doppelfichten oben am See, bis sie kommen. Sie nehmen den kleinen Weg nach Enkaln durch den Wald."

Annelihse war aufgestanden und versuchte durch den Spalt der Fensterlade Etwas in der dämmerig-nächtlichen Beleuchtung zu erkennen. Sie unterschied die beiden Gestalten anfangs nebeneinander stehend, dann in der Richtung des Heuschobers verschwindend; zuletzt ihren Mann allein, der zurückkam. Seufzend kehrte sie auf ihr Lager zurück: „Es wird nicht besser, es wird immer schlimmer," sagte sie trübe. „Wenn Alles wäre wie sonst, ich müßte es ertragen. Doch nun um des Knaben willen darf ich es nicht, nein, ich darf nicht!"

Wie ein dunkler Faden zog sich durch ihr Leben steigendes Mißtrauen gegen ihren Mann. Lug und Trug waren der herben Reinheit ihres Wesens feind; ihr Stolz empörte sich dagegen, und doch meinte sie jede Wahrheit leichter ertragen zu können als diesen unbestimmten, überall sich ihr aufdrängenden Verdacht.

Am anderen Tage sagte Ewald seiner Frau: „Heute Nacht komme ich spät nach Hause; ich habe viel im Walde zu thun. Der Sturm gestern hat Bäume gebrochen, da nehme ich das ganze Revier durch. Bindet den Nero an, er soll nicht mit." Doch als er ging, küßte er seinen Knaben nicht wie sonst, und drückte in der Stube noch den Hut tief in's Gesicht, während er die Flinte lud.

„Es ist das letzte Mal!" sagte er sich wieder; „dann ist es aus. Dann soll Niemand mich überreden, den Schurken beizustehen."

Doch seine Gedanken drängten und beunruhigten ihn immer wieder auf dem einsamen Gange in der Waldesstille. Die Klarheit des Herbsttages, welche in das stachelige Dickicht der Tannen hineindrang, war ihm unbequem und störend, als sollte sie auch die Unlauterkeiten seines unruhvollen, dornichten Herzens darlegen.

Der Sturm hatte viel Schaden gethan, hin und her lagen gebrochene Fichten; es waren Holzdiebe darüber hergewesen; im Moose waren die Spuren eingedrückter Räder bemerkbar. Ewald ging auf einen benachbarten Bauernhof und fand den Stamm, in Klötze zersägt, hinter der Scheuer liegen. Ueber dem Suchen, dem Finden und dem langen Streite darüber mit den des Diebstahls verdächtigen Leuten war der Tag vergangen. Die Sonne stand bereits dicht über dem Walde. Ewald war weit von seinem Hause und noch weiter von dem Orte der verabredeten Zusammenkunft.

„Wenn ich gar nicht hinginge und sie allein ließe bei der Theilung, es wäre besser," dachte er; „doch das Geld ist mein, es kommt mir zu. Soll ich der Dümmste sein und leer ausgehen? sollen sie mich um das Meine betrügen? bin ich weniger schlau gewesen als sie? es ist das letzte Mal, und ich will das, was mir zukommt."

Er mußte an seiner Wohnung ziemlich nahe vorüber. Der Hund, der vor der Thür angebunden lag, sah ihn gehen, sprang mit den Pfoten an den Zaun, wedelte und wollte folgen. Der Rauch stieg aus dem Schornstein in die Höhe, das Licht schimmerte, man aß zu Abend drinnen. Ewald wandte sich rasch ab von dem freundlichen Heim und schlug seitwärts einen dunkeln Weg ein, der fort aus allem Abendschimmer in die finster nächtliche Schlucht hinabführte. Octobertage in Kurland sind kurz. Rasch und früh bricht die Dämmerung herein und verdichtet sich schnell zu vollständiger Finsterniß. Sie hatten bei ihrer Zusammenkunft auf den Mondschein gerechnet, sonst hätte sich keiner im Walde zurechtfinden können. Der ausgewählte Ort lag jenseits des Sees auf dem Hügel zwischen dichten Tannen. Dort befanden sich Sandgruben, in denen man im Winter Kartoffeln vergraben hatte, um sie vor dem Frost zu schützen. Jetzt standen sie leer und sahen aus wie offene Gräber. Als Ewald den Ort erreicht hatte, glaubte er sich anfangs allein, bis seine Augen allmählich die Gestalt des Zigeuners unterschieden, der, an den Stamm einer Fichte gelehnt, unbeweglich dastand.

„Drixe?"

„Nun?"

„Bist Du allein?"

„Ja wohl. Ich warte auf den Bauer."

„Und der Jude?"

„Kommt nicht. Ich sprach ihn heute am Weidenkruge. Sein Bruder ist gestorben, er muß hin. Er hat dem Pumpe-Wirth das Geld richtig in die Hand gezählt, der muß es bringen."

„Pumpe! der geizige Hund! hat er das Geld, giebt er's nicht weiter, kennst Du ihn nicht, den Lump?"

„Pah! kennst Du den Drixe nicht? Keinen Kopeken stiehlt

er uns. Ich schlage ihm die Knochen entzwei und zünde ihm das Dach an. Das weiß er. Dem Kaiser würde er trotzen, wenn es was zu zahlen giebt, mir aber nicht, sei nicht bange."

„Doch der Jude ist ein Schelm und wird gelogen haben."

„Gleichviel. Uns zahlt der Pumpe heute, das steht fest."

Sie schwiegen eine Weile und horchten in den Abend hinaus. Im Herbst ist Nachts der Wald still. Nur zuweilen löst sich ein dürrer Zweig ab und fällt knisternd hernieder, oder es ist der schwere Flug eines Vogels hörbar, der niedrig und unstät flattert.

„Was ist das?" fragte Drixe, als ein Geräusch vernehmlich wurde, das Brechen der niedrigen Zweige, dabei ein Schnaufen und ein Rasseln, wie Metall. Aus dem Dunkeln sprang etwas auf sie zu, doch es war kein nächtlicher Spuk, sondern Nero, der den Strick am Halsbande schleppte und seiner Haft entronnen war, um dem Herrn zu folgen.

„Es ist der Hund! kusche dich, Nero, stille! Die Mädels haben nicht Acht gegeben."

„Das dumme Vieh! es wird Spectakel machen."

„Nicht doch! er gehorcht auf's Wort. Ich binde ihn hier an den Stamm, da liegt er ruhig."

Sie mußten lange warten. Ewald ging auf und ab, ungeduldig, unruhig, unschlüssig, hinaushorchend in die Nacht und nichts vernehmend. Der Zigeuner stand unbeweglich, breitbeinig an die Fichte gelehnt, dunkel wie der dunkelbeschattete Stamm, still wie ein Raubthier des Waldes, dem keine Nacht zu lang wird, wenn es auf Beute lauert.

„Er kommt nicht; ich gehe nach Hause," sagte Ewald.

„Geh! ich bleibe!"

Doch Ewald ging nicht nach Hause, sondern nur auf die Höhe und horchte wieder. Endlich, leise, unbestimmt, unterbrochen war ein Rattern zu vernehmen; es mußte ein Wagen sein. Die Räder waren auf den grasbewachsenen Waldungen wenig zu hören, nur wenn sie an die Wurzeln stießen, klang es dumpf. Die Stöße wurden häufiger, das gab Ewald Auskunft, wo der Wagen sich befand, jetzt an der Biegung des Weges, jetzt an der Brücke, jetzt ganz nahe. Er pfiff durch die Zähne, und der Zigeuner nickte.

„Hol' ihn her! ich warte hier!" und er zeigte dem Hunde die Faust, auf daß er nicht belle.

Ewald ging entgegen. Es war Pumpe-Wirth in einem Bauerwägelchen; das ermüdete Pferd stand dampfend still und ließ den Kopf hängen. Der Bauer stieg aus; er hielt die Leinen fest und schaute sich ängstlich um an dem einsamen Ort, die Peitsche in der Hand.

„Pumpe-Wirth."

„Bist Du es, Buschwächter?"

„Jawohl, kommt!"

„Und die Anderen?"

„Kommt, kommt, laßt den Gaul stehen."

„Es friert, das arme Thier; ich werfe ihm den Sack auf den Rücken, so."

„Nun, wo bist Du, Buschwächter? gieb Deine Hand und hilf mir über dies Loch. Was Du Kraft hast! Meine Beine sind steif, und der Wald ist finster."

Er stolperte, klammerte sich mit den knochigen Händen an Ewald und hob die Füße hoch.

„Wohin führst Du mich? das Pferd bleibt allein."

„Komme, hier ist es dunkel, wer kann hier Geld zählen!"

Der Bauer lachte heiser: „Jawohl! Geld zählen! im Finstern gilt der Rubel nicht viel!"

Die Lichtung an den Gruben war grell vom Monde beleuchtet; inmitten stand des Zigeuners Gestalt wie ein schwarzer Flecken.

Pumpe blieb stehen. „Wo ist der Jude?" fragte er ängstlich.

„Bist Du von Sinnen?" sagte Drixe grollend. „Du weißt, daß er nicht kommt."

„Was sollen wir ohne ihn machen, er hat das Geld."

„Du lügst! Du hast es!"

„Ich! Du träumst, Drixe! ich will es beschwören, er nahm es auf dem Markt in Szaimi."

„Er hat es Dir heute gegeben, da er fort mußte."

„Himmlische Barmherzigkeit!" rief der Bauer weinerlich. „Nehmt Vernunft an! Hätte ich das Geld, wäre ich nicht gekommen, es zu holen."

„Du hast es, und Du bist gekommen, weil Du den Teufel weniger fürchtest als den Drixe!"

„O, du Tag meines Lebens!" winselte Pumpe. „Wer hieß Euch dem Juden trauen; er ist ein Ausreißer! er ist ein Schelm! er ist ein Dieb!"

„Pah! laß den Juden laufen. Dich hab' ich, und Dich halte ich."

Damit trat er an ihn heran und legte ihm schwer die Hand auf die Schulter. Pumpe wich erschreckt zurück und drängte sich an Ewalt.

„Buschwächter! Buschwächter! ich will fort; er läßt nicht mit sich reden."

„Du Schelm, Du geiziger Hund, Du vertrocknetes Heidenleder!" schrie der Zigeuner wüthend, fuhr ihm an die Gurgel und drückte mit eisernen Fingern den sehnigen Hals zusammen.

Pumpe verdrehte die Augen und ließ ein krächzendes Geheul ertönen. Ewalt sprang hinzu. „Um Gotteswillen, Drixe, die Hand weg, Du würgst ihn zu Tode!"

Noch immer wüthend, ließ ihn der Zigeuner jedoch los und stand da mit erhobener Faust. „Nun, Du Hund, was sagst Du jetzt?"

Der Bauer rang nach Luft; er schüttelte den Körper wie ein geschlagener Hund, unstät die Augen umherwerfend, um den Blick des Gegners zu vermeiden. Er tastete nach seinen Taschen. „Ihr seid Mörder, Ihr zwei; lockt mich in den Wald und bringt mich um. Ich bin ein armer Mann; was kann ich zahlen?"

„Heraus damit!" herrschte ihn Drixe an.

Weinerlich, zwischen den Zähnen klagend, löste Pumpe die Schnur, steckte zwei Finger in den Beutel, ohne ihn zu öffnen, und betastete das Geld, von dem er sich doch nicht zu trennen vermochte. Plötzlich zuckte es listig über sein Gesicht; er zog den Mund bis an die Ohren und sagte in schmeichelndem Tone:

„Hört mal! Da habt Ihr einen Rubel, Drixe; ein Trinkgeld für Euch. Er zählt hernach nicht mit in der Rechnung. Kauft Euch Schnaps dafür, und wenn der Jude kommt . . ."

„Dummes Zeug, Spitzbube, Alles will ich!"

„Sachte, Drixe!" rief Ewald dazwischen.

Er hatte bisher keinen Theil am Streite genommen, doch auch er blickte verächtlich und zürnend auf den Bauer nieder, der sie mit seinem kläglichen Wesen überlisten wollte.

Pumpe zögerte, schwankte, räusperte sich, drehte an der Schnur und zog wieder die Finger leer aus dem Beutel.

Die Geduld des Zigeuners war zu Ende. Er griff ihm an die Kehle mit solcher Gewalt, daß der Bauer zu Boden stürzte. Gepreßte heisere Töne entrangen sich seiner Brust. Erschrocken durch den Lärm, wollte Ewald ihm den Mund zuhalten, doch Drixe, diese Bewegung mißverstehend,

glaubte, der Buschwächter wolle auch dem Bauer das Geld entreißen, stürzte noch einmal, wie ein Raubthier, auf seine Beute und wälzte sich mit ihm auf dem Boden; das Stöhnen verwandelte sich in ein kurzes Gurgeln und Röcheln, dann plötzlich ward es still. Drixe sprang allein auf und warf ein blutiges Messer auf die Erde. „Der ist nun fertig," sagte er. Der Bauer lag zu ihren Füßen, todt, die Augen gebrochen, der Kopf zurückgewandt, Hals und Brust blutend aus mehreren Wunden. Der lange Mund schien das hämische Lächeln selbst im Tode zu bewahren.

Da lag die jämmerlich elende Gestalt, nur gemacht für die kleinlichste Alltäglichkeit des Lebens, und nun Mittelpunkt in dem grausigen Bilde, von der sanften Klarheit des Mondes beschienen.

„Um Gotteswillen, Drixe!" rief Ewald, „Du hast ihn umgebracht."

„Todt, wie ein Scheit Holz!"

„Barmherziger Himmel, wir sind verloren!"

„Nicht wir, er ist verloren. In die Grube hinein mit ihm!"

„Nein, nein, nein!" rief Ewald angstvoll. „Nicht hier! nicht bei mir! nicht in meinem Walde."

„Dummkopf!"

„Führt ihn fort! nehmt ihn mit! nehmt all sein Geld für Euch! nur laßt ihn nicht hier. Dort steht sein Wagen und ein Sack; ich bin des Todes, wenn er bleibt."

„Du bist ein Feigling," sagte der Zigeuner brummend. „Hole den Sack und schaffe ihn in den Wagen."

Der Sack, mit dem Pumpe eben sein müdes Pferd sorglich zugedeckt hatte, ward benutzt, um seinen todten Körper von der Stelle zu schaffen. Der Zigeuner trug die Last auf

dem Rücken. Aus der Oeffnung des Sackes ragten die platten Füße und umwickelten Beine hervor. Die heimlichen Schleichwege, auf denen sie oft ihren Herrn getragen, waren nun zu Ende; sie sollten Ruhe haben.

Drixe warf die Last in den Wagen, bedeckte sie mit Stroh, stieg hinein und ergriff eilig die Zügel.

Ewald sah das Gefährte verschwinden; den Kopf vorgebeugt, bewegungslos wie ein Steinbild, starrte er ihm nach, athemlos aufhorchend auf das fern verklingende Rattern des Wagens, der den blutigen Mann fortbrachte. Ja fort! recht weit, weit von hier! nicht in seinem Walde, nicht in dem Boden verscharrt, den er zu betreten hatte! Ein kalter Schauer schüttelte seine Glieder. Wie war das auch so rasch geschehen, so unerwartet plötzlich! Der da in dem Sack weggebracht wurde, ein starrer Leichnam, konnte es derselbe Pumpe sein, der ihn vor wenig Augenblicken hier an derselben Stelle mit knarrender Stimme freundlich begrüßt hatte! Und nun todt! erschlagen! Hatte er ihn umgebracht, oder Drixe? Alles war ihm verworren! Nein, er hatte nicht Hand an ihn gelegt, doch warum ihn nicht gerettet? Warum nicht beigestanden dem Kraftlosen beim wüthenden Angriff des Mörders? Es graute ihm vor dem unheimlichen Ort der That; lang gezogen tönte ein Klageruf von dort, erinnernd an den letzten Schrei des Todten. Es war Nero. Er heulte wieder, glaubte sich verlassen und zerrte am Strick, der ihn an die Tanne band. Ewald mußte zurück. Da lag noch das Messer; er nahm es und schnitt damit die Fessel entzwei. Das Moos war ringsum zerstampft und eine kleine Blutlache bezeichnete die schreckliche Stelle.

„Nero! fort von da!“ rief der Buschwächter, doch der Hund war nicht wegzubringen, sondern schnüffelte an dem blutigen Kraut.

Da tönten Schritte durch den Wald; sie näherten sich in regelmäßigem Takte; die dürren Zweige knackten am Boden; eine Männerstimme summte abgebrochen die Strophe eines Liedes, dann wieder ward die Melodie gepfiffen. Es war ein einsamer Wanderer, der sich im stillen, dunklen Walde die Zeit vertrieb. Wer konnte so spät durch diese abgelegene Gegend gehen? Ewald stand erschrocken still. Wenn man ihn hier fand mit blutigen Kleidern und Händen an der Blutlache — er war verloren! was hätte er sagen können? Vielleicht ging der Wanderer vorüber. Es gab noch einen Fußweg, der unten am See entlang weiter führte! Wie fürchterlich hell der Mond das Blut beschien! Nein, der Mann mußte den Wald gut kennen; er kam den Berg in die Höhe, ohne Steg, quer durch die Bäume, rasch und sicher; jetzt — jetzt — da war sein Kopf sichtbar über dem Wachholderstrauch, vom Mond erhellt; es war der Förster. Er stutzte und blieb stehen: „Holla! wer da!"

Im fassungslosen Schrecken hatte Ewald die Büchse angelegt; er wußte kaum, was er that. Als er die Stimme vernahm, senkte er den Lauf; es war eine Eingebung, der instinctive Trieb der Selbsterhaltung mehr als Geistesgegenwart, er zielte auf seinen Hund und schoß los. Weithin knallte der Schuß. Der Förster sprang entsetzt ein paar Schritte zurück; er hatte den bewaffneten Mann erblickt und meinte, der Schuß gelte ihm. Nero stürzte zusammen. Ewald nahm das Messer auf und versetzte ihm einige Stiche damit; das Blut rieselte stark hernieder.

„Was ist das?" rief der Förster, „Ewald! was thut Ihr?"

Der Buschwächter hob sein bleiches Gesicht empor, richtete sich auf und warf das Messer von sich. „Erschreckt nicht, lieber Herr, es ist mein Hund! Ich habe meinen Hund erschossen, es thut mir selber leid."

„Hier und in der Nacht?"

„Ja wohl. Am Tage und zu Hause leiden es die Kinder nicht, und — ich meinte, es würde ein Unglück geschehen."

„Warum? war er toll?"

„Seitdem die fremden Hunde ihn gebissen, war er sonderbar. Er schnappte heute zweimal nach meiner Hand; da ist noch der Strick, an dem ich ihn angebunden hielt."

„Schade um den schönen Hund!"

„Ja wohl, schade. Ich hätte sechszig Rubel aus ihm machen können, ohne das Unglück; Herr Gott, die Kinder werden nach ihm schreien. Wie kommt Ihr, Herr, so spät durch den Wald?"

„Aus Linsen. Der Brauer hat mich bis auf die Landstraße drüben gefahren; da gehe ich die paar Werst quer durch den Wald nach Hause."

„Das ist richtig, für den, der den Wald kennt wie Ihr. Ich gehe auch mit."

Es war die Macht der alten Gewohnheit, die selbst große Ereignisse nicht erschüttern können, daß Ewald, nachdem er ein paar Schritte gegangen war, stehen blieb, sich zurückwandte und, wie gewöhnlich, Nero zu sich rufen wollte. Da lag das treue Thier todt, ausgestreckt, hingeopfert für seinen Herrn. Ewald griff sich beklommen an die Brust; er vermochte kaum auf des Försters Rede Antwort zu geben.

„Ich sehe," sagte dieser, „es dauert Dich Dein Hund. Das ist immer so mit den treuen Thieren. Ich hätte ihn nicht selbst erschießen mögen; das macht weichmüthig."

Während dessen hatte sich der Himmel verfinstert; im Walde war der Weg nicht mehr zu erkennen, Wolken überzogen den Mond, und es begann heftig zu regnen.

„Kommt in meine Wohnung," sagte Ewalt. „Ich spanne den kleinen Wagen an und fahre Euch in den Hof. Bei solchem Wetter kann hier ein Fuchs selbst irre gehen." Es geschah. Er fuhr den Förster nach Hause; als er heimkehrte und in seine Stube trat, schlug es an der Schwarzwälder Uhr zwei.

Das Lämpchen war erloschen, die Kinder schliefen, die alte Muhme in der Ecke fuhr empor, murmelte träumend unverständliche Dinge und raschelte sich tiefer in ihr Heulager hinein. Es war nicht nur die Kälte der Nacht, sondern das Grauen und die Erregung, welche Ewalt durchbebten; seine Zähne schlugen aufeinander. Die Muhme hob noch einmal den Kopf: „Buschwächter, da steht Essen für Euch und Brod."

„Laß nur bleiben, ich mag nicht, ich habe schon gegessen."

Er machte auch kein Feuer an, sondern setzte sich im Dunkeln auf den Rand seines Bettes. Es war ganz still im Zimmer, nur die Athemzüge der Schlafenden waren hörbar. Das grausige Bild des Erlebten drängte sich immer unheimlicher seiner Erinnerung auf; hier hoffte er Schutz zu finden, hier im friedlichen Heim bei seinen unschuldigen Kindern, und als der nächtliche Sturm und der Regen an den Fenstern tobte, gedachte er doch immer wieder mit Grauen der blutigen Stelle im Walde, da erst der todte Mann gelegen und hernach der Hund zusammengebrochen war von dem Schuß.

Da erhob Annelihse die Stimme, klar und ernst, in vorwurfsvollem Tone; es war erkennbar, sie hatte nicht geschlafen, und quälende Gedanken hatten auch sie wach erhalten.

„Die Nacht ist gleich vorüber," sagte sie, „jetzt erst kommst Du nach Hause?"

Ewalt antwortete nicht.

„Was habe ich alle diese Jahre ertragen müssen, nun ist es zu schlimm! Andere kannst Du betrügen, mich aber

nicht. Aller Orten redet man schlecht über Dich. Bei dem Herrn haben sie Dich verklagt, und Du wirst noch die Stelle verlieren. Wenn Du nicht an Dein Weib denken willst, die doch von besseren Leuten stammt als Du, so denke doch an Deine Kinder!"

„Kannst Du nicht Ruhe halten und schlafen!" brauste Ewalt plötzlich auf. „Ist es nicht genug, daß ich den ganzen Tag in der Arbeit umherlaufen muß — und wenn ich heimkomme, höre ich kein gutes Wort."

Annelihse schwieg gekränkt. Nach einer Weile tappte Ewalt umher, tastete auf dem Tische nach den Streichhölzern und begann seine Pfeife anzuzünden.

Seine Gestalt mit blutiger Jacke, bleichem Gesicht und wirrem Haar war einen Moment am bläulichen Schein des Zündholzes zu sehen, dann versank Alles in schwarze Nacht. Die Frau erschrak.

Wie unheimlich sah er aus, wild und verstört, todtenblaß und blutig! Sollte sie noch einmal mit ihm sprechen? Sollte sie in der Ungewißheit bleiben? Ein unbestimmtes Grauen beängstigte sie im Dunkeln; ihre Augen blickten starr auf das roth glimmende Licht der Pfeife. Um die Stille zu unterbrechen, sagte sie beklommen: „Der Nero hat sich losgerissen! Hast Du ihn wieder nach Hause gebracht?"

„Nein!" war die kurze Antwort.

„Dann hat er sich verlaufen. Die Kinder weinten heute nach ihm, auch der Ansis. Hat er Dich nicht gefunden?"

„Doch, ja, er fand mich, das dumme Thier. Ich hielt ihn für toll — er war es auch — ich — ich habe ihn todtgeschossen!"

„Todtgeschossen!" Zorn und Entrüstung zitterten in ihrer Stimme.

„Und Du wußtest doch, wie wir ihn liebten, die Kinder und auch schon Ansis. Doch Du hast kein Herz für uns; wer weiß, welchen Grund Du hattest; um uns kümmerst Du Dich nicht."

„Barmherziger Himmel!" fuhr Ewald in wilder Verzweiflung auf. „Wenn Du nicht stille bist und noch ein einziges Wort sprichst, thue ich Dir selbst ein Leides an. Ich wollte, Ihr läget beide auf dem Grunde des Sees, Du und Dein Sohn, und ich hätte Ruhe vor Euch! Seit der Junge da ist, seid Ihr mir Beide zur Qual;" und er warf sich angekleidet auf das Bett.

Athemlos horchte Annelihse auf. Er hatte so heftig geschrieen, daß der Knabe weinend erwachte und getröstet werden mußte.

„Schlafe, Du armes Kind, unschuldiges Lamm, Du weißt nichts von alledem." Sie konnte nicht einmal weinen, so zornig war sie, so empört und verletzt. „Wir gehören Beide auf den Grund des Sees! Armer Knabe! Armes Kind! Als Du geboren wurdest, freute er sich! Nun ist Alles aus, er mag Dich nicht, weil wir nicht leiden wollen, daß er schlecht wird! Die Mädchen sind wie er, doch Du und ich, er treibt uns fort; wir sollen todt sein, todt auf dem Grunde des Sees!"

Der Stolz ihrer Natur brach hervor. Was? er hatte sie angeschrieen mit wildem Fluche, und sie sollte es dulden? War nicht bisher seine Liebe das Einzige gewesen, was sie hier in den kärglichen, mühevollen Verhältnissen band? Und wenn es damit aus war — was hielt sie noch? Fort, nur fort mit dem Knaben, sie mußte seine reine Seele retten, sie mußte mit ihm flüchten, auf daß er nicht auch verderbe in den Händen seines Vaters.

Als der Morgen graute, stand Ewald auf. Annelihse lag still der Wand zugekehrt und sprach kein Wort. Er

wusch sich, zog andere Kleider an und ging hinaus, ohne zu essen. Da richtete sie sich auf; ihr Entschluß war gefaßt in den langen Stunden der Nacht. Sie machte ein Bündel ihrer Sachen, küßte die Mädchen, nahm den schlafenden Knaben und hüllte ihn in Tücher.

„Du gehst aus, Annelihse?" fragte die alte Muhme.

„Ja, Ursel; gieb Acht auf die Kinder und auf das Vieh. Wenn der Eewalt nach mir fragt, sage ihm, er möge der Worte gedenken, die er mir gestern gesagt."

Draußen war es ein kalter grauer Morgen, feucht nach dem Regen; auf dem Moose lag weißer Nebel. Der Wald war noch dämmerig, doch am Ende der Straße, die in's freie Land führte, schimmerte hell silbernes Morgenlicht.

Annelihse drückte ihr Kind fest an die Brust und ging weinend und rasch diesem Lichte zu, ohne sich umzuschauen.

III.

Annelihse hatte beschlossen, zu ihren Eltern auf den Bauernhof zu gehen. Das strohgedeckte Dach ihrer Heimath zwischen den schattenlosen Stoppelfeldern auf dem Hügel begrüßte sie mit Wonne. Ihre Augen, gewöhnt an das Dämmerlicht des Waldes, erfreuten sich der Klarheit des freien Landes. Je höher die Sonne stieg, desto wärmer wurde es. Grillen zirpten am Wegrande, und tausend Marienfäden auf den Feldern schimmerten buntfarbig. Sie drückte ihr Kind fest an sich. „Für Dich thue ich es, um Deinetwillen," sagte sie immer wieder. Es war ihr, als habe sie es errettet aus dem trüben Schlamme der Sünde und trüge es nun dem reinen Sonnenlicht entgegen. Ihr Herz hatte gewählt. Alles ließ sie zurück, Alles gab sie auf; für dies Kind wollte sie leben, sein Herz vor dem Argen bewahren. Nicht im Walde sollte der Knabe erwachsen; nicht am Bei-

spiele seines Vaters verderben und sich selbst bewußt werden des wilden Zigeunerblutes in seinen Adern; nein, dort auf den sonnigen Höhen, unter angesehenen Leuten im behäbigen, ruhigen Stillleben, dort sollte auch, ruhig und angesehen, sein Dasein sich entfalten. Jahre lang hatte sie selber am Heimweh gekrankt; meist aus Stolz, weil sie, die einzige Tochter reicher Eltern, nun bei ihrem Mann so arm und kümmerlich leben mußte. Nun versuchte sie das geliebte Kind emporzuheben und ihm das zuzuwenden, was sie einst beglückt hatte, die sonnige Kindheit im eigenen Vaterhause. Zorn, Mißtrauen, verletzter Stolz schwellten ihr Herz gegen ihren Mann; er war selber Schuld, daß sie ging; er war seines Sohnes nicht würdig!

Die Viehheerde stand auf dem Stoppelfelde und blickte sich breithörnig um, als Annelihse den Zaun entlang in das Gesinde schritt. Der Hund bellte, sonst war Alles auf dem Hofe still und die Stube leer.

„Wo ist die Wirthin?" fragte Annelihse den Hüterjungen, der draußen auf dem Boden mitten unter seinen Schafen saß.

„Hinter dem Hause am Abhange; sie trocknet Flachs."

„Und der Wirth? und alle Anderen?"

„Drüben bei der Kartoffelernte."

Annelihse ging zur Bäuerin. „Helf Euch Gott, Mutter!"

„Danke! Was — Du bist es, Annelihse und das Kind. Das ist eine Freude! Und Du hast den schweren Jungen den ganzen Weg über tragen müssen?"

„Ja; den ganzen Weg über; er schlief meist."

„Doch nun macht er große Augen. Das ist ein Junge! Weiß und roth wie Apfelblüthe. Er gleicht Dir, Annelihse, dem Vater gar nicht. Doch, wie Du heiß und müde bist! ich schwatze hier vor Freude Dich zu sehen, und vergesse ganz, Dich in das Haus zu führen. Du mußt essen und trinken."

Vater und Mutter waren so erfreut über den Besuch der Tochter, und so verliebt in den Großsohn, daß es ein rechter Freudentag hätte werden können, wenn nicht die Erinnerung an ihr Haus Annelihsens Herz schwer belastet hätte. Den Eltern sagte sie nichts von Allem.

„Nun Du den weiten Weg zu Fuß gemacht hast, mußt Du eine Weile bei uns bleiben," sagte die Mutter, „wir lassen Dich so bald nicht fort."

„Ja wohl, Mutter, und ich helfe bei der Kartoffelernte; Ihr habt viel Arbeit, und Hilfe ist nöthig."

„O! Du hast Arbeit genug mit Deinem Jungen."

„Den Jungen wollen wir ganz hier behalten," sagte der Vater scherzend; „laß ihn uns. Du hast ja die Mädchen zu Hause, die magst Du behalten. Den Jungen wird die Mutter aufziehen; wir haben keinen Sohn; wenn dieser groß ist, kann er für uns arbeiten, und es ist Jemand da, dem wir unser Hab und Gut gern hinterlassen können."

„Rede nicht thöricht, Alter, sie giebt ihn nicht fort," rief die Mutter.

„Nein, ich bleibe bei ihm!" sagte Annelihse, beugte sich über das Kind und küßte es mit nassen Augen.

Anderen Tages redeten die Eltern miteinander. „Wann geht die Annelihse wieder nach Hause?"

„Das weiß ich nicht, was soll es? Du wirst unser eigen Kind doch nicht heraustreiben wollen? Laß sie bleiben."

„Schilt nicht, Mutter, ich habe ja Freude an ihr und dem Jungen; ich frage blos."

„Hör mal, Alter, was ich Dir leise sagen will. Ganz richtig ist es mit dem Nachhausegehen nicht. Da ist Streit gewesen. Spricht man vom Buschwächter, so dreht sie den Kopf weg und zuckt mit den Achseln. Sie hat den

Webstuhl aufgestellt, und will hier arbeiten; das ist doch auf lange Zeit."

„Dummes Zeug! sie kann Haus und Hof nicht im Stich lassen."

„Haus und Hof? was hat sie denn, das arme Kind? die elende Hütte und zwei magere Kühe! das ist Alles!"

„Ja! nun seid Ihr klug geworden, nun es zu spät ist. Als sie den Ewalt, den armen Jungen, heirathen wollte, habe ich gescholten und es hat Niemand auf meine Worte gehört. Jetzt sieht sie ein, daß der Vater Recht hatte, wer kann ihr helfen!"

„Wenn Du kein Herz mehr für Deine Tochter hast," klagte die Alte weinerlich, „so bin ich doch immer die Mutter. Schutz soll sie bei mir finden zu jeder Zeit."

Es war ein dunkler, feuchter Octoberabend, Annelihse stand in der Küche an der rothen Gluth, als der Hüterjunge an sie herantrat und ihr sagte: „Draußen steht der Buschwächter. Geht hinaus zu ihm; er hält sein Pferd und muß nach Hause reiten."

Annelihse erschrak; ihr Herz klopfte laut; was sollte nun werden?

Sie nahm dem Jungen die Laterne, mit der er aus dem Stalle kam, aus der Hand und ging hinaus.

Ewalt stand an der äußeren Pforte, die Zügel des Pferdes über den Arm gelegt und ging auch nicht entgegen, als das Licht der Laterne über den Hof auf ihn zukam.

„Nun?" sagte Annelihse, „was ist? warum bist Du gekommen?"

„Du hast mir nichts davon gesagt, daß Du zu Deinen Eltern wolltest. Ich hätte Dich herführen können. Morgen ist Sonntag, da habe ich Zeit, ich hole Dich ab mit dem Wagen."

Annelihse stellte die Laterne auf die Erde und holte tief Athem.

„Laß es bleiben," sagte sie, „wir kommen doch nicht. Glaubst Du, ich könnte so rasch die Worte vergessen, die Du mir gesagt hast? Hier, hier in meiner Brust brennen sie wie Feuer. Du wolltest, wir wären todt. Nun sind wir todt für Dich! Was man mir selber anthut, kann ich vergessen, doch was man von meinem Kinde sagt — nicht! Als man mir den Jungen zum ersten Mal in die Arme gab, habe ich Gott mein Wort gegeben, das gilt so gut wie ein Eidschwur: ich will Gut und Blut und meine Seele als Pfand einsetzen für das Heil des Kindes. Was Du mir auch bisher warst, es ist vorbei; Du bist ein schlechter Vater und ein schlechter Mensch, und Du wirst dem Kinde Unglück und Schande bringen. Ich fühle es deutlich, als hätte Jemand es mir gesagt. Hier an meinem Herzen weiß ich es, wenn ihm Unglück naht; es wird mir so dumpf und schwer, als müßte ich daran ersticken."

Sie hatte rasch und immer aufgeregter gesprochen, nun hielt sie inne. Sie meinte, ihr Mann müsse ihr in's Wort fallen, und wie früher ihre Thorheit, ihre Heftigkeit, ihre Uebereilung schelten; doch nein, er schwieg, er stand vor ihr regungslos stille.

Es durchbebte sie wieder die Angst. Was? kein Wort der Beruhigung, der Entschuldigung? O Gott! hatte sie denn wirklich Recht mit all ihren Ahnungen? Sie konnte sein Gesicht bei dem tiefen, flackernden Licht der Laterne nicht deutlich sehen. Dasselbe Gefühl des Grausens überschlich sie, wie damals in der Hütte, als er blutig und verstört nach Hause kam. Sie beugte sich nach der Laterne, zitternd, um zu gehen. Da faßte er nach ihrer Hand.

„Annelihse," sagte er bittend, seine Stimme klang unsicher und beklommen.

„Nein! nein!" rief sie und schleuderte seine Hand fort, „laß mich gehen! Wenn Deine Hand rein ist, wenn Dein Herz nichts weiß von Sünde und bösen Wegen und unrechtem Gut — dann fasse meine Hand, dann sei Deinem Sohne ein rechter Vater, doch schwöre erst vor Gott, ob Du das kannst! Bis dahin glaube nur, wir wären todt, ich und der Knabe, wir lägen auf dem Grunde des Sees! Und eher müßte das Kind dort liegen im ewigen Schlafe der Unschuld, als daß ich dazu helfen sollte, daß es so würde — wie Du!"

Sie faßte die Laterne und ging mit schnellen Schritten, bebend vor Erregung, dem Hause zu. Gewalt hielt sie nicht zurück und stand ganz stille in der schwarzen Nacht, die das davoneilende Licht der Laterne nicht mehr erhellte. Er ritt einsam seinem verödeten Hause zu. Sie wandte sich von ihm; sie stieß ihn stolz zurück, hinein in all' seine Versuchungen, Erinnerungen in Gewissensangst — und er hatte doch ein neues Leben beginnen wollen! doch was lohnte es nun? er fühlte sich wie verloren.

Auch Annelihse lastete der Kummer schwer auf dem Herzen. Die Ungewißheit des Verdachtes, das Unbekannte, Unnennbare, das sie fürchtete, bedrückte sie unheimlich, wie eine schwarze Wolke. Es war das dumpfe Gefühl des Grauens, das schwerer zu ertragen ist als jegliche Wahrheit.

Anderen Tages kam ein benachbarter Knecht in das Gesinde; es war Sonntag und die unbeschäftigten Leute zum Plaudern bereit.

„Wißt Ihr auch, was nicht weit von hier passirt ist?"

„Nun?"

„Ei! die Mordgeschichte! alle Welt spricht davon."

„So erzähle doch, was ist geschehen?"

„Ein Wirth ist erschlagen; es sind nur ein paar Meilen von hier, nach der litauischen Grenze zu."

„Todt?"

„Ja, mausetodt. Es ist der Pumpe-Wirth aus Tampeln, und es geschah vor 4 Tagen, Mittwoch Nacht."

„Herr Gott! wer hat es gethan?"

„Das weiß Niemand, und alle Behörden sind hinausgefahren. Am Mittwoch Nachmittag sagt der Pumpe-Wirth zu seiner Frau: ‚Ich fahre aus, warte nicht auf mich, ich komme erst morgen.' In der Nacht um 2 Uhr, es regnete stark, ist der Pferdehüter draußen und hört den Wirth doch nach Hause kommen. Nach einer Weile geht der Junge in das Gesinde zurück und sieht noch immer den Wagen außen an der Pforte stehen. Er meint, der Wirth wäre eingeschlafen: Heda! ruft er ihm zu, soll ich das Pferd in den Hof führen? — Keine Antwort! Es war so dunkel, daß Nichts zu sehen war; da tappt er mit den Händen in dem Wagen herum, ob auch Jemand darin sei. Richtig, da ist der Wirth, schläft und hat sich den Sack über den Kopf gezogen; nur die Füße ragen hervor. Ei, denkt der Junge, er hat einen Schnaps zu viel getrunken, das kommt selten vor! nimmt den Gaul am Kopf und will ihn führen. Es geht nicht. Oho, was ist das! die Leine steckt nicht im Wagen, sondern außerhalb über den Pfahl des Zaunes geworfen. Wie geht das zu, meint er, und fährt bis an das Haus. Er ruft den Wirth wieder und schüttelt ihn — der liegt steif, wie ein Stück Holz. Da läuft er in die Stube und weckt Leute, und wie sie den Wirth aus dem Sacke ziehen — was finden sie! Die Gurgel ist entzwei geschnitten, die Uhr ist weg, das Geld ist weg; an seinen Kleidern ist das Futter nach allen Seiten hin losgeschnitten und aufgerissen, und so liegt er vor ihnen auf der Bank, Weiber und Kinder

heulen und schreien um ihn her, und er kann keinem mehr erzählen, wie das zugegangen ist."

„Herr Gott! das ist ein Unglück! Und weiß Niemand, wo er gewesen ist? Und ob er viel Geld bei sich gehabt?"

„Es weiß Niemand etwas, auch die Frau nicht. Er that in Allem so geheim, und sein Geld trug er in das Futter seines Rockes hineingenäht, weil er keinem Menschen traute."

„Gerechter Himmel, das muß Jemand erfahren haben!"

„Was es doch für böse Leute auf der Welt giebt!"

„Es wird keiner den Muth haben, Nachts zu fahren, wenn so was bei uns geschehen kann."

„Das sind die litauischen Halunken, die Tagediebe; die laufen über unsere Grenze und machen die Wälder unsicher."

„Doch wie ist der Pumpe nach Hause gekommen? das Pferd allein wäre nicht gegangen."

„Bewahre! Sie haben ihn todtgeschlagen und ihn dann bis an seine eigene Pforte gefahren. Wer hätte sonst die Leine über den Zaun geworfen? Nun kann man lange nach den Mördern suchen! Ich sage, es ist der Teufel selbst gewesen, kein Mensch könnte so frech sein und das thun!"

„Barmherziger Himmel! ja, der Pumpe-Wirth war kein guter Mensch! Geizig und habsüchtig! Der hätte wohl seine Seele für Geld und Gut dahingegeben. So geht es Denen. Wie ein Hund auf der Landstraße todtgeschlagen zu werden — das ist schrecklich zu hören."

Annelihsens Vater war nicht zu Hause, sondern am Morgen zur Kirche gefahren. Um 4 Uhr Nachmittags kehrte er heim. Die anderen Leute liefen ihm vor das Haus entgegen.

„Wirth! wißt Ihr es schon? Es ist ein Mann auf dem Wege ermordet!"

Der Bauer schien verstimmt. „Ich weiß, haltet's Maul," sagte er grimmig und führte die Pferde in den Stall. In der Stube aß er nicht sein Mittagbrod, sondern stand am Fenster, hielt die Hände in den Taschen und pfiff leise vor sich hin. Als er sich umwandte und nur die Tochter allein im Zimmer sah, trat er dicht an sie heran und sagte rauh und bitter: „Das ist eine schöne Geschichte! Weißt Du's auch? Heute Morgen hat man Deinen Mann als Arrestant und Mörder zur Stadt geführt!"

„Heilige, himmlische Barmherzigkeit!" schrie Annelihse entsetzt auf; „was redet Ihr da! Es ist nicht wahr!"

„Es ist wahr! Alle Leute wußten es, als ich zur Kirche kam. Ein Jeder sah auf mich, was ich dazu sagen würde."

Annelihse war auf dem Rande des Bettes zurückgesunken: „Nein! nein! nein!" stöhnte sie und faßte sich an den Kopf mit beiden Händen.

„So Einem sein Kind gegeben zu haben," murmelte der Alte grimmig; „so Einem! das kommt davon."

„Es ist nicht wahr! Es kann nicht wahr sein," wimmerte die Tochter.

„Was giebt es?" fragte die eintretende Mutter. Keiner wollte Antwort geben; der Bauer stand da mit zusammengezogenen Brauen und klopfte den Boden mit der Spitze des Stiefels.

„Was weint die Tochter?" rief die Alte.

„Wenn Du es wissen willst! Dein Schwiegersohn sitzt im Gefängniß und man hält ihn für einen Dieb und Mörder!"

„Nein! nein!" jammerte Annelihse, „saget es nicht, Vater! Mutter, es ist nicht wahr!"

„Daß Gott uns davor behüte! Was hat er gethan?" rief die Mutter.

„Weiß ich es?" sagte der Alte rauh und wandte sich ab. „Doch das Eine schwöre ich hier, wer mir seinen Namen nennt, oder ein Wort von ihm redet — der mag selbst zum Teufel gehen." Damit ging er hinaus und warf die Thür heftig in's Schloß.

„Kind! Kind!" rief die Mutter und legte beide Hände auf den Kopf der Tochter.

Ewalt ein Mörder! Diese Worte klangen in Annelihsens Seele nach. Dein Mann, deiner Kinder Vater — ein Mörder. Sie hatte Recht gehabt, ihm zu mißtrauen, ihn zu verachten, zu verlassen — er war ein Mörder! Es graute sie vor dem Worte; es graute sie vor all' den vergangenen Jahren, die sie mit ihm verlebt; es graute sie vor dem Bilde der Erinnerung, als er Nachts blutig und verstört nach Hause kam. War das nicht Gottes Stimme, die sie aus seinem Hause hinausgejagt hatte, eine Flüchtige, Obdachlose, nur um dem Fluche zu entrinnen. Möge er allein getroffen werden von den Folgen seiner That. Alle die heftigsten Gefühle ihres Herzens, ja selbst die edelsten, ihre Reinheit, ihre Mutterliebe, ihr Stolz, drängten sie jetzt dazu, der Menge gleich, ungehört und ungeprüft ihren Mann zu verdammen.

Die Verhaftung des Buschwächters hatte großes Aufsehen in der Gegend erregt. Der Umschlag der öffentlichen Meinung in solchen Fällen ist schnell. Ein ganzer Strom von Anklagen, Verachtung und Feindseligkeit ergießt sich über den, der vom Gericht als der Schuldige bezeichnet wird. Und doch war es schwer, ihm seine Schuld zu beweisen.

Das Gesinde des erschlagenen Pumpe lag weit von der Stadt; die Leute waren säumig und unentschlossen; es vergingen Tage, bis mit der Untersuchung begonnen werden konnte. Dazu alles dunkel, räthselhaft, unaufgeklärt. Ein

frecher Mörder, der mit herausforderndem Spotte sein Opfer bis an die eigene Pforte gefahren und dadurch kühn und schlau jede Nachforschung vereitelte.

Es war ein Zufall, der Ewalt's Name in die Sache mengte, und man griff danach, weil es keinen anderen Anhaltspunkt gab.

Die blutigen Kleider und sein erschrockenes Wesen bestärkten den Verdacht — er wurde verhaftet.

Verlassen und öde war die Hütte. Aengstlich weinend drückten sich die Kinder an das verlöschende Herdfeuer und klammerten sich an den Rock der alten Muhme.

Alles um sie her brach zusammen, und das Unverstandene in allen Erlebnissen beklemmte noch mehr ihre kleinen Herzen. Die Mutter fort! des Bruders Wiege leer! Der Vater durch fremde Männer in die dunkle Nacht hinausgeführt! Nero draußen im Walde erschossen, auf nassem Mooſe liegend! Alles verändert! Alles fremdartig, unheimlich!

Am Montage rief die Magd Annelihse zu: „Deine Kinder sind gekommen; sie stehen draußen mit der alten Ursel!"

Ja, da standen sie alle drei, die kleinen Füße müde von dem langen Wege, die Augen thränengefüllt, verschüchtert und erschreckt durch die fremde Umgebung, und streckten die Händchen der Mutter entgegen. Annelihse setzte sich auf die Schwelle, drückte ihre Kinder an sich und sie weinten alle, auch die alte Muhme.

„Der Vater ist fort!"

„Fremde Männer brachten ihn weg!"

„Es kamen viele Leute zu uns und schalten."

„Und nahmen des Vaters Flinte!" So riefen die Kinder schluchzend durcheinander.

„Daß Gott uns dafür behüte!" sagte die alte Ursel; „das ist ein Unglück und eine Schande! Der Herr war bei uns. Das ganze Haus und jeder Winkel wurde durchsucht. Den ganzen Tag liefen die Leute ab und zu; die Stube war immer voll gedrängt wie ein Marktplatz. Alle sprachen zusammen dies und das und nannten den Buschwächter einen Dieb, einen Hehler, einen Betrüger, einen Mörder. Jeder erzählte was Schlechtes von ihm und verklagte ihn beim Herrn. Der gnädige Herr gab die Flinte und das Haus dem Peter, der ist nun Buschwächter, und wir mußten gehen."

Mit der grausamen Genauigkeit, die den niederen Ständen eigen ist, wiederholte sie alle gehässigen Redensarten, alle Anklagen. Es war, als hätte es dieser einen That bedurft, um hundert andere Vergehen an das Licht zu ziehen.

Annelihse hörte das Alles in dumpfem Schmerze an. Er war ein Mörder! Gleichviel, ob man ihn dann noch einen Dieb, einen Betrüger, einen verschuldeten, leichtsinnigen, schlechten Menschen schalt! War in dem einen Wort nicht schon Alles gesagt! Die Kinder drängten sich an sie; schluchzend und sehnsüchtig riefen sie immer wieder: „Der Vater! Der Vater!" bittend, als wäre sie im Stande, ihn zurückzugeben. Ihnen war er nicht der Uebelthäter in Ketten, der Verachtete, der Schlechte, nein, es war ihr Beschützer, ihr Freund und ihr Versorger, ihr liebevoller Genosse und Kamerad, Alles, was der süße Name Vater in sich schloß.

Da brach auch in Annelihsens Herzen plötzlich aller Stolz zusammen, und gewaltsam quoll das Leid hervor, nicht um sich, nicht um ihr Gut, um ihre Kinder, nein — um ihn, um ihn, der für sie verloren war! Eine Stimme in ihrem Herzen rief laut und klagend: „Er ist fort! er ist verloren! er ist unglücklich! Und ich habe ihn verlassen in

seinem Leid! Ich habe mich von ihm gewendet, als es vielleicht noch Zeit war, ihn zu retten!"

Sie hielt ihre Kinder umschlungen; sie drückte sie an sich mit leidenschaftlichem Schmerze und plötzlich hervorbrechender Zärtlichkeit. Was sie bisher auch den Kindern entfremdet hatte, war deren parteiische Liebe für den Vater und das treue Abbild seiner Natur, seiner Eigenart in ihnen; das auf einmal machte sie ihr gerade werth. Es war das Einzige, was ihr übrig blieb von ihm, ein Vermächtniß aus seiner Hand; der Kinder Klagen thaten ihrem blutenden Herzen wohl. Mitleid ist das stärkste Gefühl stolzer Naturen. Damals, als ein bloßer Verdacht sie ängstigte, hatte sie in stolzer Reinheit ihren Mann verlassen, nun die ganze schreckliche Wahrheit vor ihr lag, er durch seine eigene Schuld elend geworden, nun that auch die Liebe ihr barmherziges Werk der Vergebung!

O versöhnende, tröstende, heilende Macht der Liebe! Sie hat oft Alles gegen sich, Vernunft, Recht, Urtheil! Zurückgedrängt, verleugnet, verkannt — und dennoch! sie bricht hervor in neuer Kraft, wie der Frühling, den kein Sturm am Blühen verhindern kann. Und bist Du auch verachtet und verschmäht, sündig und ein Verbrecher — ich kann nicht anders; Dein Name ist in mein Herz geschrieben — ich liebe Dich! dennoch! Allem zum Trotz! Daß ich Dich hassen wollte, dich vergessen, war ein Wahn, und trennte uns das Leben und Deine Schuld für immer, mein Herz vermöge sie nimmer von dem Deinen zu scheiden.

Die drei kleinen Mädchen blieben im Gesinde bei der Mutter. Die Muhme ging zurück in den Wald und wohnte dort bei einem Kohlenbrenner, der ihr Verwandter war.

Es war eine kalte, dunkle Nacht, in der Ewald auf einem Leiterwagen zur Stadt gebracht wurde. Auf dem

nassen Wege sanken die Räder tief hinein und wurden knarrend und ächzend herausgezogen. Gefesselt saß Ewald da und wünschte, die Nacht wäre noch dunkler und sternloser, damit in seinem Walde, in den vertrauten Gegenden, durch die er langsam fuhr, kein bekannter Blick seine Schmach erspähen könne. In der ersten Ueberraschung war er verwirrt, betäubt gewesen, er gab sich selbst verloren. Nun erwachte langsam seine Kraft; er rang nach Luft, wie ein Ertrinkender. Was wußte man? was war entdeckt? war Drixe gefangen? wer hatte sie verrathen? vielleicht waren es nur Muthmaßungen, ein unsicheres Tappen der Behörden, die zufällig auf die rechte Spur kamen. Das gemischte Blut in seinen Adern begründete das seltsame Gemisch seiner Natur. Bisweilen die schlaue Kühnheit, die Entschlossenheit des Zigeuners, dann wieder die Aengstlichkeit des Letten.

Der Kampf zwischen Recht und Unrecht zerrte ihn hin und her, sein ganzes Leben durch; er wagte kühn das Böse und stand dann angstvoll vor den Folgen der Sünde. Die Liebe zu Weib und Kindern war stark, doch nicht stark genug, um seine wankelmüthige Natur zu festigen.

Und doch, jetzt, angesichts der Gefahren, die ihn umgaben, und der Furcht, die ihn packte, und stärker als das Alles brannte in seinem Herzen die Erinnerung an Annelihse. Es war wie ein Fluch, den sie ihm nachgerufen hatte: Eher möge der Knabe auf dem Grunde des Sees liegen in ewiger Unschuld, als daß ich meine Hand darböte, daß er so würde — wie Du! Was auch aus ihm wurde, das Eine stand fest, sie war ihm verloren! für immer! Andere würden vielleicht an seine Unschuld glauben — sie nicht. Sie verdammte ihn, ehe sie etwas wußte. Und war er denn schuldig? war er der Mörder? und nicht vielmehr nur Zeuge des Mordes durch unglücklichen Zufall? Er hätte Drixe gehindert, wenn

es möglich gewesen wäre! Der alte Mann, der so kraftlos zu Boden sank, hatte ihm leid gethan; er hatte kein Geld von ihm genommen, nicht einen Groschen; ihm schauderte vor dem Blutgelde. Doch wie nun seine Unschuld darthun? Waren Drixe und der Jude gefangen, dann war Wahrheit die einzige Rettung. Doch wie hätte man Drixe fangen können! monatelang suchte man ihn vergebens; er war schlau auf seiner Hut; desgleichen der Jude. Heimathloser Leute habhaft zu werden ist schwer. Sollte er Drixe angeben? Unmöglich.

In welches Netz von Verwickelungen tauchte er da hinein, die meist ungünstig für ihn selbst sprachen. Er wollte Alles leugnen; jegliche Verbindung, Beziehung, Thatsache. Es wurde ihm klar, räumte er einen einzigen Punkt seinen Anklägern ein, so wurde es ihm unmöglich, seine Unschuld darzuthun; hingegen, stellte er sich Allem fremd, so mußte es schwer fallen, ihm seine Schuld zu beweisen.

So gerüstet und fest entschlossen, seine Schlauheit daran zu wenden, begann er den gefährlichen und mühevollen Kampf mit der Wahrheit, stets sich bewußt, daß jeder unbesonnene Schritt ihm verderblich werden müßte. Der Mord hatte in der Gegend großes Aufsehen erregt. Gespannt harrte man der Entscheidung und inzwischen beschäftigten sich die Leute mit erdichteten Einzelheiten, welche das Grausige der That und die Schuld des Thäters erhöhen sollten. Immer neue Nachrichten kamen trotz des Wirthes Verbot in das Gesinde, Annelihsens kummervolles Herz verwundend.

Alle Feldarbeiten hatten aufgehört; der Winter war da. Schnee lagerte über Feld und Wald, und die Sonne, welche während sechs kurzen Stunden flimmernd und blendend die weiße Landschaft verklärte, machte bald den langen Nächten Platz. Die Leute krochen in die engen Stuben, die der

brennende Kienspan kärglich erhellte, und sammelten in dem langen Winterschlaf Kräfte für die aufreibenden Arbeiten des Sommers.

Für Anna, Eva und Thrinchen war es ein trauriger Winter. Heimweh bedrückte ihre Herzen. Wer im Walde geboren und erzogen ist, sehnt sich darnach zurück, wie der Küstenbewohner nach dem Meere. Wie eng war Alles; wie ernst und streng der Großvater. Schüchtern schauten die schwarzen Augen aus der Ecke hervor; sie fühlten es, der Zorn, der ihren Vater traf, wandte sich auch gegen sie; sie waren nur Eindringlinge, schlechtgeartete Zigeunerkinder, während die Mutter und der Bruder als die Kinder und Erben des Hauses geachtet wurden.

Durch die langdauernden Verhandlungen stumpfte sich das Interesse der Leute allmählich ab. Endlich im Frühjahr ward das Urtheil kund. „Freigesprochen wegen mangelnder Beweise."

Ein Schrei der Entrüstung hallte in der ganzen Gegend wieder. Die allgemeine Meinung hatte Gewalt gerichtet; daß keine Strafe ihn treffen sollte, schien unerhört! Was brauchte es der Beweise weiter? War es nicht genug an dem, was man zu wissen glaubte? Durfte ein Mord so hingehen, ohne daß ein Thäter dafür bestraft wurde? Welche Sicherheit hatte man alsdann im Lande? Solche Fragen und Klagen wurden laut. Das Amt des Richters scheint Denen so leicht, die ferne stehen. Bereitwillig und eilig geht unter den Leuten das Wort „schuldig" von Mund zu Mund; alles verlangt laut nach einer Sühne für das Verbrechen. Doch was dem Laien *glaublich* erscheint, ist noch lange nicht *wahr* für den Richter. Vor ihm liegt das fein verworrene Netz der Voraussetzungen, der Möglichkeiten, das Wahrscheinlichkeitsgebäude auf schwanken Stützen, die verschlungenen

Irrwege, welche vielleicht das Ziel der Wahrheit treffen werden, vielleicht es streifen, vielleicht es verfehlen. „Der tiefste Denker", sagt Thomas Buckle, „ist allemal der mildeste Richter."

Ewald hatte bei starrem Leugnen verharrt. Es fand sich kein giltiger Beweis für seine Schuld. Er berief sich auf die Aussage des Försters. Mit ihm war er in jener Nacht während der entscheidenden Stunde zusammengewesen. Er hatte dabei gestanden, als Ewald seinen Hund tödten mußte und dabei seine Kleider färbte. Nero, das treue Thier, rettete durch seinen Tod das Schicksal seines Herrn!

Doch was half es? Ewald's Ruf, sein Charakter waren dahin. Es glaubte Niemand an seine Unschuld. Eine ganze Wolke von Verdacht und Anklagen hatte sich über ihn entladen; es fehlten nur die endgiltigen Beweise und sein eigenes Geständniß; das Kainszeichen, das die bereitwillige Menge ihm auf die Stirn drückte, reichte nicht hin, um den Arm der strafenden Gerechtigkeit gegen ihn zu waffnen. Die Thür des Gefängnisses wurde ihm aufgethan und er ward entlassen.

IV.

Der Frühling war ungewöhnlich warm in diesem Jahre. Anfang Mai standen alle Wiesen grün, an den Birken wurde man das Laub gewahr, duftig, wie einen zarten Schleier, mit dem der Wind spielt. Gelbe Blumen prangten in allen Gräben, und die Frösche saßen auf dem fetten Kraut derselben und glänzten in der Sonne.

Im Garten des Gesindes pflanzte Annelihse die Kartoffeln ihrer Mutter. Ein hausirender Jude ging auf der Landstraße außerhalb des Zaunes vorüber. Er blieb stehen,

stützte sein Bündel, das er auf dem Rücken trug, mit dem Stock und wischte den Schweiß von der Stirn.

„Guten Tag, Buschwächterin."

„Danke, Laiser."

„Das ist recht heiß heute. Kauft mir etwas ab."

„Nein, ich habe kein Geld und keine Zeit; Du siehst, ich arbeite."

„Nun, das wißt Ihr wohl schon; Euer Mann geht frei umher; sie haben ihn endlich losgelassen."

„Das weiß ich!" war die Antwort.

Sie beugte den Kopf tiefer hinab, um die Röthe der Wangen zu verbergen. Sie erschrak, wenn man den Namen ihres Mannes nannte.

„Das hab' ich gleich gesagt," fuhr Laiser fort, „er ist zu klug für sie. Er ist schlauer, als alle feinen Herren zusammen. Man hätte sich die Mühe sparen können, ihn einzufangen."

„Wo ist er jetzt?" wollte Annelihse sagen, doch eine innere Gewalt schloß ihre Lippen.

Laiser fuhr fort, als hätte er ihre Frage vernommen:

„Er will nicht in dieser Gegend bleiben. Da hat er Recht; die Leute müssen erst still werden. Ich habe ihm eine andere Stelle verschafft. Freilich, viel Verdienst ist nicht dabei, doch was thut es für den Anfang, bis man hier die Geschichte vergißt."

„Wohin geht er?" sagte Annelihse tonlos.

„In die großen Wälder nach Dondangen. Er soll Kohlen brennen und Wurzeln roden und im Walde giebt es immer Arbeit vollauf."

„Er nimmt einen Erlaubnißschein von den Gerichten aus, denn er muß Nachweis geben, wo er sich aufhält. O!

nach ein paar Jahren, da ist er wieder oben auf; er versteht zu leben und sein Glück zu machen, er ist schlau."

Damit ging der Jude seines Weges und ließ Annelihse in tiefen Gedanken zurück. Ihr Herz trauerte nach ihrem Manne, doch ihr Entschluß stand fest, um des Sohnes willen ihm fern zu bleiben. Sie wollte ihr Wort halten, ihrem Kinde leben, es gut und reich und glücklich machen.

Abends, als Annelihse den Hügel in die Höhe dem Hause zuging, liefen ihre Töchter auf sie zu, athemlos, ohne Kopftücher, mit funkelnden Augen:

„O, Mutter! Mutter! die alte Ursel ist da! Der Vater hat sie geschickt, komme rasch!"

Doch in der Nähe der Stube waren laute Stimmen zu hören; es gab Streit drinnen. Der kleine Sohn war an der Fensterscheibe sichtbar, von der Großmutter Armen gehalten, er schlug an das Glas und lachte der Mutter entgegen. Die alte Ursel stand in der Ecke des Zimmers weinend, sie zog ihr Kopftuch über die Augen und wischte sich mit dem Zipfel desselben die Thränen. Der Wirth schalt laut und zornig mit drohender Geberde: „Hast Du es nun verstanden? Geh' gleich zurück und sage ihm das Alles. Mein Schwiegersohn ist er nicht mehr. Meine Tochter ist ehrlicher Leute Kind und hat nichts mehr mit ihm zu thun. Wer hierherkommt und seinen Namen nennt, dem schlage ich mit einem Knüttel in's Gesicht, und wenn er sich selbst auf meinem Hof sehen läßt, so hetze ich die Hunde auf ihn. Das ist mein letztes Wort, mach, daß Du fortkommst und bringe kein Unglück mehr in's Haus, sonst sollst Du meine Hand fühlen." Er riß die Thür auf und schlug sie wieder, als die Alte bebend hinausschlüpfte, schallend zu. Annelihse stand todesbleich daneben. Eine Aufwallung des Zornes gegen ihren Vater überkam sie; es war ihr, als habe sie allein das Recht,

Gewalt zu verdammen, zu verachten, doch es war ihr Mann — durfte ein Anderer so von ihm sprechen, selbst wenn es ihr eigener Vater war? Wieder schwankte ihr Herz und neigte sich dem Verlorenen zu, da trat die Mutter heran und legte den Knaben in ihre Arme. Des Kindes Wange schmiegte sich zärtlich an die ihrige, seine Händchen klopften ihr Gesicht, als wolle es in Erinnerung bringen das junge Dasein, dem sie ihr Leben weihte. Sie brach in Thränen aus: „Mein Sohn! mein liebes Kind! Halte mich fest, Ansite, ich bin ja Dein! doch mein Herz bricht vor Schmerz!"

Allen Drohungen zum Trotz kam die alte Muhme doch wieder in das Gesinde; doch nur bis an den Gartenzaun. Dort winkte sie den Kindern und sprach lange mit ihnen. Die kleinen Mädchen waren den Abend über ausgelassen fröhlich, sangen und tanzten wild mitten unter der Schafheerde. Doch am Abend weinte Thrienchen und wollte nicht schlafen.

„Stille, Kind, Du weckst den Bruder."

„Ach, Mutter."

„Nun, was giebt es."

„Laß den Bruder mit uns gehen?"

„Wohin?"

„Zum Vater, und komm Du auch mit."

„Thorheit!"

„Nein, Mutter, wir gehen morgen; Ursel holt uns. Und übermorgen fahren wir mit dem Vater weit, weit fort von hier in einen großen Wald; da giebt es Rehe und Hasen, und Erdbeeren und Pilze."

Die Mutter beruhigte das Kind; doch als es schon lange neben ihr schlief in sanften Kinderträumen, lag Annelihse schlaflos und ruhelos da und drückte die Hand auf's Herz, in dem wieder die zwei Gewalten stritten, Liebe zu ihrem Mann und Sorge um das Wohl ihres Kindes.

Am anderen Tage gingen die kleinen Mädchen fort. Die Mutter schnürte selbst das Bündel und begleitete sie mit dem Bruder bis an die Landstraße, wo Ursel wartete. Dann setzte sie sich an den Wegrand und schaute ihnen trübe nach, wie die bloßen Füßchen vorwärts eilten, und trotz der kleinen Schritte der Raum immer größer wurde, der sie von einander trennte. Nun waren sie in der Biegung des Weges verschwunden. Die Straße zog sich wie ein weißes Band durch die grüne Landschaft. Jetzt sah man sie wieder auf der Höhe. Die rothen Tüchlein flatterten im Winde. Sie liefen der alten Muhme voran in kindischer Ungeduld, ihr Ziel zu erreichen. Es wartete ja auch der Vater auf sie, den sie lange hatten entbehren müssen. War er nicht im Stande, sie so glücklich zu machen, wie vor Zeiten, gleichviel wohin er sie führte? O, wie arm erschien Annelihse plötzlich das eigene Leben. Wie werthlos der sichere Wohlstand, der sie umgab. Sie hatte den Knaben auf das Gras gesetzt; er langte nach den Blumen und Gräsern um sich her. Sie neigte ihr thränenüberströmtes Gesicht hernieder und sagte leise zu dem spielenden Kinde: „Für Dich thue ich es, Ansite, für Dich, mein lieber Knabe! damit Du es einstmals gut hast, Du glücklich und reich wirst. Da, nimm die Blumen, liebes Herz; es wird Alles einmal Dein sein, diese Wiesen und Felder und das Haus dort, Alles, Alles Dein. Nur die Liebe Deines Vaters wirst Du nie haben, mein armer Ansis, nur Deine traurige, einsame Mutter."

Der Wirth war heute Abend lustiger, als seit langer Zeit. Er wollte die Tochter erheitern. Er nahm den Großsohn auf den Arm und nannte ihn den jungen Lauke-Wirth, den reichsten Bauern der Gegend, seinen alleinigen Erben, aus dem er viel, sehr viel machen wollte. —

Der Abend war duftig und warm. Annelihse hatte den

Knaben zu Bette gebracht und saß draußen auf der Thürschwelle. Die Sonne war untergegangen, die jungen Birken dufteten stark im Nachtthau. Unten am Bach, wo der Faulbaum blühte, gingen die Mädchen und jungen Burschen umher und sangen in lang gezogenen Tönen ihre Liebeslieder:

Kur tu augi, daili meita
Ka eſ tewis ne redſej'?
„Eſ usaugu pee manninas
Baltu rohſchus dahrſinâ."

„Kur tu augi dailis puiſiß,
Ka eſ tewis neredſej'?"
Eſ uſaug us akmiņa
Baltas juhras mallinâ.

Wo biſt Du ſo hold erblüht,
Mägdelein, ich ſah Dich nie?
„Stille bei dem Mütterlein
Unter weißen Roſen."

„Und Du ſelber, holder Knabe,
Sage an, wo biſt Du her?"
Auf dem Felſen wuchs ich auf
An der Meeresküſte.

Auch Annelihſe hatte einſt dort mitgeſungen; doch das war lange her, in den leichtherzigen Jugendtagen, und wenn in dem Liede von dem Knaben die Rede war, hoch und ſchlank, wie das Schilfrohr des Sees, hatte ſie immer dabei an Ewald gedacht. Die jungen Leute kamen näher an den Hügel heran. Die Stimmen klangen klar empor; die Erinnerung bewegte Annelihſe; ſie verſuchte die Gedanken abzuwenden, fort alle Süßigkeit des Lebens und dem herben Weh zu, doch wieder trafen die Worte des Liedes ihr Ohr.

Der Jüngling freut ſich in dem letzten Verſe der kommenden Tage gemeinſamen Glückes mit ſeiner Geliebten:

„Kad iseeſchu, pawadiſt
Kad pahrnahkſt, ſagaidiſt.
Mihlus wahrdus manim doſt
Manim dſihwi aplaimoſt."

„Geh' ich, giebt ſie das Geleite;
Wenn ich wieder heimwärts ſchreite,
Seh' ich ſie auf meiner Schwelle!
Macht mein Leben ſüß und helle."

Da legte ſie den Kopf in die Hände und weinte. Ihr verlorenes Leben ſtand vor ihr. Und wenn Ewald, einſam und verlaſſen in der Fremde, dies Lied hörte, würde er nicht auch ſehnſüchtig und vorwurfsvoll ihrer gedenken, die nicht mehr auf ſeiner Schwelle ſtand, ihn liebevoll erwartend, wenn er von der Arbeit kam, die ſein hartes Leben nicht verſüßen und erhellen wollte, die in ſtolzer Strenge ſich von ihm abwandte und ihn allein ließ in Armuth und Elend.

„O Gott! O Gott! Was thue ich," brach es aus ihrem Herzen hervor; ſie rang die Hände und preßte ſie gegen ihre Bruſt. Sie hatte geglaubt Recht zu thun, und auf einmal ward es ihr deutlich, wie ſehr ſie fehlte. Bei ihm war ihr Platz. Dort mußte ſie hin. War ſie nicht ſein Weib? War der Knabe nicht ſein Sohn? Wer durfte ſie von einander trennen?

Damals, ſtatt immer zu zürnen und zu ſchelten, hätte ſie ihm ſanfte Worte geben müſſen — er liebte ſie ja. Ihr Mißmuth, ihre Härte und Strenge hatten ſich zwiſchen ihre Herzen geſtellt; ſie hatte ihn von ſich geſtoßen und er war den Verſuchungen erlegen.

Es drängte ſie, ein Wort von ihm zu hören, ein verzeihendes, verſöhnendes. Es war ihr, als ſei mit einem Mal alle Schuld von ihm abgewälzt und nur ſie allein hätte Vergebung nöthig. Eine große Unruhe erfaßte ſie, und daneben

Zuversicht und Freude. Die Wonne der Frühlingsnacht theilte sich ihrem Herzen mit. Sie mußte fort, sie mußte hin zu ihm! Es war ihr Recht, es war ihre Pflicht! Es war ihres Herzens sehnsüchtiger Drang! Der Bann war gebrochen; sie brauchte nicht mehr ihre Liebe zu überwinden.

Ihren Eltern sagte sie nichts davon; sie kannte ihre Gesinnung; sie fürchtete des Vaters Zorn, der Mutter Klagen, sie fürchtete Aufschub und Hindernisse; sie hatte es eilig und wollte in derselben Nacht noch fort. Als alle schliefen, lag sie wach in ihrem Bette. Die Stube war dumpf und heiß in der sommerlichen Helldämmerung nordischer Nächte. Mücken summten an den Fensterscheiben; die Leute begannen zu schnarchen. Annelihse überdachte ihren Plan.

„Wenn ich jetzt gehe, bin ich bei ihm um die Zeit der Morgenröthe. Ich muß eilen, um ihn noch dort zu treffen. Wenn er aber fort ist, fort in die neue Heimath, in die Fremde, wenn Niemand mir den Weg dahin weist, wenn ich einsam wandern muß auf den fremden Straßen, müde, unbeschützt, mit dem Kinde auf den Armen — ach! Alles, Alles besser, als fern von ihm bleiben!"

Sie stand leise auf mit klopfendem Herzen, zitternd, als gälte es eine böse That zu vollbringen. Behutsam tappte sie nach dem Bündel ihrer Sachen und nahm das Kind aus der Wiege.

„O, liebes Herz! jetzt sei stille! weine nicht! wecke Niemand! nur jetzt nicht!"

Sie drückte ihn fest an sich und schlich hinaus, zusammenzuckend, als die Thür knarrte und der Hund bellte. Erfrischend wehte ihr der duftige Nachtwind entgegen. Sie eilte so schnell den Fußweg hinab, als fürchte sie Verfolgung, und athmete tief auf, als sie unten an der Landstraße stand. Der Mond war am Himmel sichtbar, und am Bach in den

Faulbaumsträuchern schlugen die Nachtigallen. Das klang wie in alten Zeiten, als sie Brautleute waren und Ewald dort unten auf sie wartete mit den weißen Blüthen am Hute. Damals war er auch von den Leuten verachtet gewesen, ein armer, wilder Bursch, doch sie hatte ihm ihr Herz geschenkt und Alles verlassen um seinetwillen. Nun zum zweiten Mal gab sie Alles hin für ihn. Was würden morgen die Eltern dazu sagen? Gleichviel, sie durfte nicht anders handeln; sie durfte auch den Knaben nicht zurücklassen. Er war ein Engel Gottes, ihr zur Hilfe gesandt, um den Vater zu retten. Nicht von einander scheiden sollte er seine Eltern, nein, noch einmal sie liebevoll verbinden. Sie schritt rasch dahin, ohne sich umzuwenden, so freudig vorwärts strebend, wie die Kinder gestern, trotz der schweren Last des schlafenden Knaben auf ihren Armen. Der Weg war ihr vertraut; den stillen Gesinden vorüber, den thauigen Feldern, den nebelbedeckten Wiesen. Am Horizonte zog sich ein blaßrothes Band dahin, in dem Abend- und Morgenröthe sanft ineinander schmolzen. Wie schnell verging die Nacht! Ein kühler Wind strich über's Land; Annelihse fröstelte. Als sie in die Nähe des Waldes kam, wachten im ersten Morgenlichte die Lerchen auf, reckten die Köpfchen und begannen zögernd ihr Lied. Annelihse beeilte ihren Schritt. Wie schnell kam der junge Tag, und sie war noch weit. Sollte sie ihn nicht mehr treffen? Sollte er schon mit den Kindern fort sein? Das Ziel ihrer Wanderung war des Kohlenbrenners Hütte; dort wohnte die Muhme Thriene, dort war auch Ewald. Der Wald war feucht vom Morgenthau; erschrockene Hasen sprangen über das nasse Moos, als sie den Fußweg durch dichte Tannen einschlug. Ihre Arme waren müde, ihre Knie zitterten, und doch wollte sie keinen Augenblick verlieren, um sich Ruhe zu gönnen. Vögel begannen lauter zu singen,

und hoch über den Wipfeln der Bäume schimmerten die Wolken rosig.

Das nebelhafte Grau der Dämmerung war fort, der Wald umschloß sie von allen Seiten mit sanftem Grün. Sie freute sich der bekannten Gegend, der würzigen Luft; sie gedachte nicht all' ihrer Klagen hier und ihrer Sorgen, nein, nur des ersten Tages, da sie Ewalt's junges Weib geworden und klopfenden Herzens mit ihm in seinen Wald zog. Sie eilte immer weiter, nun an der Doppelfichte vorbei —, dem Eichenstamm — der schiefen Tanne — jetzt — ein paar Schritte noch, da war des Kohlenbrenners Hütte, das ersehnte Ziel. Ein unbespannter Wagen stand vor der Thür; darauf eine Bretterkiste. So war er noch nicht fort! Annelihse hätte aufjauchzen mögen vor Freude, doch ihre Kraft war zu Ende. Sie lehnte sich erschöpft an den Stamm einer Fichte und schloß die Augen, geblendet von dem ersten grellen Strahl der aufgehenden Sonne. Die Thür der Hütte ging auf und Ewalt trat heraus. Er stutzte; er sah sie stehen mit dem Kinde im Arm, verklärt vom holden Lichte, wie ein Marienbild auf Goldgrund, umgeben vom dunkelen Rahmen des Waldes.

Sie legte rasch das Kind zu Boden und streckte ihm bittend die Arme entgegen.

„Das lohne Dir Gott, Annelihse," sagte er, „daß Du gekommen bist von mir Abschied zu nehmen."

Sie lief auf ihn zu, umschlang ihn mit ihren Armen und weinte laut. „Nimm uns mit," rief sie schluchzend. „Ich kann nicht von Dir lassen. Ich und das Kind, wir sind Dein. Es war eine Sünde, daß ich von Dir ging und Dir den Knaben nahm. Gott hat mir es gezeigt. Bist Du in Schande und Elend, so gehe ich auch dahin und theile alles, bis daß der Tod uns scheide. Gott wird unseren Knaben

stärken, daß er uns Beide zurückhalte von allem Bösen. Das gilt mehr für ihn als Geld und Gut."

„So wahr Gott mein Wort höret," sagte Ewald, „ich bin kein Mörder! Eher wollte ich diese Hand abhauen und mein Lebelang ein Krüppel sein, als damit den Knaben berühren, wenn ich Blut vergossen hätte."

Sie sprachen nicht weiter über das Vergangene; sie hielten einander fest, das war genug. Ihre Liebe war auf's Neue erblüht mitten unter den Dornen. Auf's Neue begann sie wieder ihr läuterndes Werk, demüthig, heilend, vergebend, versöhnend, Alles erleichternd und verklärend mit ihrem süßen Lichte.

Der Knabe war erwacht und schrie; aus der Hütte stürmten die Mädchen hervor, angelockt durch die Stimme des Bruders. Sie tollten wieder, lachten und schrieen im alten Uebermuth des Waldes, und in der Freude über Vater und Mutter. Das Pferd wurde angeschirrt, man machte sich auf die Reise. Die alte Muhme stand an der Hüttenthür und winkte lange zum Abschied. Annelihse und die Kinder saßen im Wagen; Ewald ging nebenher und führte das Pferd am Zügel. So fuhren sie erst durch den Wald, dann auf den sonnigen Straßen. Von einer Höhe sahen sie ganz in der Ferne das Gesinde des Vaters mitten unter Aeckern und Wiesen und fruchtbarem Reichthum liegen. Dann bog der Weg ab, und es bedurfte noch manchen langen Tages, bis das dürftige Fuhrwerk die Reise zurückgelegt hatte zur neuen Heimath.

Sie waren wie Auswanderer im fernen Land, die einer ungewissen Zukunft entgegen gehen. Nur das Eine machte sie getrost, daß sie Liebe und Treue einander halten wollten bis in den Tod.

* * *

Was wäre das Leben, wenn es uns nicht vergönnt wäre, immer wieder mit neuen Entschlüssen und Hoffnungen zu beginnen! Wer sich selbst kraftlos verloren giebt — ist verloren. Wer aber, seine Schuld erkennend, Muth genug hat, nicht an sich zu verzweifeln, sondern in geduldiger Umkehr noch einmal beginnt, so lange es Zeit ist, dem kann Rettung werden.

Ewald war aus der Gegend fortgezogen, ein verachteter, verarmter Mann; sein Leben war gebrochen, zerstört, seine Zukunft aussichtslos. Sorge und Arbeit warteten sein in der Fremde. Er wußte es und war fest entschlossen, daß es, trotz aller Mühe und Sorge, ehrliche Arbeit sein sollte. Sein ganzes Wesen hatte einen gewaltsamen Stoß erhalten. Er war einem Manne gleich, der am Rande des Abgrundes gewandelt war, und es schwindelte ihm bei dem Gedanken an die Tiefe, die ihn fast verschlungen hätte. Nicht nur die Reue über die eigene Schuld hatte ihn verändert, nein, mehr noch die Erinnerung an den schauerlichen Mord, dessen Zeuge er gewesen war. Das Bild verfolgte ihn mit gräßlicher Deutlichkeit, fast wie der Gewissensbiß den wirklichen Mörder und er war sich jeden Augenblick schaudernd dessen bewußt, was aus ihm hätte werden können auf der betretenen, gefährlichen Bahn des Verbrechens. Das grauenvolle Bild schreckte ihn ab von dem Bösen, und mit sanfter Gewalt zog ihn Annelihsens Liebe immer weiter davon zurück in die freiere Luft der Reinheit und Wahrheit. Daß sie wieder bei ihm war, empfand er mit unsagbarer Rührung. Sie war gekommen, trotzdem sie an seine Schuld glaubte, und nicht forschend, richtend, verdammend, nein, ein demüthig liebendes Weib, das sich selbst der Vergebung bedürftig fühlte. Die Sanftmuth ihres Wesens wurde seine Rettung; er fühlte es, durch sie könnte ihm geholfen werden; ihre Kraft würde

seine Schwäche stützen. Er wollte seine Seele in ihre Hand geben. Sie würde ihn behüten, so wie sie über den Knaben wachte.

Wenn er sonst getrachtet hatte, seine Thaten vor ihr zu beschönigen, zu verbergen und zu verheimlichen, so drängte es ihn nun, sein Gewissen zu entlasten, ihr Alles zu offenbaren. Sie mußte die ganze Wahrheit hören, um ihn vor seinen eigenen Erinnerungen zu beschützen. Es war der rechte Weg zu Annelihsens Herzen.

Es jammerte sie, daß sie schlimmer von ihm gedacht hatte, als er es verdiente; ihrer Kinder Vater war kein Mörder! Wie schwer er auch gesündigt hatte, auch sie war Schuld daran, ihre herbe Strenge hatte ihn von sich gestoßen. Das sollte anders werden. Vereint wollten sie den Versuchungen entgegentreten.

In der neuen Heimath begann das neue Leben; zwar ein kümmerliches, armes, arbeitsvolles, voller Mühe, Sorgen Kämpfe — und doch ein glückliches, weil sie eines Sinnes waren, recht zu thun in Liebe und Wahrheit.

Doch der, der sich unglückbringend in ihr Leben hineingedrängt hatte, unheimlich und düster wie ein Geist der Finsterniß, selbst verdorben und Verderben um sich säend, Drixe, der Zigeuner, war verschollen. Er hatte Grund, das Land zu meiden. Doch was hilft es dem Mörder, der Stätte seines Verbrechens zu entfliehen? er entflieht der Strafe nicht. Der Fluch seiner Thaten haftet ihm an. Einstweilen mag er sich sicher glauben und frech die Zahl seiner Verbrechen mehren; es ereilt ihn doch zuletzt die göttliche Gerechtigkeit, und an die lange Kette seiner Missethaten schließt sich schaurig das Schicksal und Ende des Mörders.

Die Kinder gediehen fröhlich in der würzigen Luft des Waldes. Zwar hatte Ansite den Reichthum des Großvaters,

der sich hartnäckig von ihnen wandte, verscherzt, doch er genoß dafür den reicheren Schatz, die Liebe und Pflege seiner Eltern. Um den Kohlenmeiler des Vaters sprangen lustig Anna, Eva und Thrienchen. In Kinderart hatten sie bald alle Ereignisse vergessen und genossen voller Lebenslust die Freiheit in der duftigen Wildniß des Waldes.

Auch für sie hatte Annelihse ein neues Herz. Seitdem sie nichts mehr von Gewalt schied, verstand sie auch seine Kinder besser. Statt ihr wildes Wesen mit Ungeduld und Härte zu meistern, hatte sie Nachsicht mit der Eigenart; die warmherzigen Naturen wandten sich ihr zu mit leidenschaftlicher Hingebung, und sie erreichte durch Beispiel und liebevolle Sanftmuth mehr als früher durch ihre Kälte und Strenge.

Mögen Männer durch andere Waffen siegen, die Macht des Weibes liegt in ihrem Herzen. Durch Demuth und Liebe wird sie da überwinden, wo aller Kampf bisher vergeblich war.

Der junge Straigan.

I.

Das Straigan-Gesinde war ein hübsches Gehöft in gutem Zustande. Bauer und Bäuerin, oder wie es üblich ist sie zu nennen, Wirth und Wirthin, ordentliche Leute, schon wohlbetagt. Friede und Eintracht hatten Jahre lang unter dem bemoosten Dache gewaltet. Die Leute machten in der Umgegend nicht viel von sich reden, ein gutes Zeichen für das Glück des Hauses! Da ist gut wohnen, wo es wenig zu berichten giebt. In Genügsamkeit lebten sie dahin, bedürfniß- und gedankenlos, geduldig jeden neuen Tag mit seiner Arbeit zum Abschluß bringend und an dem Hergebrachten sich erfreuend, dem Gewohnten, das in dem begrenzten Horizonte mancher Leute schon für das Glück gilt.

Doch bisweilen geschieht es, daß der Lebensfaden, der so glatt und geräuschlos sich von der Spindel um die Spule wand, auf einmal in's Stocken geräth, nicht weiter will, zerrt und zaust und den harmonischen Tact verloren hat. So giebt es in dem einförmigsten Leben Tage, die das alte Gleichgewicht erschüttern. Ereignisse stoßen auf einander in schneller Folge; es vermögen die Menschen sich nicht darein zu schicken; ein Jeder wird irre an dem Anderen. Wenn

dann wieder Alles in's alte Geleise kommt, bleibt die Erinnerung zurück wie eine dunkele Wolke, gleich einer Wunde, die, obwohl geschlossen, man kaum zu berühren wagt. Solch' eine Zeit gab es für das Straigan-Gesinde.

Der Bauer hatte nur einen Sohn; seine übrigen Kinder waren früh gestorben. Behrtul war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, ein schöner, kräftiger Jüngling und beider Eltern Freude.

„Das ist ein Glück," sagte der Vater, „wenn man alt ist und schon die Axt an der Wurzel fühlt, solch' jungen Baum neben sich zu sehen, stark und hoch, der alle Lasten tragen hilft."

Behrtul fühlte stolz das Vertrauen seiner Eltern und diente ihnen in kindlicher Freude.

Nun traf es sich, daß der alte Straigan-Wirth mit Anderen einen Fichtenstamm im Walde fällte. Es war ein schlimmer Tag, eine unglückliche Stunde, wie die Leute sagten. Die Aeste zogen den Baum nach links, man gab den Raum frei, da er fallen sollte. Doch die Krone hakte an die tiefer stehenden Tannenwipfel; das veränderte die Richtung um ein Weniges. Die Leute sprangen zur Seite; nur Straigan war behindert durch Wachholdergestrüpp, zögerte und strauchelte. Die Seitenäste der stürzenden Fichte trafen ihn und warfen ihn hart zu Boden, und als man ihn aus dem Gewirre der Zweige und Nadeln befreite, erfand es sich, daß ihm das Bein gebrochen war. Er ward in's Haus gebracht mit Wehklagen und Jammern. Schmerz und Krankheit kannte er wenig und glaubte selber an sein Ende; desgleichen die Seinen; die Frau weinte. Der Sohn stand dem Vater Tag und Nacht bei, er war der Einzige, der mit starkem Arm die schwere Gestalt des Vaters zu unterstützen und zu heben vermochte. Die Genesung schritt langsam vorwärts, und der Kranke selber glaubte nicht daran.

„Geknickte Gerte hebt sich wieder, doch gebrochener Stamm verdorrt!" sagte er. „Es ist nichts mit dem Gesundwerden. Die Tage der Kraft sind vorüber, ich bin ein alter Krüppel. Auch gut! Man muß sich von all den Mühsalen des Lebens erholen und in der Ruhe zusehen, wie die Jugend sich plagt. Es kommt ein Jeder an seine Reihe. Wer keine Kinder hat, kann umsonst im Alter den Brodgeber suchen. Mir ist geholfen, ich habe einen Sohn. Der mag nun seine junge Hand an die Pflugschar legen und probiren, wie es thut, Straigan-Wirth zu sein."

Die Sache wurde abgemacht, und wie es schien, zur Zufriedenheit Aller. Da Behrtul nicht an's Heirathen dachte, führte die Mutter das Hauswesen wie bisher.

In der Weise alter Leute liegt es, an dem Hergebrachten festzuhalten. Daß es bisher so und nicht anders war, gilt als Beweis dafür, es sei das Beste. Wiederum sehnt sich die Jugend nach Veränderung und glaubt stets an Verbesserung. Die frische Kraft will neue Wege bahnen, aus sich heraus das Gute schaffen. Beides ist natürlich. Darum taugt es selten, daß bei Lebzeiten des Vaters der Sohn an dessen Stelle tritt. Auch im Straigan-Gesinde ward es zur Wahrheit.

Vater und Sohn waren sich ähnlich in der eigenwilligen Zähigkeit der Natur, in der Abneigung, Andere drein reden zu lassen in dem, was sie thaten. Sie gehörten zu den Leuten, denen der geringste Tadel gleich als Beleidigung gilt.

In den ersten Monaten ging Alles gut. Der Alte war krank, unbeholfen und in gerührter Stimmung. Behrtul schnitt es durch die Seele, den starken Mann hilflos zu sehen und seines Armes bedürftig; und den Vater stimmte es weich, daß der Junge, den er als Kind auf den Knieen geschaukelt hatte, nun ihm alleinige Stütze war. Blieb der Sohn lange

bei der Arbeit aus, so wurde dem Alten die Zeit lang. Er schaute aus seinem Bette durch die kleinen Scheiben hindurch in den Hof, ob er nicht komme; er wandte den Kopf, wenn die Thür aufging und brummte verdrießlich gegen die Weibsleute, als es nur seine Frau war, welche, Holzspäne im Rockschooß tragend, an den Ofen trat, um etwas Feuer zu machen, „das Beste für einen Kranken auch in warmer Sommerzeit."

„Der Behrtul bleibt heute lange aus," sagte der Bauer mürrisch.

Die Bäuerin klopfte die Späne vom Wollenrocke ab, strich mit der Hand über das faltige Gesicht, seufzte und sagte: „Wie sollte er kommen? Er hat keine Zeit mehr, um in der Stube zu sitzen, und alle Hände voll Arbeit. Jetzt giebt es keine Last im Hause, die nicht auf seinen Schultern liegt. Du, mein lieber Gott! für ein so junges Kind ist das schwer!"

„Was die Alten ihr Lebelang geleistet haben, sollte den Jungen nicht schwer fallen," entgegnete der Bauer scharf. „Wer hat mich bedauert, als ich die Arbeit that und für alles Brod im Hause sorgte? Und fand ich Hof und Land so vor, wie es jetzt ist? Ich habe ihm Alles ordentlich übergeben, er mag es weiter führen und braucht kein Kopfzerbrechen, wie ich in meinen jungen Jahren. Mir hat Niemand damals Rath gegeben. Ich hatte keinen Vater zur Seite, der mich gängelte, und machte einen schweren Anfang. Doch das ist der Mütter Art! der Sohn muß bedauert werden, auch wenn es ihm gut geht. Ich kenne das alte Lied. Für den Mann ist keine Bank zu hart und für den Sohn kein Pfühl weich genug! Das ist der Weiber Weise!"

„Nicht doch!" sagte die Frau beschwichtigend. „Kein Mensch weiß so gut als ich, wie Du zu Deiner Zeit gearbeitet hast. Wir waren Beide jung damals, und hatten es Beide schwer.

Im Schweiße unseres Angesichts haben wir unser liebes Brod gegessen. Ach, Du mühseliges Leben in dieser armen Welt!" Und sie hockte seufzend am Ofen nieder.

„Klagen und immer klagen!" brummte der Alte wieder. „Davon lassen die Weiber nicht. Ist denn das kein Unglück, daß ich hier auf dem Rücken liegen muß und die liebe Sonne nur durch die Scheiben sehe, wie ein Gefangener. Doch darnach fragt Niemand. Ich fühle meine Knochen nicht mehr. Meine Augen sind müde, ewig auf das Gebälk zu starren. Morgens, wenn Alle gesund und stark aufstehen und fort an die Arbeit gehen, denke ich: wäre der Abend da! und die Stunden schleichen träge hin, wie ein müdes Pferd. Das ist schwerer, als starke Glieder haben und auf dem Felde schaffen."

„Ja, ja!" rief die Frau und trat an das Bett, drückte die verschlungenen Hände an das Kinn und nickte mit dem Kopfe, „das ist schwer! Die Ruhe wäre gut nach dem schweren Leben, doch die Schmerzen — die Krankheit — das ist es!"

Abends kam der Sohn heim; dann freute sich der alte Bauer.

„Helf Euch Gott, Vater!" sagte Behrtul eintretend.

„Danke, Sohn! Dir muß man es wünschen, Du hast jetzt den Segen nöthig. Wie steht es mit der Arbeit, junger Straigan-Wirth?"

„Es geht vorwärts." Und auf dem Bettrande des Vaters sitzend, gab er Bericht und hörte die Rathschläge an.

Doch es änderte sich. Das Bein des Alten war geheilt; er begann sich ohne Hilfe des Sohnes zu bewegen. Anfangs tappte er in der Stube umher, die Wand entlang, gestützt auf seine Alte, die sich geduldig krümmte unter der schweren Last, Gott für seine Genesung dankte und über das schwere Leben

seufzte. Später ging der Wirth allein mit Hilfe seines Stockes. Vorsichtig über die Schwelle klimmend, setzte er sich auf die Bank vor dem Hause und streckte das steife Bein aus in den warmen Strahlen der Septembersonne.

Die Leute, welche die andere Seite des Hauses bewohnten, liefen herzu, auch die Kinder.

„O je! der alte Wirth ist wieder da!"

„Sitzt gesund in der Sonne, und wir haben damals gemeint, er müsse sterben."

„Helf Euch Gott, Bauer! Und er hat schon geholfen. Es that nicht Noth, dem Sohne das Gesinde zu geben. Ihr hättet es noch behalten sollen! Werdet bald so rüstig sein wie zuvor."

„Nein, nein!" rief der Alte und lachte. „Bin doch nur ein alter Krüppel, dem die Schwelle da vorkam wie ein steiler Berg. Jener dort ist der Wirth!" Und er wies mit der Hand über den Zaun hinweg.

Dort pflügte Behrtul das Land auf, das sich in glänzend schwarzen Schollen seitwärts an die Pflugschar legte. Er hatte die Jacke abgeworfen, und seine Gestalt bot ein hübsches Bild dar von Kraft und Jugend. Seine neue Würde machte ihm Freude; er wollte sich recht als Besitzer fühlen und alle Verantwortung tragen. Anderen nachzuleben vermögen nur schwache Menschen. Gesunde Naturen wollen die Erfahrungen selbst machen.

Als es nun mit dem alten Bauer immer besser ging und er mit Hilfe des Stockes nach und nach die Ställe besuchte, die Scheuer und durch die Thür hineinblickte in die gewohnten Stätten seines vergangenen, arbeitsvollen Lebens, fand er Manches verändert. Das verdroß ihn.

Ein Knecht stand in der Scheuer und fegte die Tenne rein.

„Pahwel," rief er ihm zu, „seit wann wird das Geräthe hier aufgeschichtet? Warum sind alle Futtertröge im Stall seitwärts gekehrt? und was bedeuten die Bretter, die an der Pforte liegen?"

Pahwel war ein alter Junggeselle, der noch den langjährigen Militärdienst in Rußland durchgemacht hatte und nun seit zehn Jahren in Straigan als Knecht diente. Sein Wuchs war klein, er setzte die Füße auswärts beim Gehen und zwinkerte mit den Augen, wenn er was Gescheutes zu sagen meinte.

Er hielt mit dem Besen inne: „Die Bretter," sagte er, „gehören dem Zimmermann." Dabei beugte er den Kopf vor, um durch die aufgewirbelten Staubwolken den Bauern anzusehen. „Der junge Wirth hat ihm die kleine Hinterstube vermiethet. Ich müsse da heraus mit meiner Lade und dem Schrank. Das soll Alles auf den Boden hinauf. Ja, und die Futtertröge und das Geräthe hat der junge Wirth selbst gestellt und es soll dabei bleiben, sagt er. Wer weiß, wozu das gut ist. Früher ist es nie so gewesen. Doch der junge Wirth ist vielleicht klüger. Ha! ha! Neue Moden bei uns! Ha, ha!"

Er lachte. Die kleinen Augen verschwanden in den Falten des Gesichts, nur die gelben Wimpern standen straff hervor, wie dürres Riedgras am Grabenrande.

„Der Zimmermann in die Hinterstube, und ich weiß nichts davon!" rief der Bauer. „Was? in mein eigen Haus setzt man ihn, und fragt mich selber nicht!" Er richtete sich stramm auf trotz seines kranken Beins.

„Eh! . . . der junge Wirth sagt . . . ."

„Ja! ja! der junge Wirth! Ich merke, mit dem alten ist's aus. Der wird nicht mehr gefragt und muß ein alter Krüppel sein! Soll ich bei dem jungen Wirth lernen gehen,

wie Alles besser ist und gestellt werden soll? Ich meine, es war bisher auch in Ordnung."

„Das scheint mir auch so, Bauer," sagte Pahwel, trat näher, den Besen hinter sich herziehend. „Wir altes Volk sind jetzt die Dummen! Die jungen Leute haben die Weisheit für sich. Es kommen bessere Zeiten, sagt er. Nun, zu unserer Zeit ist gutes Brod auf dem Felde gewachsen, mag sein, es kommen nun goldene Aehren!"

„Ach, was!" rief der Bauer ärgerlich. „Die Wirthschaft ist kein Kinderspielzeug. Nach altem Brauch muß sie vorwärts gehen, wie Sommer und Winter. Es hat Niemand etwas Neues zu erdenken."

„Oho!" Pahwel lachte. „Ihr sollt sehen, wie viel Neues wir kriegen. Die kleine Wiese da wird aufgerissen. Das Stück Feld am Walde geht ein und durch den Klee ziehen wir einen Graben, daß die Hälfte des Landes darauf geht."

„Wiesenland aufgerissen!" Der alte Bauer wußte sich nicht zu fassen. Er machte Kehrt, ohne zu antworten und ging auf das Haus zu, während Pahwel mit den Augen zwinkerte und den Kopf zur Seite gebogen, ihm wohlgefällig nachschaute.

„Könnte ich Dir den Unmuth recht in's Herz jagen," murmelte er. „Solch ein Narr zu sein! Das Gesinde abzugeben! Und der halberwachsene Bursche, der Behrtul, will uns Alle commandiren."

Der junge Straigan fand den Vater Abends am Feuer sitzen auf einem Holzstoß, die Hand in die Seite gestemmt, aufgeregt ihn erwartend.

„Was ist es?" rief er ihm entgegen. „Du hast die Hinterstube dem Zimmermann gegeben? Was soll das heißen?"

„Ich habe sie vermiethet, Vater!" sagte Behrtul befremdet.

„So? Und meine Stube hast Du auch vermiethet. Danke für das viele Geld, das Du zusammen scharrst!"

„Geld habe ich nöthig," erwiderte Behrtul mit leisem Trotz, gereizt durch den zornigen Ton des Vaters. „Ich zahle die Arrende, und man weiß nie zuvor, was die Ernten einbringen."

„Nichts werden sie bringen, wenn Du wie ein dummes Kind alles durcheinanderwirfst und die alte Regel nicht gilt, wie es sein soll."

„Das ist meine Sache, Vater!"

Nein! nicht Deine Sache! Von mir hast Du den Hof und nach meinem Gebote soll es gehalten werden, wie all' die langen Jahre über. Wirst Du neues Land schaffen? Wirst Du neues Korn erfinden? Wir müssen Alle Brod haben wie bisher! Ich will nichts von Thorheiten, Du Neuerer!"

Er stand auf und ging in der Stube umher mit dem Stocke aufstampfend, um zu verbergen, wie vorsichtig der kranke Fuß auftrat. Behrtul stand an der Thür hochaufgerichtet, das Gesicht geröthet, erschrocken über den Zornausbruch des Vaters, gekränkt und beleidigt in seiner neuen Würde.

Er wandte sich und ging zur Mutter hinaus, die das Essen kochte. Die Küche war ein dunkler Raum; kein Herd befand sich darin, sondern eine kaminartige Oeffnung, in welcher der Kessel an einem Haken hing. Die Bäuerin hielt einen brennenden Kienspan in der Hand, und der röthliche Schein flackerte grell auf an der beräucherten Wand.

„Mutter!" rief Behrtul erregt. „Was ist das heute mit dem Vater? So ist er nie gewesen. Fährt auf mich los, als wäre ich ein unnützer Schulbube! Das ertrage ich nicht!"

Sie hob den Span empor und schaute an dem Sohne hinauf, dem sie kaum bis an die Brust reichte.

„Kind! Kind!" sagte sie und rieb die Augen, die der scharfe Rauch umflorte.

„Bin ich Wirth oder Knecht?" fuhr er in steigender Entrüstung fort. „Wem habe ich zu gehorchen, wenn das Land mein ist? Bisher habe ich dem Vater kein Wort drein geredet, die Wirthschaft war sein. Nun aber leide ich es nicht, daß er schlecht macht, was ich thue."

„Er wird nachgeben, wird sich gewöhnen!" beschwichtigte die Alte und streichelte den Rockärmel des Sohnes. „Du weißt, er ist hitzig. Er meint es gut und hat sich immer an Dir gefreut. Thue ihm den Willen, wo Du kannst. Er ist krank und nicht gewöhnt das Stillesitzen. Du bist ein gutes Kind und noch jung. Er weiß es besser als Du. Höre auf seinen Rath, es ist Dein Vater."

„Wie Ihr nur so reden möget, Mutter," rief Behrtul unwillig und wandte sich dem Feuer zu. „Weil hier Alles veraltet ist, muß ich es anders und besser machen. Wie schmuck sehen Steebre- und Jahteneek-Gesinde aus? und warum? Weil die Wirthe junge Leute sind und etwas in die Wirthschaft hineinstecken. Mit dem alten Schlendrian ist es vorbei. Das will ich auch. Die alte Art paßt nicht mehr. Doch wenn der Vater auf mich losschilt wie auf einen Hund — das leide ich nicht, nein, ich leide es nicht!"

„Gebt mir ein klein wenig Raum, Bäuerin, meine Pfeife ist aus," sagte jetzt eine dritte Stimme in demüthigem Tone. Behrtul schaute sich um. Pahwel drängte sich zwischen sie mit gekrümmtem Rücken; die Flamme warf sein Schattenbild auf die Wand, den zerknickten Filzhut unförmlich bis zum Rauchfang hinaufdehnend. Der junge Wirth sah finster auf ihn nieder, während der Alte bedächtig eine Kohle aus der Gluth holte, die erloschene Pfeife mit den Zähnen haltend. Die Bäuerin hob die Hand empor und winkte dem Sohne

zu schweigen, und der Jüngling ging hinaus in die Herbstnacht, um unter den aufblitzenden Sternen den Groll seines jungen Herzens niederzukämpfen.

Doch es ging täglich schlimmer. Täglich waren Vater und Sohn hart an einander. Eifersüchtig wachte der Alte auf die Rechte, die er aus der Hand gegeben; er arbeitete sich in seinen Zorn hinein, sah überall böse Absicht, Vernachlässigung, Verachtung! Unmöglich erschien es ihm in Straigan zu leben und es mitanzusehen, daß ein Anderer hier herrsche. Und dieser Verdruß gerade stachelte den Sohn an, auf dem eigenen Willen zu bestehen. Nun wollte er es beweisen, daß er kein Kind, kein Thor, kein einfältiger Bube sei, sondern der denkende Landwirth der neuen Zeit, der die alten Erfahrungen, als überlebt, bei Seite schob.

Beide klagten der Bäuerin ihr Leid, und sie entschuldigte den Einen vor dem Anderen mit Thränen und Seufzern.

Kein Arzt hätte dem alten Straigan so rasch die Gesundheit wiedergeben können wie dieser Verdruß. Er wollte nicht mehr der alte Vater auf der Ruhebank sein, der Kranke, der Krüppel hinter dem Ofen. Er zwängte den Stiefel über das schmerzende Bein und ging hinaus, um dem Sohn das Heft der Klinge zu entreißen, das er ihm selbst so liebevoll in die Hände gelegt.

Der Zimmermann ward mit Hohn abgewiesen, als er sein Quartier beziehen wollte. Feld und Wiesen mußten bleiben, wie sie gewesen. „Wollen wir sehen, wer der Herr ist!" rief der Alte drohend, und Behrtul ließ die Pflugschar im Felde stehen hinter dem dampfenden Gaul und lief hinaus, um den jungen Pächtern von Jahteneek und Steebre seine Noth zu klagen.

Am Sonntage darauf kamen die Freunde auf den Hof

feierlich in rothen Halstüchern und hohen Stiefeln, und traten grüßend in die Stube.

„Guten Tag, alter Straigan!"

Der Wirth saß am Tische, die Beine steif von sich gestreckt, das graue Haar glatt und lang in den Nacken gekämmt bis auf den umgeschlagenen Hemdkragen. Er trug eine Hornbrille, die ein schwarzes Band über seinem Kopfe zusammenhielt und schaute in das Gesangbuch, mit tiefer Stimme einen Vers daraus vortragend.

Die Bäuerin begleitete mit feiner, zitternder Stimme aus einer fernen Ecke den Gesang, während sie, auf dem Bettrande sitzend, eine Spiegelscherbe hielt und ihr graues Haar kämmte.

Der Bauer unterbrach seinen Gesang nicht bei Ankunft der jungen Gäste; er warf ihnen durch die Brillengläser einen strengen Blick zu und fuhr in seiner Andacht fort:

„Was irdisch ist in diesem Leben,
Muß endlich mit der Welt vergeh'n.
Was soll ich denn daran viel kleben
Und nach dem bloßen Schatten seh'n!
So laß ich denn die Eitelkeit
Hinfort auf ewig schwinden,
Die wahre Ruh' zu finden."

Die Worte des Liedes galten den jungen Leuten als Ermuthigung. Anknüpfend an diese christliche Entsagung war es leicht, dem Alten klar zu machen, daß seine Rolle in der Welt ausgespielt sein dürfte.

Der Bauer klappte das Buch zu und nickte, als seine Gäste sich ihm gegenüber auf die Bank setzten. Da er seine Brille abgenommen, schwand auch die feierliche Haltung, und er begann sie mißtrauisch anzusehen.

„Ihr sucht den Behrtul? Weiß nicht, wo der Junge ist."

Sie waren beide verlegen.

„Nein!" sagte Steebre, rückte auf der Bank und sah auf seinen Stiefel.

„Nein!" wiederholte Jahteneek, hob das Kinn in die Höhe und die Augen zur Oberlage. „Hm!" er räusperte sich. „Wir sind zu Euch gekommen, alter Wirth."

„Zu mir? ha! ha! Rath holen, nicht wahr? Doch wer kommt damit zu mir? Ich weiß selber nicht mehr, bin ich's oder bin ich's nicht! Ich komme wohl auch bald zu Euch, aber mit dem Bettelsack! Hebt Eure Brodrinden auf, Ihr feinen Freunde meines Sohnes!"

„Es muß Alles nach Fug und Recht gehen . . ."

„Es steht in den Bauerverordnungen . . .," hoben die Freunde gleichzeitig an mit Würde, um ihre Befangenheit zu verbergen.

„Was Recht! was Bauerverordnung!" brauste der Alte auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Hier ist mein Recht! und mein Gesetz! hier gilt kein anderes! Ihr seid es, Laffen, die meinem Jungen den Kopf verdrehet! Wollt Ihr mir auch vorschwatzen?"

Die Gäste erhoben sich und stellten sich mit einiger Vorsicht in die Nähe der Thür.

„Es ist nicht recht," begann Steebre, wandte sich aber bei seiner Rede dem Ofen zu, „wenn ein Vater seinem Sohne das mit Gewalt entreißt, was er ihm gutwillig selber gegeben."

„Immer war es so," fiel Jahteneek ein und legte die Hand auf die Thürklinke, „daß, wenn der alte Vater nichts mehr kann, der Sohn freie Hand bekommt."

„Sorgt ihr für Eure Söhne, Milchbärte, wenn Ihr welche habt!" schrie der Bauer zornig. „Gebt Ihnen die Wirthschaft ab, so lange sie noch den Zulp im Munde tragen. „Mich aber und meinen Sohn laßt in Ruh! Ich bin hier Wirth und kein Anderer. Wer mir nicht parirt, für den wachsen

Gerten im Walde, und wer hier kommt, Unruhe im Hause zu machen, den werfe ich zur Thür hinaus!"

Er machte Miene aufzustehen, und seine Gäste prallten erschreckt aneinander und dann gleichzeitig zur Thür hinaus.

Noch einmal schob Jahteneek den Kopf durch die Spalte und rief schnell, als wolle er sich bei Gefahr des Lebens eines Auftrages entledigen:

„Wenn Ihr auf uns nicht hört, wird es Euch schlimm ergehen. Wir haben feste Gesetze und Gerichte, Euer Sohn wird sich Recht verschaffen."

„Hinaus!" brüllte Straigan. „Packe Dich nach Hause, Du Schlingel!"

Er stand zürnend mit ausgestrecktem Arm. Die Thür klappte zu, dann leise wieder auf.

„Dem Kreisgericht werdet Ihr Euch fügen müssen," rief Steebre hinein, warf aber gleich die Thür dröhnend in's Schloß, da er dicht vor sich die mächtige Figur des Alten sah, der sich nun mit ganzem Gewicht vor die Thür stemmte, um weiteren Angriff zu verhindern.

Die alte Bäuerin war sprachlos, mit aufgelöstem Haar, Spiegel und Kamm in Händen; nun lief sie herbei und stellte sich neben den Mann, nicht eingedenk dessen, welch' kleines Bollwerk zum Schutz des Hauses ihre dürre Gestalt sei.

„Dumme, einfältige, naseweise Burschen!" schalt der Alte. „Ich werde es ihnen beweisen, was die bedeuten, was alle ihre Gesetze. Da läuft der Behrtul zu solchen Lumpen und klagt über seinen Vater. Warte, Bursche, ich will Dich lehren und Du sollst fein demüthig werden. Laß bleiben, Alte, die sind fort und kommen nicht wieder, dafür bürge ich."

Stolz ging er an den Tisch zurück, ergriff Brille und Gesangbuch und setzte seine Andacht fort, den nächsten Vers anstimmend:

„Was wird mir aller Reichthum nützen
Wenn ich die Welt verlassen soll?
Mich kann kein Gold und Silber schützen,
Hätt' ich gleich tausend Kisten voll.
Wenn Du Herr mich
Nur seliglich
Aus dieser Zeit wirst führen,
So kann ich nichts verlieren."

Die Worte des Liedes fielen ihm nicht auf. Er versuchte seine sonntägliche Stimmung wiederzugewinnen, indem er recht schön die Windungen der Melodie vortrug.

Behrtul war den ganzen Tag abwesend, erst Abends kam er nach Hause. Die Bäuerin war wieder in der Küche. Sie hörte laute Stimmen in der Stube, horchte angstvoll auf, schob Tuch und Haar vom Ohre und knöpfte selbst das Band der Haube auf, um die Worte zu erlauschen. O! und die Milch im Kessel wollte nicht kochen! dann erst konnte sie hinein und mit dem Abendessen Frieden stiften. Mit dem Krückstock ward auf den Tisch geschlagen, die Thür aufgerissen und ihr vorüber stürzte der Sohn in die dunkle Nacht hinaus.

„Behrtul!" rief sie, und vergaß in Angst, daß die Milch sich aus dem Kessel hob und zischend in's Feuer rann.

Drinnen fand die Bäuerin den Mann in vollem Zorn, seine Stimme bebte.

„Hast Du's gehört, Alte? Dein Sohn droht mir, er will auf's Kreisgericht. Sie sollen Recht sprechen zwischen mir und ihm! Giebt es ein Recht zwischen Vater und Sohn? Haben die Richter dem Jungen Brod und Kleider gegeben und ihn mühsam aufgezogen. Recht sprechen! Wo bleibt das Gebot: „Du sollst Deinen Vater ehren, Du sollst ihm gehorchen!" Das nenne ich Recht! Ich kann aus ihm heute einen Gesindewirth machen und morgen einen Gänsehüter. Es ist mein Kind, und Niemand geht es an!"

„Himmlische Barmherzigkeit! Nun ja, er ist Dein einzig Kind. Wem willst Du Geld und Gut hinterlassen, wenn nicht ihm? und gehst so hart mit ihm um!"

„Weibergeschwätz! Wirst jeden Tag älter und niemals klüger. Wäre es nicht um mich, der Behrtul würde jetzt eine junge Frau nehmen und Dich und mich zum Teufel jagen. Das soll er nicht. Ein guter Sohn soll er sein, das will ich; seinen Eltern dienen, so lange sie leben und hernach an den eigenen Kindern Freude erleben. Doch wenn er gottlos ist und auf die Gerichte läuft — dann ist er mein Sohn nicht mehr."

„Ein gutes Kind! Ein gutes Kind!" jammerte die Mutter. „Doch von Jugend auf litt er es nicht, daß man böse mit ihm that. Rede ihm freundlich zu, und er gehorcht auf's Wort."

„Nichts von Zureden! ich will seinen harten Sinn beugen. Was wäre aus dem Hofe geworden, wenn ich gestorben wäre? Ein Probestein war es, Gott sei Dank, ich lebe noch! und das soll er fühlen! Mag sein! Dir wäre es Recht gewesen, und Du hältst auf den Sohn mehr als auf den Vater!"

„Nein! nein!" rief sie und hob die Hände empor.

„Das ist der Mütter Art, bis hernach sie es besser einsehen und nach den alten Zeiten jammern. Nimm die Suppe weg; ich esse heute nicht. Jeder Bissen bliebe mir im Halse stecken bei solchem Unfrieden."

Er ging auf sein Bett zu und warf sich dröhnend und ächzend hinein.

Die Alte weinte. Sie ging hinaus auf den Flur, in den Hof, in den Stall, nach Behrtul zu sehen; er war nirgends zu finden.

Sie stellte den Suppennapf in den Ofen der Stube und kauerte davor auf dem Boden, in die Kohlen schauend. Bald seufzte sie, nickte ein, erwachte, schaute um sich und seufzte

wieder. Endlich zog sie den Napf an sich, aß kummervoll die Suppe selber und tappte im Dunkeln auf ihr Lager hin.

II.

In der Nacht erhob sich ein Sturm. Er brauste um die Fichten, die vereinzelt um das Gesinde standen. Nach Mitternacht gingen die Wirthin, Pahwel und die Magd in die Ställe nach dem Vieh zu sehen; der Wind blies die Laternen aus und warf die Stallthür in den Angeln hin und her. Die Weiber hielten die flatternden Röcke fest und zogen die Tücher vor das Gesicht, weil feine Schloßen, wie Nadelspitzen, ihre Haut trafen.

Am Morgen, als die Leute erwachten, war Jeder sich einer Veränderung bewußt. Es war die grellweiße Färbung der Luft, an welcher die Gegenstände sich in schärferen Linien abhoben und die das erste Schneelicht draußen bekundet. Eine weiße Schicht deckte Feld und Flur, und aus stahlblauen Wolken hervor drängten sich mattgelbe Sonnenstrahlen. Der Wind hatte sich gelegt, doch es war nur eine kurze Ruhe. Ueber die Fläche hin ging es wie ein klagender Ton, ein Surren der feinen Schneestäubchen, aneinander gerieben. Aus der Ferne schaute es sich an wie Dampf, der sich hebt, ein weißer Schleier, den man über den Boden zieht, vom Winde getragen.

„Das Unwetter kehrt wieder," sagte Pahwel und zog die Klappen der Pelzmütze über die Ohren. „Es kocht in der Tiefe, wie ein Kessel, und oben halten die Baumwipfel stille. Ein schlimmes Zeichen, dann geht es drunter und drüber."

So war es auch. Um Mittagszeit erschreckte die Leute ein Donnerschlag. Das langgezogene Grollen vertönte im Brausen des Sturmes. Schneeflocken wirbelten gleichzeitig nieder, und die Dämmerung trat so plötzlich ein, als wäre

auch sie eine schreckhafte Erscheinung und nicht die feste Gewohnheit der dunklen Octobertage.

Der alte Wirth war heute voller Kraft. Er trotzte dem Sturm im Hofe, schaute nach den Riegeln der Thüren und ließ die Bodenluken schließen. Die Frau stand vor der Hausthür, ihm winkend und rufend, und hielt mit den Händen ihre beiden Ohren fest.

Behrtul war nicht nach Hause gekommen, und Niemand wußte etwas von ihm.

Die Tagelöhner kehrten von der Arbeit heim, die Axt auf der Schulter, mühsam sich hinaufarbeitend an der verschneiten Anhöhe, dem Winde entgegen. Selbst der Hofhund kroch in die Küche und schüttelte am Feuer die nassen Ohren.

In der Knechtsstube schrieen die Kinder, und die Weiber liefen den Männern entgegen, die den Schnee von den Füßen stampften.

„Daß Gott erbarm'! welch ein Wetter."

„Man meint, die Welt gehe unter."

„Nicht die Hand vor den Augen ist zu sehen."

„Wenn heute die alte Scheune stehen bleibt, da hat der Bauer Glück."

„Der Bauer? er ist garnicht zu Hause."

„Was?"

„Ei! den alten meint ihr, doch der junge ist fort seit gestern früh."

„Laßt ihn laufen! Der Alte ist obenauf, er giebt's nicht mehr aus den Händen."

„Schon recht, wenn der Behrtul es sich gefallen läßt. Er ist ein Querkopf, und die guten Freunde hetzen ihn auf. Der Christoph sagt, der junge Straigan sei heute mit Steebre zur Stadt gefahren und verklagt den Vater vor Gericht."

„Du lieber Himmel! das ist schlimm von einem Sohne!"

„Und wenn er Recht bekommt, verzeiht's der Vater ihm sein Lebtag nicht."

Wieder brauste der Sturm herbei, prallte in kurzen Stößen an das Haus, schrill an der Ecke pfeifend. Gegen die Fensterscheiben rasselte der Schnee in festen Körnern, und durch die Ritzen trieb es hinein wie weißer Staub, der in der rauchigen Stubenluft in feuchtem Dampf zur Erde schlug. Erschreckt sah man sich um, die Kinder faßten schreiend die Röcke der Mütter. Von der Zugluft aufgerissen sprang die Thür auf, und das Oellämpchen drohte zu erlöschen. Man lief, um die Thür zu schließen, doch zwei Hände stemmten sich entgegen, und auf der Schwelle stand die alte Bäuerin.

„Um's Himmels willen, laßt mich herein," sagte sie, „ich halte es drüben so allein nicht aus. Der Sohn ist fort! O Gott! das arme Kind! bei solchem Sturm nicht zu Hause!"

„Kein Kind mehr, Bäuerin! dem thut der Sturm nichts zu Leide."

„Ach! und er ist im Zorn weggegangen! Wenn alle Höllenkräfte los sind, wie heute, und es ist Einer unterwegs mit bösen Gedanken — wer kann wissen, was dann geschieht! Der Alte sagt kein Wort und hat sich in's Bett gelegt, Himmlischer Vater! unser einziges Kind kann heute zu Grunde gehen!"

„Er wird nicht zu Grunde gehen, Bäuerin. Ein starker Mann und jung."

„O, o!" seufzte die Wirthin. „Gewitter bei Schneefall, das bedeutet nichts Gutes! Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" Sie setzte sich auf den Boden und schlug den Rock über's Gesicht und wiegte sich hin und her. Die Leute standen um sie im Kreise.

„Wohl möglich!" rief eine Frau, die auf dem Bette saß und ein ganz kleines Kind hielt. „Bei solchem Wetter soll

Mancher weggegangen sein und es hat ihn Niemand wiedergesehen."

„Ja, das ist wahr, meine Mutter hat es mir gesagt. Ein Mann ist in den Wald gegangen und ganz fort geblieben. Man meinte, der Teufel habe ihn geholt, und wie der Schnee schmilzt, findet man ihn schwarz verkohlt unter einem Eichenstamm."

„Das kann wohl vorkommen, wenn man im Walde ist und der Blitz fährt zu."

„Ein anderes Mal ist ein Mann bei Schneegestöber zu Fuß gegangen und in die Grandgrube gestürzt, wie in ein Grab hinein."

„Daß Gott erbarme!" wimmerte die Bäuerin. „Mein einziges Kind und ein guter Sohn!"

„Ja, ja! und wißt Ihr noch im vorigen Jahre, da sind Leute aus Pohre zur Stadt gefahren. Der Niklawe hat einen Schnaps zu viel getrunken, fällt vom Schlitten und bleibt liegen im Frost; und Tags darauf liegt er noch — mausetodt!"

„Aber das ist auch wahr," rief ein kleines Mädchen. „An dem See vorüber darf Nachts Niemand gehen; man hört aus dem Wasser rufen; das ist der ertrunkene Jakob, sagen die Jungen in der Schule."

„Dummes Zeug, Kind," fiel der Vater ein. „Doch, der Krischjahn erzählte mir neulich: Er fährt nach Hause in der Dämmerung. An der Ecke, dort bei der alten Eiche, hört er's seufzen. Es wird ihm unheimlich. Er muß dem Kirchhof vorüber, dicht an der Pforte. Das Pferd hat gezittert und die Ohren geschüttelt. Der Krischjahn schaut immer nach der anderen Seite hin; einmal nur wendet er den Kopf nach rechts, er weiß selbst nicht, warum. Da sieht er auf der Kirchhofsmauer ein kleines, bleiches Kind

sitzen. Ein kleines, bleiches Kind, sagte er. Er haut auf das Pferd los und fährt rasch vorüber. Geschehen ist ihm kein Unglück seitdem, doch das ist gewiß, daß er das kleine Kind auf der Mauer hat sitzen sehen."

Die Frauen drängten enger in den Kreis hinein; die Kinder wagten es nicht, in die dunklen Ecken der Stube zu schauen. Allen war unheimlich, gellend heulte der Sturm; man umringte die Wirthin, als stehe ihr etwas Grauenerregendes bevor, und sie blickte hilflos und erschreckt empor.

Pahwel stand abseits an der Lampe und schnitzte ruhig ein Hölzchen, um seine Pfeife zu reinigen.

„Mein armes Kind!" klagte die Alte. „Niemand weiß, wo er ist. Es mag ihn der Blitz erschlagen! oder er ist in eine Grube gefallen! oder er liegt am Wege todt!"

„Schreit nicht so, Bäuerin!" rief Pahwel plötzlich mit seiner krächzenden Stimme. „Euer Sohn sitzt ganz ruhig in Steebre- oder Jahteneek-Gesinde bei den guten Freunden am warmen Ofen."

„Nein! nein! nein!"

„Verlaßt Euch drauf. Mein Wort! Wenn nicht das böse Wetter wäre, ich ginge selbst hinüber nachsehen, was die feinen Brüderchen heute ausgeklügelt haben."

„Pahwel! guter, goldener Pahwel! gehe hin; ich gebe Dir, was Du willst dafür. Bring' ihn nach Hause!"

„Bei solchem Wetter unter alle bösen Geister, nur um Behrtul's willen?"

„Nein, nicht um seinetwillen allein. Ich gebe Dir guten Branntwein, die ganze Flasche, mit Allem, was drin ist, wenn Du gehst."

„Nun, das ist ein ander Ding. Doch gebt die Flasche gleich."

So ward er ausgerüstet; Johann, ein junger Bursch, ging mit. Man entließ sie auf den Flur; durch die geöffnete

Hausthür brauste der Wind entgegen, und die Frauen liefen schreiend zurück.

Um nach Steebre-Gesinde zu gelangen, gab es zwei Wege. Der eine, nur für Fußgänger, führte durch's Thal, dann in die Höhe, dem Kirchhofe und einer Windmühle vorüber; der andere, mit einem Bogen um die Felder, war die gewöhnliche Fahrstraße. Letzteren wählten die beiden Männer.

Die aufgeregte Stimmung der Leute gab dieser einfachen Unternehmung etwas Gewagtes. Die Frauen drängten sich in der Küche; man kochte gemeinsam, weil keine sich getraute allein zu sein. In den Feuerplätzen schlugen die Flammen hell empor, daran wärmten sich die Männer und rauchten ihre Pfeifen.

Ungefähr eine Stunde mochte vergangen sein, da öffnete sich die Hausthür; eine hohe, verschneite Gestalt trat ein, drängte sich mit ruhiger Sicherheit durch die Leute und stellte sich an's Feuer, ihnen den Rücken kehrend.

Es war Behrtul. Sie erkannten ihn Alle. Die Thatsache war einfach und natürlich, doch das Gespräch stockte, und man sah sich befremdet an. Das Gewöhnliche erschreckte, weil man Ungewöhnliches erwartet hatte. Doch Niemand richtete das Wort an ihn, auch die alte Bäuerin nicht, welche unbeweglich dastand und ihn groß ansah. Endlich zupfte sie seinen Aermel: „Liebes Kind, zieh' Deinen Pelz aus."

Schweigend gehorchte er, und da er sein Gesicht ihr zuwandte, erschraken Alle.

Er war leichenblaß; Haar und Wangen, weiß beschneit, gaben ihm ein fremdes Aussehen; die Augen hatten einen sonderbar starren Ausdruck. Er schüttelte die Glieder, als überlaufe ihn ein Schauer.

Auf der Außentreppe hörte man Stimmen; Johann lief gegen die Thür, Pahwel mit der Laterne folgte langsam.

„Gott sei Dank, wir sind im Hause!" rief der Junge. „Die Kniee zittern mir vor Schreck."

„Wie? Was?" riefen Alle.

„Alle bösen Geister sind los!"

„Was ist geschehen?"

„Mit eigenen Augen haben wir's gesehen, fragt den Pahwel."

„Wo?"

„Am Kirchhofe an der Mauer. Ich sagte gleich, das ist kein Weg bei Nachtzeit. Der Alte lachte mich aus."

„Erzähle doch."

„Ich sah es zuerst an der Kirchhofsmauer, doch ich weiß nicht, was. Es war bald groß, bald klein; hatte es Flügel, hatte es Arme? war es wie ein Kind, oder wie ein Weib? Es war ein Gespenst, und ich bin in's Thal gelaufen, als käme die Hölle mir nach."

„Pahwel, sprich Du."

„Dummes Zeug," sagte der Alte grämlich. „Man jagt uns hinaus, den jungen Wirth zu suchen, und der steht ruhig hier und wärmt sich am Feuer."

„Nun, Pahwel, das Gespenst?"

„Er hat es gesehen," betheuerte Johann.

„Laßt mich in Ruhe mit Euren Narrheiten," rief Pahwel ärgerlich. „Der Johann riß aus, wie ein Hase vor den Hunden. Dem mag das Ueble widerfahren, der den Schreck für sich nimmt."

Der junge Straigan wandte sich um. „Ich habe es auch gesehen!" rief er, fuhr mit der Hand über die Stirn und schöpfte tief Athem. „Ich habe es für einen Geist gehalten, doch mag sein, daß es kein Gespenst war. In solcher Nacht kann Einer elend umkommen, und wir Alle miteinander

stehen hier zusammen und schwätzen wie die Weiber. Kommt mit, Pahwel und Johann. Ich sah es zuerst; soll es Unglück sein, so gilt es mir."

Alle traten zurück. Johann schob sich erbleichend hinter die Frauen. Pahwel stellte die Laterne auf den Boden und ging trotzig an's Feuer.

Der Sturm rüttelte an der Thür. Behrtul ergriff die Laterne, machte sich unsanft von der Mutter los, die sich an seine Jacke hing, ging rasch hinaus und warf hinter sich die Thür in's Schloß.

Die Leute schauten sich an. Nichts mildert so rasch das Gefühl des unbestimmten Grauens wie klarer Muth bei Anderen. Die Männer schämten sich.

„Der hat keine Furcht!" sagten die Frauen bewundernd.

Die Bäuerin weinte.

„Was giebt es? was ist das für ein Lärm?" fragte der alte Straigan und machte seine Stubenthür auf.

„Der Behrtul ist allein hinausgegangen, und man hat ein Gespenst gesehen!" jammerte die Mutter.

„Behrtul? so?" und er warf die Thür grimmig zu.

Die Neugier regte sich bei den Männern. Man ging auf die Haustreppe. Die Weiber hüllten sich in Decken und standen im Sturm. Sie schrieen laut miteinander, weil der Wind die Stimmen übertönte.

Durch's Thal sah man den Lichtpunkt der Laterne vorwärts gehen, zuweilen verschwindend, dann hell aufblinkend.

„Wer weiß, ob es ein Gespenst war?" sagte Einer.

„Es mag auch ein Mensch gewesen sein."

„O! mit Flügeln, bald klein, bald groß?"

„Ei was! dem Johann ist bange gewesen!"

„Der junge Straigan kann allein nichts ausrichten; man wird nachgehen müssen."

Wie ein ungewisses Irrlicht erschien die Laterne auf der Höhe drüben. Nun mußte Behrtul bald auf dem Kirchhofe sein.

Den Hügel hinauf war der Weg mühsam. Er stolperte, athmete tief auf, blieb stehen und hob die Leuchte, um die Richtung zu erkennen. Es hörte auf zu schneien. Der Wind in plötzlichem Wirbel faßte ihn von hinten und trug ihm die verworrenen Stimmen aus dem Gesinde zu. Dann packte er ihn seitwärts, das Licht in seiner Hand als röthliche Flamme emporschlagend.

Vom Kirchhofe tönte es ihm wie ein banger Klageruf entgegen, ein einzelner, schwirrender metallener Ton. Er blieb erschrocken stehen. Noch einmal! Es war die Kirchhofsglocke, deren Strang der Sturm gelockert, bis sie in's Schwanken kam. Wie ein warnender Ruf klang es weithin. Behrtul that einen Schritt zurück. Wieder schlug der Ton der Glocke an sein Ohr, zitternd und unbestimmt, und in der Einsamkeit im wilden Wetter ward plötzlich sein Herz bewegt. Es klang hinein wie Gottes Stimme mitten in den Kampf der Stürme, nicht schauerlich, sondern erbarmungsvoll. Die Furcht wich von ihm. Er eilte in die Höhe dem Klange zu. Sein Licht fiel auf den Steinwall, auf die schwarzen Kreuze, die über den Schnee ragten, auf die alte Eiche, deren knorrige Aeste gen Himmel wiesen. Die Mauer entlang ging er bis zur Pforte. Hier oben war er vor dem Winde geschützt; er blieb zaudernd stehen. Vor einer halben Stunde hatte er hier vorübergehend eine undeutliche Gestalt an der Pforte gesehen und war, von Furcht gepackt, im Schrecken bis nach Hause geeilt. Nun stand er an derselben Stelle. Die Luft war klar geworden. Der Schnee, an den Wall getrieben, bildete unregelmäßige Hügel die Mauer entlang, als habe der Tod sein stilles Reich erweitert und außerhalb

seiner Grenze neue Gräber aufgethürmt. Das flackernde Licht in seiner Hand warf unstäte Schatten um ihn, Gestalten gleich, die ihn umringten und vor ihm flohen bei jedem Schritt. Er hob die Laterne in die Höhe. Klar fiel der Schein auf die dunkle Pforte, und rechts vom Pfosten war eine Gestalt sichtbar, zu Boden gesunken, den Kopf an den Wall gelehnt, bis zur Brust vom Schnee verborgen, der wie ein weißes Bett sie überdeckte.

Behrtul fuhr zusammen, und doch war es ihm tröstlich, hier in der stillen Einsamkeit ein menschliches Dasein zu finden, aus dem unbestimmten Gefühl des Grauens herauszukommen an die Wirklichkeit eines Ereignisses. Es mochte wohl ein Wanderer sein, den die Erschöpfung hier ereilt und dem er Hilfe zu bringen hatte.

Er beugte sich nieder und hielt das Licht tief, um die Züge des Gesichts zu erkennen. Ein Kopftuch überschattete die Stirn, und als er es wegzog, sah er das Antlitz eines Mädchens, fast ein Kind noch, nach den zarten Linien und Rundungen der Züge zu urtheilen, farblos und friedlich, die Wimpern gesenkt auf die blassen Wangen, im sanften Kinderschlafe, dessen traumlose Bewußtlosigkeit hinüberzugleiten drohte in die stillen Tiefen ewigen Schlummers. Ein sanftes Erbarmen bewegte Behrtul. Nichts rührt so tief ein männlich starkes Herz wie der Anblick der Hilflosigkeit. Er kniete nieder und schob die Last des Schnees von ihr. Er rief sie, doch sie erwachte nicht. Die Glieder waren nicht steif wie im Krampf des Todes und der Ohnmacht, doch wie gebannt durch einen schweren Schlaf.

„Wache auf," rief er. „Du liegst im Schnee! Komm! ich führe Dich nach Hause."

Er schob seinen Arm unter ihren Nacken, um sie aufzurichten. Ein Seufzer, ein tiefer Athemzug ging über ihre

Lippen, ein Dehnen durch ihre Glieder; dann sank das Haupt zurück auf die andere Seite, und die blasse Wange legte sich ruhig vertrauend auf den Schnee, wie ein Kind sich wendet in seinem Wiegenbette.

„Nicht doch!" rief Behrtul, „Mädchen! höre mich, stehe auf! Du mußt sterben in der kalten Nacht, wenn Du nicht mit mir kommst! Erwache! Schaue um Dich, wo Du bist."

Doch sie schien ihn nicht zu hören.

Es überfiel ihn eine seltsame Angst, als müsse er sie dem Tode abringen, eine kostbare Beute, nicht nur ein fremdes Mädchen am Wegrande gefunden, sondern Etwas, das ihm selber theuer sei. Er faßte ihre Hände, sie zu erwärmen, er beugte sich tief hinab und hauchte auf ihre Wangen, ihre blassen Lippen, und wie eine Mutter ihr Kind vor dem Unwetter schützt, zog er sie an sich an seine Brust, während der Schneesturm in neu erhobenem Wirbel beide umtobte.

„Ich muß sie heimtragen," dachte er. „Die Last ist leicht in meinen starken Armen. In den Pausen des Sturmes finde ich ohne Licht den Weg durch's Thal."

Doch der Wind zog heran mit verdoppelter Kraft; in der Laterne flackerte die Flamme röthlich auf und verlosch; über ihnen tönte klar und schallend die Glocke des Kirchhofs. Er drückte das Mädchen an sich, beschützend, als gälte ihr allein das Grausen des Wetters und sie sei nun geborgen bei ihm. Es war der erste, unbewußte Schritt junger Liebe, das Vergessen eigenen Lebens um des Daseins eines Anderen willen.

Stimmen, undeutliche Rufe wurden hörbar im Thale. Die Leute aus dem Gesinde kamen ihn zu holen; Windlichter wurden erhoben, zwei junge Burschen zogen einen Handschlitten, und man hörte anfangs fern, dann immer näher rufen:

„Behrtul! Junger Straigan! Junger Wirth!"

Er wußte selbst nicht, warum er keine Antwort gab, warum es ihn verdroß, daß sie ihm Alle zu Hilfe eilten; erst, als sie nahe waren, legte er das Haupt des Mädchens zurück auf den Boden und lief entgegen.

„Hierher! kommt! es ist Jemand im Schnee verunglückt! Ein fremdes Mädchen liegt an der Kirchhofsmauer! Mein Licht erlosch! Helft sie nach Hause tragen!"

Sie drängten sich zagend heran mit neugierigem Grauen.

„Sie ist todt?" „Nein, sie lebt." „Die wacht nicht wieder auf." „Da ist Alles aus."

„So ein junges Ding und an der Kirchhofsmauer!"

„Wer weiß, ob das mit rechten Dingen zugeht?"

„Wie? Ihr meint . . .?"

„Nichts meine ich, nur daß die Gräber nahe sind."

Die Burschen stoben entsetzt zurück und drängten den Berg hinab.

„Todt ist sie," sagte ein Knecht.

„Nein, nein!" rief Behrtul. „Sie lebt." Er stieß die Anderen bei Seite, ließ sich auf ein Knie nieder, hob sie kraftvoll auf seine Arme, das Gesicht überbeugend, um sie vor den Schneeflocken zu schirmen; so eilte er den Abhang hinunter.

„Legt sie auf den Schlitten," riefen die Leute, „mit der Last kommt Ihr nicht durch den tiefen Schnee."

Man legte sie auf den Schlitten, und Behrtul ging nebenher, ihre Hand festhaltend, die seitwärts in den Schnee geglitten war.

In Straigan war die Aufregung groß; selbst die Kinder waren im Hofe, und die Frauen riefen laut: „Was ist es? was habt Ihr gesehen?" „Großer Gott, eine Leiche wird geführt! Das Unglück! wer ist es?"

„Ein fremdes Mädchen im Schnee erfroren!" „Erfroren! Das ist wohl möglich! Barmherziger Himmel! Kinder, fort von dem Leichnam! fort!"

Der Weg war Behrtul lang erschienen; er athmete tief auf vor der Thür seines Vaterhauses, aus dem das Licht entgegenschimmerte.

„Gott sei Dank!" sagte er; „nun schnell hinein."

Alle traten zurück mit Scheu; es wollte Keiner die Hand an das Mädchen legen.

„Ist sie todt?" „Ja, todt. Es hilft nichts." So ging das Gemurmel durch die Anwesenden. Nur der junge Wirth hörte nicht darauf; er hob sie auf seine Arme und trug sie in den Hausflur.

„Nicht mit der Todten in unsere Kammer!" riefen die Weiber.

„Nicht in die Stube, Behrtul, der Vater wird zürnen!" schrie die Bäuerin.

„Laßt mich, Mutter, haltet mich nicht auf!" entgegnete der Sohn ungeduldig, stieß mit dem Fuß die Thür weit auf, durchschritt die Stube und legte das Mädchen auf das Lager hin.

„Was soll das bedeuten?" fuhr der alte Bauer auf. Pahwel, der dicht neben ihm gestanden, zog sich rasch in die Ecke zurück.

„Der junge Wirth hat ein todtes Mädchen gefunden und heimgebracht."

„Und warum hierher? in meine Stube? Hinaus mit Euch Allen. Hier ist nicht Scheune noch Todtenkammer! Hinaus sage ich! was drängt Ihr herzu?"

„Vater!" rief Behrtul bebend vor Zorn und Entrüstung. „Sie ist nicht todt, sie lebt! sie muß leben!"

Er stand mit erhobenen Armen, als wolle er den Vater abwehren, die Leute stoben hinaus, vom Zorn des Alten erschreckt, und Pahwel murmelte zwischen den Zähnen:

„Sein Liebchen vom Kirchhof geholt in solcher Nacht! Die todte Braut sollte wohl die junge Wirthin werden."

Der Vater schaute dem Sohne in's Gesicht mit gerunzelter Stirn, die Lippen zusammengepreßt; dann als könne er seinem Zorn jetzt nicht Luft machen, kehrte er sich hastig ab und ging mit Pahwel hinaus in dessen Kammer.

„Mutter, liebe Mutter, helft mir, daß sie nicht sterbe," sagte Behrtul. „Habet Erbarmen mit ihr; ein junges, hilfloses Kind, allein und verlassen auf der Straße; fast verdorben in dem grausen Wetter."

„Ich will thun, was ich kann. Doch Du siehst, wie grimmig der Vater ist. Ich meine, der Pahwel erzählt ihm Böses von Dir, das er in Steebre erfahren."

„Schon gut, schon gut, Mutter. Nehmet ihr das Tuch vom Kopf; es ist kalt und feucht; da ist das meine. Reibet sie mit der Decke; hüllet sie warm ein und wendet ihren Kopf zur Seite, doch sachte, daß sie nicht erschrecke. Sehet, ihre Wimpern zucken; mir scheint es, sie athme, oder ist es mein eigen Herz, das so schlägt."

„Sie ist todt, liebes Kind."

„Was Ihr redet, Mutter; sieht eine Todte so aus? sie schläft wie ein Kind. Ich habe sie dem Tode entrissen, ich will, daß sie lebe."

„Es ist schon Mancher im Schnee erfroren. Mancher! Doch sie so jung und unschuldig. Es macht mein Herz weich, sie anzusehen."

„Wie seid Ihr heute so hart, Mutter? Für sie hat Niemand Erbarmen, und sonst sind die Leute nimmer so böse!

Ich allein habe Dich gerettet, und ich lasse nicht ab, bis Du die Augen aufthust und mir Dank sagst für Dein junges Leben."

„Behrtul! Du redest heute so fremd. Wer ist das Mädchen, kennst Du sie? Und wenn ich selbst todt wäre, Deine Mutter, es ginge Dir nicht so zu Herzen."

„Fragt nicht, Mutter! nein, ich kenne sie nicht; doch das ist gleich."

„Du bist ganz außer Dir; so warst Du nie."

Es war ein seltsamer Kampf, der hier gerungen wurde zwischen Tod und Leben, nicht gewaltsam, nicht laut, nicht schmerzvoll. Die alten Sagen gaben dem Todesengel einen Bruder, den Engel des Schlafes. Man hätte glauben mögen an die stille Zwiesprache der beiden Genien, die um das Mädchen warben, bis leise der sanfte Genoß dem stillen Bruder die gesenkte Fackel aus der Hand nahm und die einbrechende Nacht des Todes in den Dämmernebel des Traumes wandelte.

In der Küche sprachen Alle durcheinander; dazwischen schrieen die Kinder nach Abendbrod und wurden von den Müttern gezüchtigt; es wollte keine fort, so lange es noch was zu erfahren gab.

„Saht Ihr, wie der Alte auf den Jungen losfuhr?"

„Wie ein Bär!"

„Der junge Wirth hielt Stand! Er wird nicht bange."

„Ja, daß er auch mit der Leiche gleich hineinging . . ."

„Das war es nicht." — „Das war es."

„Bewahre! Pahwel und Janne haben in Steebre erfahren . . ."

„Nun?"

„Behrtul war heute in der Stadt und hat vor Gericht seinen Vater verklagt."

„Verklagt, sagt Ihr? Ei, das ärgert den Alten zu Tode. Doch er kriegt Recht vor Gericht."

„Nein! Der Junge kriegt Recht. Der Vater hat es dem Sohn ordentlich abgetreten und nun will er wieder selbst Wirth sein. Das wird Spektakel geben! ha! ha!"

„Der Behrtul ist ein fixer Junge geworden."

„Nun ja; es bleibt aber Unrecht, seine Eltern zu verklagen; sie werden nicht ewig leben."

„Ach was! Es will Niemand Unrecht leiden. Doch der Vater vergiebt es ihm nimmer! Horch, was war das?"

„In der Stube ist es still."

„Ja, das ist die Strafe für den Behrtul, der Finger Gottes. Es bedeutet was Schlimmes, einen Leichnam in's Haus tragen und noch dazu im Streit sein."

„Hat er sie gefunden, so muß er auch für die Beerdigung sorgen."

„Ach was."

„Nun und wer sollte es dann? Wer wird etwas an ein hergelaufenes Mädchen wenden? Es kennt sie Niemand, vielleicht er! Mag sein, sie ist ihm nachgelaufen bis an den Kirchhof, nun hat er sie auf seinen Armen in's Haus getragen. Doch da kommt die Bäuerin; nun wie steht es?"

„Sie hat den Arm gehoben und dreimal tief geseufzt."

„Was sagt sie? wo kommt sie her?"

„Sie sagt kein Wort und thut die Augen nicht auf, doch todt ist sie nicht."

Bei aller Neugier war nichts mehr zu machen; ein Jeder ging zur Ruhe und behielt sich vor, am nächsten Tage das Uebrige zu erfahren. Der alte Bauer kam schweren Schrittes zurück in die Stube und legte sich in's Bett, ohne sich um den Sohn zu kümmern.

Noch immer brauste der Sturm in gleicher Kraft. Das Mädchen schlief, und aus dem Pfostenbette der Alten erklang das Schnarchen des Bauern. Zuweilen erhob sich der Kopf der Bäuerin über dem Bettrande und der Stirnknoten ihres Tuches nickte dem Sohne zu. Er hatte dem Mädchen sein Lager abgetreten und saß auf dem Holzklotze vor dem Ofenloch im undeutlichen Licht der Kohlen. Ueber dem Vorfalle des Abends waren die Eindrücke des Tages zurückgetreten. Nun in der Stille wurde alles lebendig, der Rath der Freunde, die Fahrt zur Stadt, die Klage bei Gericht.

„Recht muß Recht bleiben," wiederholte er zürnend. „Ich bin ein Mann, kein Kind." All die bisherige Liebe des Vaters schärfte nur den jetzigen Stachel. „Er ist hart, grausam und ungerecht," wiederholte er. „Gut und Macht ist ihm Alles, und sein Sohn Nichts, sein einziges Kind. Ist das eines Vaters Liebe? Mögen die Richter entscheiden zwischen mir und ihm; ich verlange nur, was mir zukommt."

Unruhig bewegte sich das Mädchen, warf die Hände über den Kopf auf das Kissen und seufzte tief auf. Behrtul ging zu ihr, meinend, sie spreche. Doch die Augen waren geschlossen, es war nur ein Traum gewesen, der ihrem Schlummer die Einförmigkeit nahm. Ihre Lippen bewegten sich und sie begann halblaut zu singen, eine sanfte Weise, die in Rhythmus und Melodie Behrtul an Gesänge erinnerte, die er von Baptisten gehört. Anfangs waren die Worte nicht verständlich, bis sie endlich klar und weich durch das halbdunkle Gemach erklangen:

„O, wer giebet mir zu fassen
In dem Sturm die Freundeshand!
Bin ein armes Lamm, verlassen,
Such' auf öden finst'ren Gassen
Immer nach dem Heimathland."

„Horch! es tönen süße Lieder,
Klingen aus der Ferne mir,
Herz, wirf deine Lasten nieder,
Starke Freunde, sanfte Brüder
Sendet Gott die Engel dir!"*)

Während des Singens hatte sie sich emporgerichtet, die Augen aufgeschlagen, hielt nun inne, erstaunt und verwirrt.

„Schlafe," sagte Behrtul, „sei nicht bange, es soll Dir kein Leid geschehen."

Sie antwortete nicht.

„Lege Dich nieder und sei getrost," fügte er sanft hinzu, als ihre Blicke ängstlich an ihm hafteten. „Es thut Dir Keiner was. Wie ist Dein Name?"

Er sagte es, wie man kleine, bange Kinder nach ihrem Namen fragt, um ihnen die Antwort zu erleichtern, die mechanisch über ihre Lippen kommt.

„Lisbeth."

„Nun so schlafe, Lisbeth, oder hungert Dich, willst Du etwas?"

„Wasser," sagte sie zögernd.

Er holte den Krug vom Fensterbrett und auch sein eigenes Abendbrod, das unberührt auf dem Tische stand, und gab es ihr.

---

*) Ak kas mannim tumschâ leijâ
Mihlig' drauga rohku sneedsch'!
Maldihts jehrinsch allasch skreiju
Es zaur tukschneſs, negaiſs, wehju,
Mekleju to mahjas weet'!

Klauſees! Klauſees! jau no tahleem
Saldas balſis mihlig' ſauz!
Atraut ſirds no gruhteem wahlen'
Mums par beedreem, mums par brahleem
Deewa eng'li prettim trauz!

Sie trank anhaltend in durstigen Zügen, sah scheu zu ihm empor und nahm das Brod. Das matte Ofenlicht beschien ihr Antlitz. Die erschreckende Blässe von vorhin war gewichen, eine zarte Röthe färbte die Wangen; blonde Haare stahlen sich lockig auf Stirn und Schläfen aus dem Kopftuch hervor. Das Gesicht hatte einen unschuldigen Ausdruck; es waren die Augen, die mit tiefem Glanz einen Schein der Schwermuth ihren Zügen gaben.

„Du hast einen langen Weg gemacht," sagte Behrtul.

Sie schwieg.

„Es war nicht Recht," fuhr er fort, „in solcher Nacht und solchem Wetter unterwegs zu sein, und ein Mädchen wie Du!"

Ihre Wimpern hoben und senkten sich rasch.

„Wo kamst Du her und wo wolltest Du hin?"

Doch sie gab keine Antwort.

„Sieh, ich habe Dich hierher nach Hause gebracht. Wäre ich nicht gewesen, Du lägest immer noch im Schnee an der Kirchhofsmauer, da, wo ich Dich fand."

Wieder hob ihr Blick sich empor und während sie ihn ansah, füllten Thränen ihre Augen.

„Nein, nein!" rief Behrtul erschrocken; „ich will Dich um nichts mehr fragen. Nun ich bei Dir bin, kannst Du ruhig sein. Sei getrost, Lisbeth, und schlafe wieder."

Mit einem Seufzer der Erleichterung legte sie den Kopf zurück und schlief sanft ein, wie ein hilfloses Kind, das die Mutter zur Ruhe gesprochen.

Behrtul wußte kaum selbst, was ihn so sonderbar bewegte. Er war gutartig und hatte bisweilen Mitleid gefühlt in seinem Leben. Doch jetzt schien es ihm leicht, sein Bestes hinzugeben um des fremden Mädchens willen. Eine Schwester hatte er nie gehabt; die Liebe zum Vater war sein Lebelang

der wärmste Punkt seines Herzens gewesen. Auf die Mutter schauten beide nieder, wie auf etwas Schwaches, Untergeordnetes. Heute war ein fremder Schimmer in sein Leben gekommen, wie eine süße Weise, die zum ersten Male ein Ohr trifft, das nie süße Klänge gehört. Männlich und hart erzogen, wunderte es ihn selber, daß seine Augen naß wurden, wenn er an Lisbeth gedachte.

Er setzte sich auf die Bank, den Kopf und beide Arme auf den Tisch gelegt, und wollte nicht schlafen in der ungewissen Furcht, mit dem Bewußtsein könne auch das neue Bild entweichen. Die Worte des Liedes klangen ihm wieder:

„Bin ein armes Lamm, verlassen,
Such' auf öden finsteren Gassen
Immer nach dem Heimathland!"

bis seine Gedanken schwanden und der Sturm allein das stille Gehöft umbrauste, in welchem die Nacht Sorge, Angst und Zorn in stillen Schlaf gewandelt hatte.

III.

Die Morgendämmerung war grau und farblos, als Behrtul sich aus der unbequemen Lage aufrichtete. Auf dem Flur war bereits Leben. Als er die Thür öffnete, schlüpften graue Gestalten hin und her; die Weiber machten Feuer; nackte Kinder trottelten hinter ihnen und wurden scheltend zurück in die Betten verwiesen. An der Haustreppe kniete die alte Bäuerin und hackte dürres Strauch mit einem Beil.

„Laßt mich es thun, Mutter," sagte Behrtul, „ich bringe Euch das Reisig in die Küche."

Im Hof stand ein Windlicht auf dem Boden und Pahwel schob mit einer Holzschaufel den Schnee von der Hausthür ab. Am Himmel, zwischen Wolken, waren noch einzelne Sterne zu sehen; die Luft war still, doch die unregel-

mäßigen Wellenlinien, mit denen der Schnee sich an den Gebäuden erhob, zeigten, wie arg der Sturm gewesen war. Das Tageslicht schlich träge herbei, ein schwacher Silberschein am Himmel, dann ein mattrother Glanz, der mit schräger Brechung hoch oben die kleinen Wölkchen färbte, und hinter einer stahlblauen Wand war die Sonne verschwunden, nachdem kaum der erste Strahl ihren Aufgang verkündet.

Die Tagelöhner gingen an die Arbeit nach dem Herrenhof, Einer hinter dem Anderen in's Thal hinab, in der Hand das Mittagbrod in Holzspänen tragend. Johann spannte ein Pferd an einen unbespannten Holzschlitten, um in den Wald zu fahren.

„Du kommst nicht durch den Schnee!" rief Pahwel ihm zu.

„Keine Sorge!" erwiderte er lachend. „Ich fahre frische Wege ein, hernach habt Ihr es Alle gut."

Behrtul stand unentschlossen da. „Ich will nach Steebre hinüber," dachte er, „ihm noch ein Wort sagen, bis zum Frühstück bin ich wieder da."

Selbst gestand er es sich nicht ein, daß er zögerte, dem Vater in's Auge zu sehen, und daß der Gedanke an Lisbeth und an die Ereignisse des vorigen Abend ihm eine Herzensunruhe machten, die an Befangenheit grenzte.

Als er nach einer Weile zurückkehrte, sah er die Mutter und Pahwel oben auf dem Stallboden Heu für die Kühe nehmen.

„Wo bliebst Du so lange?" rief sie hinab; „wir haben gegessen, Dein Frühstück steht auf dem Tische."

Im Flur blieb Behrtul stehen; er hörte seines Vaters Stimme laut reden, dazwischen spöttisch lachen. Sein Herz wallte auf. Er dachte an Lisbeth mit jenem mitleidigen Erbarmen, in dem seine aufkeimende Liebe Wurzel gefaßt,

wie an ein armes Vöglein, das, überall von Netzen umstellt, ängstlich flattert. Schnell riß er die Thür auf.

Sie stand ihm gegenüber in der Mitte des Zimmers, den Kopf auf die Brust gesenkt. Zum ersten Male im Tagesschein sah er ihr Gesicht, das umgeben von den düsteren Farben der Bauernstube und durch die Scheiben vom weißen Schneelicht beleuchtet ihm lieblicher erschien, als Alles, was er bisher gesehen.

Der alte Straigan saß vor ihr auf der Bank, die Beine von sich gestreckt, den Krummstock über dem Knie, und blickte unwillig auf, als das Eintreten des Sohnes sein Verhör unterbrach. „Ja, ich wiederhole es, Ruthen haben solch' junge Kinder verdient, die sich auf den Landstraßen umhertreiben und hernach nicht einmal sagen wollen, wo sie her sind!"

„Laßt sie in Frieden, Vater," rief Behrtul rasch. „Sei ruhig, Mädchen, es soll Dir Niemand ein hartes Wort sagen, nun ich bei Dir bin."

Eine sanfte Röthe überflog ihre Wangen und sie schaute unschuldig an ihm auf, als erwarte sie seinen Schutz. Sie schauten einander an fast mit kindlicher Neugier, bis aus dem Ausdruck seiner Blicke der warme Strahl der Bewunderung sich auch ihren Zügen mittheilte; doch zog sie die Hand zurück, die er vorhin beschützend gefaßt hatte.

Wie ein Donnerschlag traf sie des Alten Stimme; sein Zorn brach hervor. War es nicht sein Hausrecht, ein Mädchen auszuforschen, das bei ihm Obdach gefunden hatte. Wer durfte den Beschützer spielen? Behrtul und immer wieder Behrtul, der in der Vollkraft seiner Jugendblüthe bewies, daß Alles für den Vater aus war und aus sein sollte.

„Fort mit Dir, Du unnützer Bube!" rief er zürnend. „Meinst Du, hier in Deines Vaters ehrbarem Hause sei der Raum für Dich und Dein Liebchen? Heraus mit Euch, Ihr

lüderliches Volk, oder ich treibe Euch mit diesem Stecken über die Grenze!"

„Vater! Vater!" rief Behrtul.

„Schweig' und nenne den Namen nicht! Ich — Dein Vater? Geht man so mit seinem Vater um? Reißt man ihm sein Gut und sein sauer verdientes Eigenthum fort? Höhnt man, kränkt man, verspottet man ihn also? Läuft man in die Stadt und verklagt — seinen Vater? Mögen sie kommen und mich hinaustreiben von hier, einen armen, alten Krüppel! Mit dem Bettelsack und dem Stocke will ich durch diese Pforte da hinausgehen und den Kopf nicht zurückwenden, um die Schande zu sehen, die ich an meinem Sohn erlebe!"

„Laßt mich reden!" rief Behrtul kreidebleich. „Nichts soll Euch genommen werden, ich will nur das Recht!"

„Geh' mir mit Deinem Recht! Es ist kein Recht, sage ich, mögen die Herren schwatzen, was sie wollen. Eh' Du geboren warst, stand hier Alles, was mein ist. Ich kann es Dir geben, ich kann es Dir nehmen, Du bist mein Kind. Was giebt es für ein Recht, den Sohn gegen den Vater zu hetzen? Ein Lügenrecht! Pfui! Nicht Segen wird es Dir bringen, sondern Fluch! Reiß es an Dich! Laß mich mit dem Krückstocke hinauswandern in Schnee und Sturm und meinen Rücken an die Grabenwand des Weges lehnen, während mein Sohn in meinem warmen Bette schläft. Fürchte nichts, ich komme nicht vor Deine Thüre betteln. Das Brod schmeckt bitter aus der Hand eines so schlechten Sohnes!"

„Nicht schlecht, Vater, kein schlechter Sohn! Ich habe Euch gehorcht mein Lebelang. Denkt nach, als Ihr hier krank zu Bette lagt, wer hat Euch gepflegt, Euch getragen mit diesen Armen; das ist kein schlechter Sohn!"

„War ich ein schlechter Vater, der Dich gepflegt von

Jugend auf! Die wenigen Wochen wäre ich auch ohne Dich ausgekommen. Doch all' die Jahre der Mühe und Noth mit Dir, die Sorge und Liebe, die wir an Dir vergeudet — und das der Lohn! Gott sei Dank, daß Deine Brüder starben! So viel Feinde mehr hätte ich gehabt, die mich auch gehaßt und beneidet und mir das entrissen hätten, was ich mir sauer erworben!"

„Nein, nein!" rief Behrtul außer sich und hob beide Hände empor. Genug! saget kein Wort mehr! Behaltet was Ihr habt, Ihr seid mein Vater nicht mehr. Nicht einen Groschen will ich, nicht einen Halm, nicht eine Schaufel Erde. Ich lasse die Klage fallen und gehe mit der Axt fort, mir mein Brod verdienen. Es freut Euch, daß meine Brüder nichts von Euch fordern können; ich lebe, doch will ich Hungers sterben, ehe ich Euer Eigenthum berühre. Eure harten Worte werden Euch reuen, wenn es zu spät ist und Ihr keinen Sohn mehr habt."

Er wandte sich um mit schmerzlicher Geberde, rang die Hände, und nahm die Axt auf seine Schulter. „Lisbeth," rief er, „komm!" und ging fort in den Hof, durch die Pforte auf den Weg hinaus.

Lisbeth folgte ihm ohne Zaudern, als ob es sich von selbst verstand. Es war wie eine Zugehörigkeit zwischen den Beiden, ein Band, das seit der gestrigen Sturmnacht sie vereinte. Sie mußte ihr Kopftuch holen, das über dem Bettrande hing, schlang es um sich und warf dem alten Straigan einen ängstlichen Blick zu, als sie an ihm vorüber mußte. An der Pforte begann sie zu laufen, fürchtend, Behrtul nicht mehr erreichen zu können.

Er schaute nicht um, sondern ging mit großen Schritten vorwärts. Sein Gesicht zuckte, mit der geballten Faust schlug er sich vor die Brust, als wolle er auch körperlich empfinden,

was ihn innerlich schmerzte. Er wußte nicht, was er that, wohin er ging, welche Richtung der Weg nahm, er wußte nur das Eine, der Vater hatte ihn seinen Feind genannt und ihn von sich gestoßen. Er stürmte fort in dem Bewußtsein, das Leid nicht ertragen zu können, das ihm zugefügt wurde.

Es war nicht die gewöhnliche Fahrstraße, die der junge Straigan eingeschlagen hatte, sondern ein kleiner Weg, der seitab in den Wald führte. Eine einzige Schlittengleise war darauf zu sehen und der Schnee, hoch und weich, behinderte das Gehen. Lisbeth hatte Mühe ihm zu folgen; sie strauchelte, blieb stehen, lief ein paar Schritte; der Muth fehlte ihr, ihn anzurufen, und doch bangte ihr vor der Verlassenheit und Einsamkeit im fremden Walde, wenn sie ihn aus den Augen verlor. So waren sie ein gutes Stück gewandert, da blieb Behrtul stehen und schaute sich um. Auf dem gewundenen Wege verdeckten die Stämme das Mädchen. „Lisbeth!" rief er laut. Er meinte, sie sei umgekehrt und auch sie habe ihn verlassen. „Lisbeth!" und ging den Weg zurück. Da erblickte er sie weit hinter sich, mühsam durch den tiefen Schnee gehend.

Es traf sein Herz, daß er sie hatte vergessen können. Wie rührend erschien sie ihm, allein und hilflos, ihre Gestalt verschwindend zart unter den mächtigen Säulenreihen dunkler Fichten, mitten in der strengen Stille des Waldes. Sich selbst beklagte er eben, und doch, wie kraftvoll stand er da, kaum die Beschwerden des Weges fühlend, denen sie gestern fast unterlegen war. „Bin ein armes Lamm, verlassen!"

Er ging zurück, und wie sie ihn kommen sah, hob sie die Wimpern empor und lächelte sanft und müde.

„Bleibe stehen, erhole Dich, Lisbeth."

„Du bist so weit voraus."

„Und Dir ist bange im Walde?"

„Ja."

„Fürchte nichts, ich verlasse Dich nicht. Komm, setze Dich auf den Baumstamm und erhole Dich. Du bist außer Athem. Sieh', der Schnee liegt hoch und ich bin groß und mache große Schritte, doch Deine Füße sind klein."

Ein gefällter Baumstamm lag am Wege, darauf setzte sich das Mädchen, Behrtul stand neben ihr, an den Stamm einer Tanne gelehnt, und Beide waren eine Zeit lang still.

Es war um die Mittagszeit, die Sonne brach durch weißes Gewölk hervor; durch den Wald ging es wie ein sanftes Leuchten auf dem frischen Schnee, kein Laut war hörbar, nur von Zeit zu Zeit ein leises Schütten, wenn die Tannenzweige, niedergebogen, sich ihrer Last entledigten.

In der heftigen Aufregung hatte Behrtul noch keinen rechten Gedanken gefaßt. Nun, da er die Sonne sah, fiel ihm ein, wie schräg und matt die Strahlen fielen, wie bald der Abend käme und fände sie beide obdachlos im Walde, im Schnee.

„Lisbeth," begann er. „Nun habe ich nichts mehr auf der Welt, als diese Axt. Mein Vater hat uns mit harten Worten hinausgetrieben, das hast Du selber gehört. Gestern, als ich Dich im Schnee fand, hatte ich noch ein Haus, und wie ich Dich auf meine Arme hob, sah ich in der Ferne die Lichter glänzen von dort, wo ich daheim war. Nun ist Alles vorbei; ich weiß nichts mehr! Hier bei den Leuten bleiben, die ich kenne und die mich kennen, mag ich nicht; ich muß weit fort. Ich sehe, Du bist hier fremd, weil Niemand Dich kennt. Mein Vater hat Dir bange gemacht, Lisbeth, doch ich bin Dir gut. Sage mir, wo Du her bist und wohin Du gestern wolltest, allein, in dem bösen Wetter, damit ich Dir helfen kann."

Lisbeth senkte den Kopf.

„Nach dem Jäger-Gesinde wollte ich, zu meiner Schwester."

„Wie? das ist nicht weit von uns. Wie heißt Deine Schwester?"

„Sie ist die Wirthin, und Jäger-Wirth ist mein Schwager."

„Die Leute sind Baptisten!"

„Ja."

„Lisbeth! Gehörst Du auch zu den Baptisten?"

„Nein!" sagte sie traurig.

„Wie? Du willst es aber werden?" rief er ungestüm. „Sage nein, nein!"

Sie erwiderte nichts, doch in dem Ausdruck ihres Gesichtes lag deutlich die Antwort.

„Das ist Thorheit!" rief Behrtul. „Du bist fast ein Kind noch, sie haben Dich mit ihren süßen Reden bethört! Und Dein Vater?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Er ist nicht Baptist?"

„Nein."

„Und leidet sie nicht?"

„Nein."

„Und Du bist ihm fortgelaufen, allein und heimlich, auf daß er es nicht erführe?"

Lisbeth senkte den Kopf und zwei Thränen rannen über ihre Wangen.

„Und Deine Mutter? litt es Deine Mutter?"

„Meine Mutter ist todt."

„Dann hast Du eine Stiefmutter?"

„Eine Stiefmutter."

„Und sie schlägt Dich wohl? Armes Lamm! Armes Lamm!"

Lisbeth weinte leise und Behrtul schwieg.

„Nun weiß ich," sagte er nach einer Weile, „es ging Dir im Hause schlecht, da bist Du fortgelaufen und wolltest zu den Baptisten?"

„Schlecht ging es mir," entgegnete sie sanft. „Ich muß wieder und immer wieder um meine Mutter weinen. Die Stiefmutter schlägt mich und mein Vater kümmert sich nicht darum. Doch das allein ist es nicht. Ich will zu den Baptisten, weil sie gut und fromm und glücklich sind und nicht stehlen und sich schlagen und sich in der Schenke betrinken, sondern schöne Lieder singen. Ich meine, wenn ich bei ihnen und getauft bin, mag alles Schlimme kommen; Gott hat mich lieb und ich bin sein; dann wird mir nie mehr so bange werden in dieser Welt."

Erstaunt, fast erschrocken hörte Behrtul zu, es war ihm eine fremde Rede, die er nicht begriff; nur das Eine war ihm klar, daß sie etwas thun wolle, was sein Schicksal von dem ihren schied. Baptisten gab es in der Gegend, doch in seinem Hause hatte man nur verächtlich von ihnen gesprochen. Man lobte zwar ihren Wandel, doch sie galten für hochmüthige, alberne Leute, welche die alten Gewohnheiten und Kirche und Prediger verachteten und sich bei ihren Zusammenkünften durch Jammern und Weinen lächerlich machten. Ihr Name galt als Spottname und man verlachte sie.

Behrtul war fromm erzogen; er hatte von Jugend auf die Gewohnheit seines Volkes, Alles auf Gott zu beziehen. Doch er that es, wie die Anderen, ohne Nachdenken, ohne Grübeln, wie Kinder, die von den Eltern die althergebrachten Formen überkommen haben, ohne eigene Entscheidung. Unter dem weitreichenden Dache der Kirche fühlen sie sich geborgen in der Gemeinsamkeit mit ihren vertrauten Liedern und Gebeten.

„Nein, Lisbeth!" rief Behrtul ernsthaft. „Das wolle

Gott verhüten, daß ich dazu helfen sollte! Du bist als Kind getauft. Was soll es jetzt der Narrheiten? Gott hat uns Alle lieb, Dich und mich; ist er nicht unser himmlischer Vater? Und wenn ich bei Dir bin, kann Dir nicht bange werden auf der Welt."

Sie hob ihr von Thränen überströmtes Gesicht empor.

„Doch wenn Du gehst, bleibe ich wieder allein."

„Ich gehe nicht. Ich bleibe bei Dir. Es hat keiner mehr ein Recht auf Dich, denn Du wärst gestorben ohne mich!"

„Ich habe keine Freude am Leben," sagte sie sanft. „Im Himmel wäre es besser. Gott hätte seine Engel gesandt, mich zu holen. . . ."

„Mich hat er gesandt, siehst Du's nicht!" rief Behrtul ungestüm. „Ich habe Dein Leben gerettet und Dein Leben ist mein. Ich leide es nicht, daß Du zu den Baptisten gehst, es wäre unrecht, es wäre thöricht, es wäre sündhaft! Du bist so jung und kannst es nicht verstehen. Deinem Vater gehörst Du; das ist nicht Gottes Wille, daß Du heimlich wegläufst und ihm Sorge und Unruhe und Schande machst. Ehre Deinen Vater und Mutter, auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebst auf Erden, sagt Gottes Gebot. Siehe, ich bin ehrbar und fromm erzogen und will nur das Rechte. Du mußt nach Hause. Ich gehe mit Dir, und Niemand soll Dir ein Leid thun, wenn ich bei Dir bin. Wo wohnt Dein Vater?"

„Im Perkohn-Gesinde in Waldeck."

„Ist es weit von hier?"

„Weit, sehr weit. Ich bin gestern und den Tag vorher viele Stunden gegangen, und bis zu meiner Schwester ist es nahe."

„Gleichviel, Du darfst nicht dort hin und mußt nach Hause. Wir wollen langsam gehen und Du wirst niedersitzen, wenn Du müde bist. War Dir der Weg bekannt?"

„Unterwegs fragte ich die Leute und sie wiesen mich zurecht, wenn ich irre ging."

„Gut, das will ich auch thun. Je weiter von hier, um desto lieber ist es mir. Ich kann dort bleiben, auf Arbeit gehen und mein Brot verdienen, und es braucht Niemand zu wissen, wo ich her bin."

Er hob die Axt auf die Schulter und ging voran; Lisbeth folgte. So wanderten sie durch den tiefverschneiten Wald, und wo die Tannenzweige sich dicht über den engen Pfad verschlangen, blieb er stehen und hob das stachelige Gewirr empor, bis sie hindurchgegangen.

Sie sprachen nicht, doch Jeder in seinem Leid fühlte den Trost der Gegenwart des Anderen. Ihre Lebensfäden waren zu einem Knoten verschlungen zu einem Zeitpunkt, da es für Beide am nöthigsten war.

Behrtul hatte in entrüsteten Worten den Ungehorsam gegen den Vater gerügt und es nicht bemerkt, wie sehr der Stachel seiner Rede ihn selber traf.

Wir gewahren leichter das geringste Unrecht an Denen, die wir lieben, als an uns selber. Der kleinste Schatten ist schmerzlich der Bewunderung unserer Liebe. „Handle so, wie Du wünschest Dein Freund möge handeln," ist eine gute Tugendregel, und wir würden bald erkennen, was für uns selbst das Rechte ist.

Doch Behrtul that den Schluß nicht zurück auf sich; er war nur stolz auf seinen Rath und freute sich daran, gestern und heute das Mädchen vom doppelten Verderben errettet zu haben.

Der Wald, durch den er mit Lisbeth ging, war ihm bekannt. Die Schlittenspuren hörten auf, dennoch fand er sich mit Leichtigkeit zurecht. Auf den Lichtungen stand das welke Riedgras weiß bestäubt und von den abgehauenen

Bäumen ragten die Stümpfe reihenweise hervor, weiß beschneit, wie knieende Leute in Kapuzen. Hier hatte er im Sommer als Knabe das Vieh oft zur Hütung getrieben; unter jener Eiche mit den knorrigen Wurzeln Eicheln gesucht; am jetzt befrorenen Tümpel Weidenruthen geschnitten und auf der selbstgemachten Flöte viele Triller geblasen, im Moose liegend den langen warmen Sommertag hindurch, während über dem Wachholdergestrüpp seine Kühe die behörnte Stirn erhoben, träge käuend. Das war eine ferne Zeit; eine stille, sorgenlose, friedliche Zeit: Abends war die Heimkehr, erwartet von Vater und Mutter, wenn die Sonne den Wald roth färbte und drüben an der Brücke der Hofhund vor Freude ihm entgegenbellte.

Der Weg bog ab, senkte sich in den Graben und ging dann auf die große Fahrstraße über.

Als Behrtul Lisbeth über die Senkung half, fiel es ihm ein, daß er vor vielen Jahren hier mit seinem Vater gefahren sei. Das war an einem Sonntag gewesen, auch bei erstem Schnee; der Knabe sollte mit in die Kirche. Er hielt das Gesangbuch in den Händen, von der Mutter in ein rothes Tuch geknüpft. An dieser Stelle gab ihm der Vater Zügel und Peitsche ab, legte sich in den Schlitten zurück und rauchte seine Pfeife.

Die kleinen Erinnerungen aus seinem einförmigen Kinderleben drängten sich heute um seinen Pfad, als müßten sie ihm das Geleite geben aus dem stillen Walde hinaus in die unbestimmte Zukunft.

Dort am Wegweiser des Kreuzwegs hatte er einmal lange Stunden gewartet und immer auf die Straße geschaut, die sich in gelben Windungen fern bis an den Krug am Saum des Waldes hinzog. Der Vater sollte aus der Stadt zurückkommen. Ihm war die Zeit lang geworden, bis endlich

das flache Rattern des Bauerwagens an sein Ohr stieß und er in den Staubwolken die Farbe der Pferde erkannte. Der Vater saß vor der neuen Heringstonne und suchte lachend im Stroh zu seinen Füßen das weiße Brod hervor, ein Geschenk für den Sohn.

Immer und überall das Bild seines Vaters! eines liebevollen, gütigen Vaters, dessen Stolz er war! Konnte es derselbe sein, der zornige, mißtrauische, grausame, alte Mann, der ihn mit gerunzelter Stirn und funkelnden Augen von sich gestoßen, in die Welt hinaus? Es war unfaßbar! Eine Trostlosigkeit und Leere überkam ihn, als schwände der Boden, auf dem sein ganzes Leben in festen Fugen gestanden.

Keine Bitterkeit gleicht derjenigen, wenn des Kindes Herz die Liebe der Eltern erkaltet und geschwunden glaubt, die, weiter reichend als seine Erinnerung, ihm Bedürfniß ist, wie die Luft zum Athmen. Und vielverlangend, wie ein junges Herz, zieht es nicht in Rechnung die Schwächen und Verstimmungen, die grämlich eifersüchtigen Gefühle des Alters und stürmt im Trotz hinweg, verloren glaubend, was nur für eine Weile der Zorn verdunkelt hat.

Es lag in Behrtul's Natur, daß ein starker Eindruck ihn vollständig hinnahm und alle seine Gedanken beschäftigte. In dieser Beziehung war er ein Kind des Augenblicks und doch nicht in dem Sinn leichtlebiger Veränderlichkeit, die so benannt wird. Es war eine eigensinnige Starrheit, eine tiefe Kraft des Gefühls, mit denen er sich an das klammerte, was ihn zuletzt bewegt hatte. An die Zukunft dachte er nicht, und selbst die Sorge um Lisbeth erblaßte vor dem Bilde seiner verlassenen Heimath.

Der kurze Herbsttag ging seinem Ende zu. Ueber dem Walde zeigte sich ein schwefelfarbig goldenes Band, darüber Wolken von so dunklem Blau, daß sie Schneefall kündeten.

Man mußte Obdach suchen für die Nacht. Behrtul vermied nicht mehr die bekannten Schänken, denn sie waren nun weit von Straigan. Lisbeth war müde, und sie gingen langsam, er mit der Axt voran, und das Mädchen hinter ihm her. Am Wege lag ein Krug. Leute mit Lastwagen öffneten die Thür des Schuppens und zogen die ermüdeten Pferde hinein. Die Schänkstube war groß und düster, lange Tische standen die Fensterreihe entlang. Ein paar Bauern mit beschneiten Mützen, die Peitsche in der Hand, sprachen vor dem Ofen; in der Stube des Schänkwirths nebenbei brannte eine helle Lampe und man hörte Kinderstimmen.

Sie waren Beide befangen, als sie eintraten.

„Setze Dich, Du bist müde," sagte Behrtul, und sie setzten sich bei einander, ganz auf die Ecke der Bank an der Thür.

Niemand gab Acht auf sie; die Männer sprachen vom Sturm, vom Schnee, vom frühen Winter, stampften mit den Füßen vor dem Ofen und gingen hinaus.

„Wir müssen zu Abend essen," sagte Behrtul, „bist Du hungrig?"

„Ja."

„Ich auch. Hast Du Geld?"

„Nein, ich habe gar nichts."

Er suchte in seinen Taschen und fand auch keins. Unschlüssig stand er auf, zauderte ein wenig, dann ging er in die Wirthsstube und legte seine silberne Uhr auf den Tisch vor die Krügerin hin. „Was gebt Ihr mir für diese Uhr?" fragte er.

Sie schaute auf von der Näharbeit und sah ihn mißtrauisch an. Doch es mußte etwas in seinem Wesen gelegen haben, was den Verdacht verscheuchte. Die Uhr in der Hand wiegend, sagte sie langsam: „Zum Verkauf oder zum Pfand?"

„Ich will sie verkaufen."

„So? geht sie, ist dies Silber?"

„Ja wohl!" sagte Behrtul mit einem Anflug von Stolz. „Die Uhr ist gut, mein Vater hat sie mir mit der Kette gekauft."

„So? wer ist Dein Vater?"

„Das ist gleich. Wollt Ihr die Uhr nehmen oder nicht, das Uebrige ist einerlei."

„Ich werde sie wohl nehmen," sagte die Frau langsam, öffnete das Gehäuse und sah in das Uhrwerk. „Es scheint mir, daß Ihr sie nicht gestohlen habt, obwohl ich Euch nicht kenne."

„Gestohlen? das hat Niemand von mir je gesagt."

„Wollt Ihr für das Geld hier etwas verzehren?"

„Ja. Wir bleiben zur Nacht hier, ich und das Mädchen."

„Wer ist das Mädchen?"

„Meine Schwester," entgegnete er rasch und leise.

Wieder traf ihn der prüfende Blick der Frau.

„Hört mal," sagte sie. „Es wird doch nicht viel sein, was Ihr verzehrt; da wäre mir lieber, Ihr behieltet die Uhr und gäbet mir Geld."

„Das geht nicht. Wir haben kein Geld mitgenommen. Doch wenn Ihr so gut sein wollt, so hebt mir die Uhr auf, und wenn ich etwas verdient habe, komme ich und löse sie ein."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, das kann ich nicht versprechen. Ich gebe Euch fünf Rubel, doch es kann sein, daß ich die Uhr noch habe, wenn Ihr wiederkommt."

So wurden sie handelseinig. Die Krügerin ging ihm mit der Lampe in die Schänkstube nach und leuchtete Lisbeth in's erröthende Gesicht. Lachend wandte sie sich ab.

„So ein hübsches Mädchen!" sagte sie. „Blüht wie eine Monatsrose im Winter. Das wird wohl nicht die Schwester sein. Hör' mal, Du, Bursche, stecke ein paar Scheit Holz und etwas Reisig in den Ofen, und im Stall findest Du Stroh, Betten habe ich nicht."

Sie aßen; darauf holte Behrtul ein Bund Stroh aus dem Stall und machte in der Ecke ein Lager für Lisbeth. Er selbst setzte sich auf die Bank und stützte die Arme auf den Tisch.

Kein Augenblick ist zu Hoffnungslosigkeit und Schwermuth mehr geeignet als die letzte Stunde eines ereignißvollen Tages. Mit der Spannkraft der Muskeln bricht auch der Muth zusammen, und in der beängstigenden Finsterniß wagt man kaum zu hoffen, ein freundliches Morgenlicht könne die drohenden Schatten zerstreuen.

So empfand auch Behrtul. Es war die erste Trennung von seiner Heimath, und als er im Zorn gegangen war, ermaß er nicht, was es heißt, Alles aufgeben und verlassen. Traurigkeit und trostloses Heimweh überzog sein Herz mit solcher Kraft, daß er nichts Anderes zu thun wußte, als sein Gesicht in die Hände zu drücken, und vergessend Stolz und Manneswürde, leise zu schluchzen begann. Er glaubte sich unbemerkt, auch von Lisbeth. Doch er täuschte sich. Sie konnte ihn nicht sehen, weil der Feuerschein zu schwach war für die große Stube. Doch als der Ton an ihr Ohr schlug, die krampfhaft zurückgehaltenen und beschleunigt hervorbrechenden Athemzüge, stoßweise und unregelmäßig, welche verkünden, dem überlasteten Herzen sei das Leid zu groß geworden und breche sich Bahn in Schluchzen, da richtete sie sich erschrocken auf. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, die Mundwinkel zuckten schmerzhaft. Ihre Blicke suchten das Dunkel zu durchdringen, sie horchte aufmerksam hin. Wieder erklang es; da stand sie auf und ging zu ihm.

„Lieber Behrtul." Sie beugte ihr Gesicht zu ihm nieder und strich mit der Hand beschwichtigend über sein Haar, ihn sanft mit einer mütterlichen Geberde streichelnd, um den Ausbruch seines Schmerzes zu lindern.

Er gab nicht Acht darauf, sondern wiederholte schmerzlich: „Mein Vater! Mein Vater!"

Da zog sie seinen Kopf sanft an ihre Brust und schlang den Arm um ihn, unschuldig und kindlich, nur sich des Einen bewußt, daß sie ihm, der ihr Leben gerettet, gern helfen wolle in seinem großen Leid.

„Weine nicht!" sagte sie schüchtern. „Gott wird uns helfen. Du bist gut, er wird Dich nicht verlassen. Du bist so stark und rechtschaffen, weine nicht mehr."

Er schämte sich seiner Thränen, und doch empfand er die Süßigkeit ihres Trostes so sehr, daß er sich Muth zusprechen ließ, wie ein krankes Kind, still auf ihre leise Stimme lauschend und auf die Schläge ihres unschuldigen, jungen Herzens. Als sie ihn ruhig sah, zog sie die Hand fort, doch er hielt sie fest. „Nein, Lisbeth," bat er sanft, „geh' nicht von mir. Wir zwei sind nun allein auf der Welt. Ich habe nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geld noch Hof. Dich allein habe ich und lasse nie wieder von Dir. Wärst Du gestern gestorben, ich hätte Niemand. Für mich habe ich Dein Leben gerettet, und so lieb bist Du mir, siehe Lisbeth, mein Herz bricht um meinen Vater, und doch ginge ich nicht zurück, wenn ich Dich verloren geben sollte — auch um des ganzen Hofes willen nicht. Ich habe nie Jemand so lieb gehabt wie Dich! Ich kann nicht anders. Du mußt bei mir bleiben, immer und immer, jeden Tag meines Lebens. Gestern wußte ich nichts von Dir, und heute, meine ich, ich müsse sterben, wenn ich Dich nicht sähe." Er hielt ihre Hand; sie senkte den Kopf auf die Brust und hörte ihm zu.

„Nun, sage mir, Lisbeth," fuhr er fort, „hast Du Jemand auf der Welt lieber als mich? Das kann nicht sein; mich allein mußt Du lieben und Niemand außer mir."

„Niemand ist so gut für mich gewesen wie Du."

„Ja, das ist es, Gott hat uns Alles genommen, damit wir Beide aneinanderhalten sollen, immer und immer. Ich für Dich und Du für mich."

Sein Herz wallte über. Er, der sonst Schweigsame, mußte immer auf's Neue Ausdruck geben der ungewohnten Bewegung seiner Seele, und die Leidenschaftlichkeit des eben empfundenen Schmerzes zog er hinüber in das freudvolle Bewußtwerden seiner Liebe. Gleich wie die schwarzen Wolken, die uns Gewitter brachten, nun von der Sonne beschienen, des Himmels goldenen Glanz blendend vermehren.

Als Lisbeth auf ihr Lager gegangen war, legte sich Behrtul ermüdet auf die Bank. Des Leides und der Freude war zu viel gewesen, und das Vorrecht der Jugend, ein tiefer Schlummer, that seine Pflicht. Er stellte das Gleichgewicht der Seele wieder her, und das surrende Räderwerk in's alte Geleise gebracht, gab den gewohnten Pendelschlag für das beruhigtere Leben des kommenden Tages.

Sie hatten noch einige Meilen bis zu Lisbeth's Wohnort zurückzulegen; es schneite und stürmte wieder, und der Weg war schwer und lang.

In der Dämmerung kamen sie an. Das Gesinde lag im Thal. Aus dem Schornstein drang schwarzer Rauch hervor, der, vom Winde erfaßt, mit den Schneeflocken niedergeschlagen wurde.

In der Nähe des Hauses blieb Lisbeth stehen und faßte mit der Hand an den Stangenzaun.

„Dir ist bange?" fragte Behrtul.

„Ja."

„Stelle Dich an die Wand des Schuppens, hier trifft Dich weder Sturm noch Schnee. Ich gehe zuerst hinein und rufe Dich dann."

Zwei Hunde stürzten ihm kläffend entgegen und wichen bei jedem Schritt zurück, den er vorwärts that. Die Treppe war schlüpfrig, mit Schnee überdeckt. Zwei Schweine wühlten vor der Thür nach Speiseabfall und grunzten scheu.

„Helf Euch Gott!" sagte Behrtul mit üblichem Gruß, als er die Stubenthür aufmachte.

„Danke!" war die Antwort.

Das Zimmer war groß, die ganze Breite des Hauses einnehmend, und wie es schien, von vielen Familien gleichzeitig bewohnt. Breite Bettstellen standen die Wände entlang, in der Mitte ein Webstuhl, seitwärts der große Ofen. In demselben brannte helles Feuer.

„Wohnt hier der Knecht Pehter Rino?" fragte Behrtul.

„Ja wohl." Die Antwort gab ein junges Weib, die am Waschtroge vor dem Feuer Hemden wusch. Die Zipfel ihres Kopftuches waren im Nacken festgebunden, Ohren und Schläfen frei lassend. „Was willst Du? Ich kenne Dich nicht," fügte sie hinzu, sah ihn an und lachte. Ihr Gesicht war dunkelfarbig mit schwarzen Augen, und unter der kurzen Oberlippe blitzten die Zähne. Zwei kleine Kinder kamen herzugelaufen und hielten sich an ihrem Rock. „Fort, Ihr Kinder! laßt mich! o, über die ungezogenen Rangen; wollt Ihr wohl in der Ecke bleiben oder Schläge haben? Nun, Du Fremder, was willst Du von meinem Manne?"

„Ihn sprechen."

„Zu Hause ist er, doch suche ihn auf; Du siehst, ich kann nicht weg vom Troge, und wer so lange Beine hat wie Du, dem machen ein paar Schritte wenig aus." Sie lachte

laut und schaute sich nach den anderen Leuten um, die auch darüber lachen könnten.

Auf dem Vorplatz stieß Behrtul mit einem kleinen Mann zusammen, der ein Tuch um die Ohren gebunden hatte und einen alten Filzhut auf dem Kopfe. Sein brauner Ueberrock schien wie nicht für ihn gemacht und schlug ihm an die Knöchel.

„Wo ist der Knecht Pehter Rino?"

„Das bin ich."

„Kommt, ich muß mit Euch sprechen."

„Wie, draußen?"

„Ja, kommt mit."

Pehter folgte widerwillig und zog den Riemen um die Hüften fester.

Draußen gab das Schneelicht mehr Helligkeit als drinnen, und Behrtul sah in ein Gesicht, das ebenso gut keins hätte genannt werden mögen, so bedeutungslos war die Zusammenstellung der Linien und Flächen, die ein paar farblose Augen gleichgiltig umgaben.

„Ihr habt eine Tochter," begann Behrtul.

„Was fragt Ihr darnach, ich habe viele Kinder."

„Ich weiß, doch eine Tochter Lisbeth."

„Lisbeth heißt eine nach der Schwester ihrer Mutter."

„Wo ist sie?"

Der Mann sah mißtrauisch empor. „Wenn Ihr der was zu sagen habt, sagt es mir, ich bin der Vater."

„Nein, ich will sie selbst sehen. Aber das ist es, Ihr wißt nicht, wo sie ist!"

„Thorheit."

„Ja, und hört, es hätte leicht kommen können, sie wäre gestern im Schnee erfroren."

„Was kann ich dafür?" stieß Pehter mürrisch hervor. „Habe ich sie aus dem Hause gejagt? Wer so dumm ist wegzulaufen, dem kann so was passiren."

„Ich habe sie gefunden und zurückgebracht."

„Habt Ihr es gethan, so war es auf eigene Rechnung; von mir könnt Ihr nichts verlangen, ich bin ein armer Mann."

„Ich will nichts; nur das Eine. Ihr dürft kein hartes Wort darüber sagen, weder Ihr noch Euer Weib."

„Wenn Ihr glaubt, wir seien schlechte Leute, so irrt Ihr. Wir sind gut. Dafür kann ein Vater nichts, wenn die Kinder schlecht gerathen. Ich habe mit meinen Töchtern kein Glück."

„Also Ihr werdet nicht hart mit ihr sein?"

„Warum auch hart? Ich bin's zufrieden, daß sie da ist, um ihre Arbeit zu thun. Mein Weib zankt nach ihr den ganzen Tag. Ich weiß, die niederträchtigen Baptisten haben dem Mädel den Kopf verdreht."

Sie waren bis zum Schuppen gegangen. „Lisbeth, komm!" rief Behrtul.

Das Mädchen kam auf den Vater zu und faßte seinen Arm: „Vater, verzeihe mir," bat sie leise.

„Nun siehst Du, wie es geht, wenn man von Hause und der Arbeit wegläuft! Die Baptisten hätten Dich nicht aus dem Schnee herausgebettet. Nun weine nicht, sondern geh' in's Haus."

Doch sie zögerte und war ängstlich, ließ sich Muth zusprechen und stand endlich mit niedergeschlagenen Augen erröthend vor der Stiefmutter.

Wenn Behrtul geglaubt, Lisbeth's Rettung und Heimkehr würde ein freudiges Ereigniß im Hause sein, so hatte er geirrt. Man nahm die Thatsache gleichgiltig entgegen.

„Magreeth!" rief Pehter Rino, „da ist Lisbeth wieder!"

„Lisbeth! Ich habe gleich gesagt, mag sie laufen, sie kommt nicht weit." Dabei rang sie mit kräftigen Armen ihre Wäsche aus.

Nur die Kinder freuten sich, und als Lisbeth zu ihnen auf den Boden hinkniete, drängten sie sich zärtlich an die vertraute Spielgefährtin. Mit einer Regung der Eifersucht rief Magreeth ihnen zu, aus dem Wege zu gehen, zu Lisbeth sagte sie kein Wort und sah immer auf den jugendlichen Beschützer, der sie begleitete.

„Eßt mit uns," sagte ihm Pehter, „wir haben nur Grütze und Brod und sind arme Leute, aber Ihr habt doch um unsertwillen den Weg hierher gemacht."

Das Zimmer füllte sich mit Leuten. Doch hielt sich Jeder in dem ihm zugehörigen Raum an seiner Bettstelle auf. Kleine Oellämpchen brannten zur Beleuchtung der Essensstunde. Kinder schrieen und wurden in den Schlaf gesungen. Von Zeit zu Zeit trat Einer auf Lisbeth zu, nickte und lachte, zwei junge Burschen stießen sie mit dem Ellbogen und sagten: „Du, Flüchtling!" Doch als Behrtul den Kopf nach ihnen wandte, zuckten sie mit den Achseln und gingen lachend fort.

Es war eine dumpfe, bedrückte, heiße Luft. Pehter Rino hatte weder Kopftuch noch Filzhut abgenommen; er saß auf einer niedrigen Bank, hielt mit der einen Hand seine Pfeife und mit der anderen seine Kinder fest. Magreeth ging ab und zu in lärmender Geschäftigkeit; es machte den Eindruck, sie brauche mehr Platz als andere Leute, und wie sich auch Mann und Kinder drückten, sie waren ihr stets im Wege. Dabei scherzte und sprach sie laut mit einer gutmüthigen Rohheit. Sie gehörte zu den Menschen, die durch ihr lautes Wesen ihre Umgebung zwingen, demüthig, still und

willenlos zu werden. Lisbeth half der Mutter ängstlich und aufgeregt. Sie hatte das Kopftuch abgenommen, und das helle Haar umgab wie ein Heiligenschein ihr rundes Kindergesicht.

Behrtul lehnte am Ofen, bedrückt, unzufrieden mit sich und Anderen. Warum hatte er Lisbeth zurückgebracht? Das war Thorheit. Niemand hatte sich über sie gefreut. Und wer sollte es thun? Keiner liebte sie, und wen hätte sie lieben können? Es wehte eine bedrückende Luft der Armuth, einer dumpfen gleichgiltigen Gefühllosigkeit. Sie hätte lieber sterben wollen, als hier bleiben, und er hatte sein Lieb, sein armes Lamm mit Zwang zurückgeführt in ihr trauriges Leben. Er gedachte der eigenen Heimath, der Behäbigkeit, der Ordnung, der Ruhe! O, Alles hätte anders werden können. Vorübergehend zog ein Bild durch seine Seele; er selbst dem Vater ehrerbietig gehorchend, wie in früherer Zeit, und Lisbeth der Mutter sanft und kindlich an die Hand gehend. Doch nein — es that seinem Herzen wehe. Er wandte die Gedanken ab, um nicht weich zu werden. Zornig wollte er sein und auf sein Recht bestehen. Wenn sie Beide hier verdarben, an wem lag die Schuld? Ja! mochte auch das Leben bitter sein, wenn nur alsdann ebenso bitter und hart die Reue des Vaters würde.

Anderen Tages in der Morgenfrühe stand er mit den Leuten auf dem Hofe.

„Hört!" sagte er zu Pehter Rino. „Giebt es hier Arbeit? Ich will auf Tagelohn."

„Wie? Ihr geht nicht zurück?"

„Nein."

„Wo seid Ihr her?"

„Das ist gleich. Wißt Ihr Arbeit für mich?"

Pehter schob das baumwollene Tuch vom Ohr hinweg und kratzte sich den Kopf.

„Um diese Jahreszeit nur Waldarbeit."

„Schon gut! was ist's, Holz fällen?"

„Ja, der Georg ist auch dabei. Durch den Wald wird eine freie Linie geschlagen, da nimmt der Förster Jeden an."

„Gut, eine Axt habe ich. Und für das Geld, das ich verdiene, gebt Ihr mir Kost?"

„Das könnte wohl sein, doch Ihr müßt die Magreeth danach fragen, ich kann allein nichts zusagen." So ward es abgemacht. In Magreeth's Augen sank Behrtul um viele Stufen tiefer, seitdem sie ihn nicht mehr für einen reichen Bauernsohn, sondern für einen armen Jungen hielt, der für Tagelohn arbeitete. Auch gegen Lisbeth wurde ihr Wesen scharf und rauh wie früher, weil ihr Beschützer doch nichts Großes und Vornehmes war.

IV.

Die Jugend ist eine glückliche Zeit. Die Blume, der wir das Licht entzogen, wendet den Kelch nach der andern Seite, der Sonne wieder zu. Ein junges Herz braucht Glück, und je kraftvoller es ist, um desto nöthiger.

Das Wort Glück ist von Allen gekannt und Allen ersehnt, und doch denkt Jeder es sich anders. Bei manchen Leuten gehören so viel äußere Dinge dazu, daß es viel Zeit erfordert, nur um sie zu nennen. Für Herzen, die sich lieb haben, bedeutet Glück, bei einander sein. Das ist rasch gesagt und wiegt doch alles Andere auf.

Perkohn-Gesinde war kein gefallsamer Ort. Die Leute darin waren arm und verdrossen, Zank und böse Worte erklangen in der Stube, dumpfe Luft, Schmutz und Rauch lagen wie ein Bann über Alles. Wo Menschen in engem Raume wohnen, Einer dem Anderen selbst die Luft entziehend, die dem Athem nöthig ist, Jeder arm genug, um dem Ge-

fährten das Geringste zu beneiden, da wuchert Streit, Mißgunst und im günstigsten Falle jene mürrische, gleichgiltige Stimmung, die jedes höhere Gefühl erstickt.

Behrtul fällte Holz im Walde, und so traurig es in Perkohn war, er sehnte sich den ganzen Tag dahin zurück. Er lächelte vor sich hin, wenn er an Lisbeth dachte, und wie er sie Abends begrüßen werde. Er schaute durch die Zweige nach dem Stand der Sonne. Um ihn war der große Fichten- und Föhrenwald; mitten hindurch wurde eine freie Linie ausgehauen. Nach Westen zog sie sich auf hügeligem Boden abwärts, scheinbar enger werdend, bis die letzten Wipfel der Bäume fern in blauem Dunst erschienen. Wenn die Sonne tief drunten roth glühte und schräg die Stämme anleuchtete, warf Behrtul die Axt auf die Schulter, und dem Abendschein den Rücken wendend, stieg er die frei gewordene Straße, den Berg in die Höhe. Oben schöpfte er Athem und schaute sich um nach dem verlöschenden Goldsaum tief hinter dem dämmerigen Walde. Es war als ob jene durchlichtete Ferne hinter ihm verlöschte, wie die Tage seiner friedlichen Kindheit, und als ob der neue Weg ihn hinaufführte über Wurzeln und gefällte Stämme hinweg, die steile Höhe hinan, da scharfe Winde wehten und die Dunkelheit zunahm. Den Weg über schwebte ihm Lisbeth's Gesicht vor, über welches die Wimpern den rührenden Schatten warfen. Seine Gedanken klammerten sich daran mit der ganzen Zähigkeit seiner Natur. Gewaltsam zertrümmerte er die Vergangenheit in seinem Herzen, wie man Nachts alle Kerzen löscht, um voll das Mondlicht zu genießen. Doch je düsterer der Rahmen der Verhältnisse war, aus dem ihr blasses Gesicht ihm täglich blasser und trauriger entgegenschaute, desto mehr wuchs sein Zorn gegen Alle, die ihr Leid verursachten.

Es war im December. Lisbeth nahm die Trage mit den Eimern über die Schulter und ging den befrorenen Pfad hinauf an den Brunnen, der im Schneefelde lag. Ueber dem Walde war der Abendstern zu sehen; es dämmerte stark. Behrtul ging mit ihr.

„Du hast wieder geweint," sagte er.

Sie schwieg.

„Die Mutter schlug Dich wohl." Und er ballte die Faust.

„Nein, mich hat sie nicht geschlagen."

„Also den Vater! Er kam wohl betrunken nach Hause?"

Lisbeth senkte den Kopf. Das Leben umgab sie dumpf und schwer; ihre Seele hatte nicht Kraft genug, mitten unter den düsteren Schatten zu gedeihen, sie krankte nach Licht wie eine zarte Blume unter überwuchernden Nesseln. Nach Frieden sehnte sie sich, nach sanften, guten Menschen, nach der verstorbenen Mutter, die in den Himmel gegangen war, fern von allem Jammer und Elend.

Die Mutter war in ihren letzten Lebensjahren Baptistin geworden, der Vater hatte es ihr nie vergeben; nun war sie lange todt. Die Schwester hatte bei Verwandten der Mutter auch einen Baptisten geheirathet, Jäger-Wirth. Zu ihr zog Lisbeth's Sehnsucht unablässig hin. Dort, glaubte sie, würde sie glücklich sein, näher dem Himmel und ihrer seligen Mutter und Gott. Sie liebte Behrtul in sanfter Dankbarkeit, wie einen starken Bruder, der ihr Schutz gewährte, doch um die Tiefe seiner Liebe zu ermessen, war sie zu jung. Man trifft, wenn auch nur selten, Herzen, denen es wie angeboren ist, Gott zu lieben, und zu denen gehörte das ihre.

„Ich leide es nicht, daß Du traurig bist, Lisbeth," rief Behrtul und faßte ihre beiden Hände. „Schau her, ich bin bei Dir!"

„Jetzt wohl, doch den Tag über bist Du fort."

„Freilich, den ganzen langen Tag über! Und zehnmal werfe ich die Axt hin und schaue nach der Sonne, weil der kurze Wintertag für mich nicht enden will. Mir ist wie einer Mutter zu Muth, die auf dem Felde arbeitet und daheim weint ihr Kind. Ich habe nicht Ruhe, bis ich Dein liebes Gesicht wieder sehe. Habe Geduld; ich will Dich von allen bösen Leuten fortnehmen und tief im Walde wollen wir uns eine Hütte bauen, Du und ich, und da soll Dich Niemand kränken."

„Das ist noch lange hin."

„Ich werde arbeiten," rief Behrtul schnell. „Arbeiten und Geld verdienen; ich komme schneller vorwärts, als all' die Männer im Walde, weil es für Dich ist."

Es war ein harter Winter im Jahre 1880. Der Schnee, der im October gefallen war, blieb liegen; beständiger Frost stellte sich ein und schnürte die Natur sieben Monate lang in eisige Fesseln.

Langsam zögernd kam der Frühling heran, und die Aprilsonne schien unfähig, die Massen des Schnees zu schmelzen, der Wald und Thäler füllte.

Es war Sonntag nach Ostern, Ende April. Behrtul stand im Hofe an die Wand des Hauses gelehnt, auf das warm die Sonnenstrahlen fielen. Ueber ihm am Dachfirst zwitscherten die Sperlinge, flatterten auf und ließen sich in Schaaren auf den nassen Boden nieder. Magreeth kam aus der Stube, wandte sich zurück und rief laut hinein:

„Du gehst nicht in den Krug, Pehter, nein, keinen Schritt. Du giebst auf die Kinder Acht. Wo ist nun Lisbeth, das faule Ding?"

Im Vorübergehen stieß sie an Behrtul, als sähe sie ihn nicht, lachte auf und schlug ihn auf den Arm.

„O! über den Zwerg, bist so klein, man sieht Dich gar nicht und bricht seine Knochen an Dir entzwei!"

„Der Hof ist breit genug," sagte er unwillig. Sie strich seine Schulter mit dreister Vertraulichkeit.

„Laß gut sein, ein ander Mal geh' ich mit der Brille an Dir vorbei! Ha, ha!" Alle ihre weißen Zähne blitzten. An der Stallthür sich umwendend, rief sie zurück: „Hör' mal, Du! Gestern Abend war ein Mann hier, er fuhr zur Stadt. Er sagte, Du möchtest nach Hause zu Deinen Eltern kommen."

Behrtul erwiderte nichts. Eine dunkle Röthe zeigte sich auf seiner Stirn. Er sah an ihr vorüber auf das Dach der Scheuer hin.

„Hast Du's gehört?"

„Ja!"

„Wirst Du gehen?"

Er schwieg; sein Gesicht verfinsterte sich.

Magreeth lachte lauter.

„Ich sollte es Dir sagen, doch mir ist's recht, wenn Du bleibst." Sie trällerte und ging in den Stall.

Am Nachmittage fand eine Beerdigung auf dem Kirchhof statt. Lisbeth war vorausgegangen mit den anderen Leuten, um ihr beizuwohnen. Behrtul wollte ihnen nachfolgen und holte die neue Mütze aus der Stube.

„Gehst Du doch nach Hause?" fragte Magreeth. Sie stand am Bette und band ein rothes Tuch über das blaue, das sie schon auf dem Kopfe trug.

„Nein!" sagte er.

„Das ist gut. Doch mir kann's gleich sein, geh' oder gehe nicht. Du bezahlst Dein Brod. Ich will mir auf dem Kirchhof auch noch die alte Brigitte ansehen. Zänkisch und faul war sie immer; möge sie nun in Frieden ruh'n. Wir wollen zusammen hin."

„Nein!" sagte er kurz. „Ich gehe allein."

„Wie Du willst. Pehter, Du bleibst bei den Kindern, für Dich ist dort der Branntwein nicht."

Die Glocke läutete, als Behrtul auf den Kirchhof kam, und der Sarg wurde eben gesenkt. Lisbeth stand dicht an der Gruft, er erkannte sie von Weitem an der blassen Färbung ihres Gesichts. Die Leute sangen, doch nur wenige unter ihnen, weil alle sich drängten, um zu schauen, wie der Sarg an weißen Tüchern hinabgelassen in die Tiefe glitt. In dem Grabe standen Männer und hoben ihm die Hände entgegen, bis der Sarg unsicher und schwankend hinabglitt, dem schwankenden, unsicheren Leben gleich, das nun feste Ruhe fand in der Erde. Man beugte sich hinab und schaute hin, wie er gestellt war, und half den Männern von drunten empor. Es mischte sich in den Gesang und in das Läuten der Glocke der harte Ton von Erde und Gestein, die hinabfielen und auf den Sargdeckel schlugen. Darauf drehte der Glöckner das Seil der Glocke um den Pflock, und die Leute gingen fort.

Behrtul suchte Lisbeth, er hatte sie verloren im Gedränge. Endlich fand er sie auf der anderen Seite des Kirchhofes am Grabe ihrer Mutter, ganz vom warmen Frühlingssonnenschein beschienen. Er war so froh bewegt, er konnte nichts Anderes thun, als neben ihr stehen und ihren Namen wiederholen. „Lisbeth! o Lisbeth!" Sie lächelte unter Thränen.

„Du hast um die alte Brigitte geweint?"

„Nicht um Brigitte!" Ihr Mund zuckte schmerzlich. „Doch wie ich sah, daß man sie in's Grab legte, dachte ich an meine selige Mutter und weinte nach ihr."

„Immer noch nach der Mutter!" rief Behrtul ungeduldig. „Sie ist schon lange todt. Wollen wir Alles vergessen, Vater und Mutter, und bei einander sein. Die ganze Welt

gebe ich auf und will nur Dich! Was weinst Du nach denen, die gestorben sind; sie können nicht zurück. Siehe, meine Eltern leben, und ich gehe nicht zu ihnen, weil Du mir Alles bist. Das böse Wort, das Dir mein Vater gab, schmerzt mich mehr, als all' das Schlimme, was er mir gethan. Lisbeth, Lisbeth! sieh mich an! liebst Du mich? Ich leide es nicht, daß Du Etwas auf der Welt und im Himmel liebst, außer mir. Ich ertrage es nicht, denn Du bist mein eigen, mein liebstes Herz und mein Leben."

Er faßte sie in die Arme, seine Stimme zitterte vor Bewegung. „Nein, nein," rief sie angstvoll und wandte sich von ihm.

„Sei nicht bange, ich thue Dir kein Leid. Ich meine, die Liebe zu Dir müsse mein Herz brechen. Alles ist mir gleich, wenn Du nur bei mir bist, die ganze Welt ist nur da um Deinetwillen. Ich weiß nicht, wie die Menschen leben und gelebt haben, nur das Eine weiß ich, daß sich nimmer zwei so geliebt haben wie ich und Du!"

Sie gab keine Antwort, sondern stand nachdenklich neben ihm, die Zweige der Weide an sich ziehend und ließ die silbergrauen Kätzchen durch ihre Finger gleiten.

„Sprich auch Du zu mir," fuhr er dringend fort. „Sieh, mit Anderen mag ich gar nicht reden und schweige den ganzen Tag über. Doch, wenn ich bei Dir bin, kommen so viele Worte über meine Lippen, ich höre sie selber, als würde ein Anderer aus mir reden. Sage Du mir jetzt, Lisbeth, bin ich Dir ebenso lieb, wie Du mir?"

Sie schlug die Augen empor, ihr Gesicht nahm einen scheuen, fast bittenden Ausdruck an, und sie sagte rasch und leise: „Gott muß man über Alles lieb haben."

„Ja, Gott! Doch er gab Dich mir, nun bist Du mein, mein eigen!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie?"

Sie legte beide Hände vor das Gesicht und sagte leise: „Ich wollte, sie hätten mich heute begraben an Brigittens Statt und ich wäre bei meiner Mutter."

„O Lisbeth! Lisbeth!"

„Zu meiner Schwester darf ich nicht, und zu Hause muß ich sterben vor Gram."

Es war ihm, als ob jäh ein heißer Schmerz durch seine Seele fuhr.

„Wie?" rief er. „Immer noch zu Deiner Schwester? Fort von mir willst Du? Bist Du denn nicht das Einzige, was mein ist, und ich Alles Dir? Sprich doch, sprich!"

Sie antwortete nicht. Seine Augen ruhten auf ihr; man konnte sehen, wie langsam und allmählich alle Freude darin erlosch und düstere Schatten des Unmuthes sie verdunkelten.

„Zu den Baptisten willst Du!" rief er heftig. „Zu den Baptisten mit ihrem Geplärre und ihrem heuchlerischen Thun! Geh! geh! laufe über's weite Land! Siehe zu, ob Dich noch einmal Jemand vom Tode errettet. Geh! Ich sehe nun, ich bin Nichts für Dich. Mein Herz wollte ich Dir geben und mein Leben, doch das gilt Dir so viel wie dieser Kiesel da!" Heftig schleuderte er mit dem Fuße einen Stein vom Boden, daß er schmetternd an das morsche Holzkreuz sprang.

Mitten im Rausch der eigenen Gefühle traf ihn der Gedanke, Lisbeth liebe ihn nicht, wie ein Axtschlag vor die Stirn, und eben, da sein Herz überging vor Bewegung, sah er sich plötzlich wie allein, unverstanden, seine Worte verhallend, wie eine Thorheit, wie ein Ton hinausgerufen in

die Leere. Schmerz und Stolz bäumten sich auf in seiner Seele, sein Zorn war mächtig, wie eben seine Liebe.

„So wahr mir Gott helfe," rief er, „Niemand hat ein Recht auf Dein Leben, als nur ich allein. Doch es ist aus! Möge Gott Dir die Sünde verzeihen, daß Du mich nicht lieben wolltest! Geh', wohin Du willst, ich frage nichts mehr danach. Suche einen anderen Gott und eine andere Kirche. Mit den Baptisten habe ich nichts zu schaffen. Mag auch mein Herz darüber brechen, es ist aus zwischen Dir und mir!"

Er wandte sich ab, schlug die Hände vor die Stirn und ging eilig über die Gräber, dem Glockenthurm vorüber, durch die Pforte, über die Wiese, der Landstraße zu.

Als sie ihn gehen sah, streckte Lisbeth die Hand aus und rief leise: „Behrtul! Behrtul!" doch der Ton war zu schwach, um ihn zu erreichen.

Nichts Schlimmeres giebt es, als wenn uns plötzlich eine starke Liebe entzogen wird, selbst wenn wir sie nicht in gleicher Weise theilten. Es war ein fremder Flügelschlag, der unsere eigene Seele emportrug, nun fallen wir nieder, hart zu Boden, einsam, ohne Halt. Lisbeth hatte sich gewöhnt an Behrtul's Bewunderung, an sein zartes Mitleid, an seinen Schutz; Alles brach zusammen in der Aufwallung des Zorns. Da stürmte er fort! Sie meinte, es könne nicht wahr sein, er müsse gleich umkehren, zurück zu ihr, und sie schaute ihm verwundert nach, wie er immer weiter und weiter ihren Blicken entschwand, jetzt auf der Höhe, nun an der Biegung des Weges, nun nicht mehr sichtbar. Ihr Herz klopfte; eine Beklommenheit faßte sie allein unter den Gräbern. Sie beugte den Kopf auf die Brust und ging rasch nach Hause, doch wie im Traum, als habe sich etwas Unfaßliches, Unmögliches ereignet.

Magreeth rief ihr scharf entgegen: „Wo bleibst Du so

lange, Du faules Mädchen! Bringe der Kuh ihr Futter! Du treibst Dich wieder mit dem langen Laffen, dem Behrtul, umher; das wird nicht gut enden."

In der Stube hatte Lisbeth das Gefühl, als müsse das niedrige Gebälk über ihr zusammenbrechen; sie band das Tuch ab und strich mit der Hand durch das helle Haar. Auf der Ofenbank lagen ein Messer von Behrtul und die Pelzmütze, die er im Winter bei der Arbeit getragen; sie schaute darauf hin, als müßten diese Dinge ihr die Gewißheit geben, er sei nicht fort. Doch der Abend rückte vor; die Sonne ging unter, Schnepfen zogen hoch in der milden Luft, die Leute gingen zur Ruhe. Er war nicht da. Als Alles schlief, ging Lisbeth im Dunkeln an die Bank, nahm die alte Mütze, drückte sie an ihre Brust und weinte. „O, wäre ich todt! O, wäre ich todt!" sagte sie leise.

Behrtul war fortgeeilt, sein Herz schlug aufgeregt. Es schien ihm, daß er einen sanften Ton höre, der wie sein Name klang. Doch er hielt nicht still, wandte auch den Kopf nicht, sondern stürmte weiter. Wie eine Beschämung dünkte es ihm, daß er den Reichthum seiner Liebe umsonst verschenkt hatte. Wohin er sein Herz auch wandte — Alles Täuschung, leerer Schall! Keiner, der zu ihm hielt, Keiner!

Ein Bauerwagen fuhr an ihm vorüber und hielt dann still. Der Mann darin beugte sich nach ihm zurück: „Heda! junger Straigan! seid Ihr es?"

Der Name war ihm fremd geworden, er zögerte mit der Antwort.

„Ich komme Euch holen," sagte der Mann. „Gestern war ich im Perkohn-Gesinde und habe es den Leuten gesagt. Heute war ich in der Stadt und nun nehme ich Euch mit."

„Wohin?"

„Nach Hause."

„Nein," sagte Behrtul kurz.

„Ja, Ihr müßt, kommt rasch; Eure Mutter stirbt."

Eine Todesnachricht ist wie ein Messer, das mit scharfer Klinge das Gewebe durchschneidet, die große Veränderung, neben welcher alle Wechsel des Lebens nichtig sind, das einzig Unwiderrufliche, Hoffnungslose auf dieser Erde.

„Meine Mutter stirbt?"

„Freilich, sie ist zum Tode krank und ruft nach Euch den ganzen Tag. Euer Vater schickt nach Euch."

Behrtul stand wie erstarrt.

„Sollen wir zurück in's Perkohn-Gesinde fahren, Eure Sachen holen?" fragte der Mann.

„Nein, ich habe keine."

„Dann wende ich die Pferde. So! steigt auf. Ich habe Salz aus der Stadt geholt. Setzt Euch hier auf den Sack. Wir haben ein gut Stück zu fahren, und die Wege sind schlimm."

V.

Im Straigan-Gesinde war es ein böser Winter gewesen, ein kalter, langer, düsterer Winter, freudlos und sorgenvoll. Als der Sohn gegangen, hatte der Wirth ihm nicht nachgeschaut. Er warf sich in's Bett, der Wand zu und sprach vor sich hin, weil ihm neue Worte einfielen, die er hätte sagen müssen.

Die Frau kam herein. Sie schaute auf den Tisch nach Behrtul's unberührtem Frühstück, sie schaute auf Lisbeth's leeres Bett; sie drehte stumm den Kopf nach der einen, nach der anderen Seite hin.

„Nun!" rief ihr der Wirth streng zu. „Bist Du aus Stein, Alte, was stehst Du da?"

Sie seufzte und sagte kein Wort. Er erhob sich zürnend. „Was siehst Du mich an? Geh' an Deine Arbeit! Du machst mich toll mit Deinen Fragen! Das ewige Geplapper leide ich nicht. Frage die Elstern auf dem Schnee, die werden Dir vorschnattern, wo Dein Sohn hinausgelaufen ist und in welch' schöner Gesellschaft!"

Die Wirthin seufzte wieder und setzte sich auf den Boden.

Als sie das Mittagsbrod anrichtete, legte sie des Sohnes Theil bei Seite, und Abends stellte sie für ihn ein Töpfchen Suppe in den Ofen. Darauf ging sie hinaus vor die Thür bis an die verschneite Pforte und schaute lange in's Dunkle.

„Kalt! kalt! und sehr finster," sagte sie endlich und ging zurück in's Haus. Bis Mitternacht saß sie am Boden vor dem Ofen, nickte ein, fuhr auf, horchte hinaus und trank niedergeschlagen die Suppe des Sohnes aus, ehe sie zu Bette ging.

So trieb sie es viele Wochen, jede Mittagszeit und jeden Abend. Der Mann schalt nicht mehr darüber, weil es doch nichts half.

Pahwel freute sich an dem Gang der Dinge, er lachte vor sich hin, zog die Stallthür zu, damit Niemand es sehen möge und lachte noch ärger, bis seine Augen unsichtbar wurden unter den struppigen Brauen. Er begann zu prahlen und wichtig zu thun und fuhr die Bäuerin an in der Weise, wie der alte Wirth es that.

Sie sah ihn erstaunt an, schüttelte den Kopf und sagte verwundert zu sich selber: „Pahwel! der alte Pahwel!"

Doch es kam Anders, als er gehofft hatte. Als er eines Morgens in die Stube trat, fuhr der alte Straigan auf, herrschte ihn mürrisch an und schalt grämlich.

„Was giebt es, Wirth?" fragte Pahwel.

„Das ist es, daß Du ein alter Schuft bist."

„Was fällt Euch ein!"

„Du Verleumder und Ohrenbläser, mach' daß Du aus der Stube kommst."

„Ihr seid nicht bei Sinnen."

„Meinst Du auch, ich bin so alt und wisse nicht, was ich rede."

„Freilich, das meine ich, weil Ihr auf mich losfahrt, auf mich, der ich jetzt Alles für Euch thue. Und warum seid Ihr so grimmig, weil Euch der Zorn frißt um den ungerathenen Sohn."

„Geh' mir aus den Augen, sage ich."

„Gehen kann ich und ganz und gar; seht selber zu, wer dann Eure Arbeit thut."

„Dich brauche ich nicht, Du hämischer Lügner, geh', wohin Du willst und stifte wo anders Streit und Unheil an, ich habe Dich satt!"

Er handelte ohne Ueberlegung in der augenblicklichen Eingebung des Mißmuths. Sein Zorn wandte sich auf Pahwel, der die erste Saat des Unfriedens zwischen ihm und dem Sohne gesäet hatte und nun triumphirend wichtig that.

Murrend zog Pahwel ab, sein Trost war, wie schlimm der Hof nun bestellt wäre allein mit dem alten kranken Bauern.

In der That war es schlimm bestellt. Man nahm zwei junge Burschen, welche die Arbeit lässig thaten, ohne Eifer und Verständniß. Der Bauer hinkte hin und her und konnte wenig schaffen. Ein düsterer Unmuth griff Platz in seiner Seele. Er vermißte allerwärts die geschickte und kräftige Hand des Sohnes und wollte doch die Gedanken von ihm wenden, um seinen Zorn zu übertäuben. Sein Herz litt am meisten. Die Freude am Dasein war ihm

genommen, an dem Leben des einzigen Kindes, in dem er selber sich jung gefühlt hatte. Der junge Schößling, in den die alte Wurzel ihre Kraft hineintrieb, war fort; die Freude an der Arbeit, an dem Besitz, an dem Gelingen verschwunden und verdorrt, wie ein trockener Ast. Er zürnte Behrtul, der ihm solches Leid zufügte, ihn hatte verlassen können in Alter und Einsamkeit. Gegen Andere kam kein Wort darüber über seine Lippen; er war zu stolz dazu.

Von der Klage beim Gericht hörte man nichts mehr. Anfangs war eine Vorladung für den Bauer gekommen, der er nicht gefolgt war. „Ich bin kein Narr!" sagte er kurz. Und da der junge Straigan die Sache fallen ließ, geschah Nichts weiter.

Die alte Wirthin nahm im Laufe des Winters sonderbare Gewohnheiten an. Sie wartete beständig auf Jemand, in der Dämmerung an der Pforte, wenn es dunkelte an der Ecke des Hauses, ihre Decke über den Kopf geschlagen und kam dann in die Stube, weiß von Schnee überstäubt. Nachts saß sie vor dem Ofen bis zwölf Uhr, horchend, ob nicht Jemand klopfe. Morgens lief sie an's Fenster und schaute unverwandt durch die befrorene Scheibe, als sei es möglich, vor dem aufdämmernden Tage draußen Etwas zu unterscheiden. Wenn der Mann schlief, zündete sie sachte das Lämpchen wieder an, um besser wach bleiben zu können, wie sie sagte, als versäume sie Etwas im Schlaf. Sie machte sich alsdann mit des Sohnes Sachen zu schaffen, that die Kleiderlade auf und wühlte bis auf den Grund, jedes Stück betrachtend und zusammenfaltend. An Behrtul's Bett ging sie, betastete es, beugte sich darüber, um es bei dem schwachen Feuerschein deutlicher zu sehen.

„Die Decke ist nicht warm genug," sagte sie kopfschüttelnd. „Sie hält schon viele Jahre, und dieser Winter ist kalt, sehr

kalt. Ich will ein anderes Betttuch überziehen, morgen — nein lieber gleich, damit Alles in Ordnung ist, wenn er kommt."

Sie holte das Leinenzeug aus der Lade; die kleine, dürre Gestalt bewegte sich lautlos wie ein Nachtvogel in der Dunkelheit. Man hörte nicht den Tritt der Füße, die in grauen Wollenstrümpfen geschäftig hin und her schlüpften. Das weiße Haar kam aus der Mütze hervor, die, zu kurz geschnitten, einen Theil der Ohren frei ließ.

„Frau! was thust Du?" rief der alte Straigan.

Erschrocken stand sie still, das Betttuch an ihre Brust drückend, beugte sie sich vornüber in lauschender Stellung, hoffend, er würde sie nicht sehen.

„Was schaffst Du die ganze Nacht? kannst Du nicht Ruhe halten?"

„Ja! ja! ich komme."

Unbeweglich stand sie, wartend, er möge einschlafen; dann schlich sie an das Bett des Sohnes und begann die Kissen auszuklopfen.

Als sie einmal wieder Nachts am Ofen auf ihn wartete, fiel ihr die Zeit ein, da Behrtul klein gewesen war. Dort der Haken am Gebälk, da hing seine Wiege. O, er war ein schlimmes Kind! was hatte er geschrieen! Die ganze Nacht über wollte er geschaukelt sein. Und seine graue Decke mochte er nicht leiden! Die graue Decke! wo war sie jetzt? Oben auf dem Boden in der blau gestrichenen Truhe? oder hier unten in der braunen Lade? Sie konnte sich nicht darauf besinnen. Die Lade stand im Zimmer; man konnte ja nachschauen. O! wie knirschte der Schlüssel, der Deckel ging schwer auf. Hinein beugte sie sich, daß ihre Füße den Boden verloren und welk über den Rand hingen. Das mußte es sein, ein rundes Päckchen in ein Tuch geknüpft.

Mit den Zähnen riß sie den Knoten auf, der vor so vielen Jahren geschlungen war und legte die kleinen Hemden und Jacken auf der Diele neben sich aus. Wie klein ist er damals gewesen, und wie groß ist er jetzt! Eine rothseidene Haube mit Tüllstrich zog sie über die Hand und hielt sie lange bewundernd an's Feuer.

„Das war die Taufhaube!" sagte plötzlich mit tiefer Stimme der alte Straigan.

Er lag mit offenen Augen, doch als er das gesagt hatte, wandte er sich fast beschämt ab und murrte, die Frau lasse ihn nicht schlafen.

Anfangs April ereignete sich Etwas, das bisher unbekannt gewesen war. Die alte Wirthin erkrankte.

Aus dem Stalle zurückkehrend, hatte sie um Mittagszeit einen Schüttelfrost. Sie nahm einen wollenen Rock, zog ihn über den Kopf und saß damit auf dem Boden nieder.

„Was giebt es?" fragte der eintretende Wirth.

Sie antwortete nicht.

„Was treibst Du da? was ist geschehen?"

Ihre dürre Hand schob die Falten des Rockes auseinander, bis eins ihrer Augen durch den Schlitz sichtbar wurde.

„Alte! was sind das für Geschichten?"

„Wartet ein klein wenig, Wirth! Ich habe in den Knochen eine arge Kälte. Mag auch sein, es ist der Tod. Wie ein Messer sticht es mir durch die Brust und den Rücken."

„Der Tod? Dummes Zeug, Frau! Du bist immer gesund gewesen und zehn Jahre jünger als ich. Der Tod kommt erst zu mir. Steh' auf und lege Dich in's Bett. Ich mache einen Ziegel heiß und gebe ihn Dir an Deine Füße. Ich habe oft arge Kälte gehabt und bin nie daran gestorben."

Doch der Ziegel half diesmal Nichts; sie wurde krank und immer kränker. Die Frauen von drüben liefen ab und zu, um nach ihr zu sehen, und der Alte ging unruhig umher. Der Knecht wurde in den Herrenhof zur Gutsfrau geschickt, Arznei zu holen, dann nach dem Doctor in die Stadt und zur alten Lawise nach Bihte-Gesinde und zum lahmen Böttcher, die Alle brav zu curiren verstanden. Und doch ward es täglich schlimmer. Die alte Bäuerin redete irre und kannte Niemand außer den Wirth. Das war des Bauern einzige Freude; er rief Leute in's Zimmer und führte sie an's Bett, sie sollten es mit ansehen, wie richtig sie ihm Bescheid gab und jedes Mal seine Stimme erkannte, und sonst Niemand und Nichts. Oft wollte sie aus dem Bett; dann schob er seine große Hand unter ihren kleinen, greisen Kopf, das gab ihr Ruhe. Eine ganze Nacht hindurch rief sie nach Behrtul; der Alte vermochte es nicht länger zu ertragen und früh am Morgen schickte er einen Knecht nach dem Sohne.

„Tohme, fahr' zur Stadt. Die Wirthin weint nach dem Sohne; es kann schlimm mit ihr werden. Frage bei den Leuten herum, er wird dort auf Arbeit sein."

„In der Stadt? nein, er ist in Waldeck, im Perkohn-Gesinde, und fällt Holz im Walde."

„Nun, sage ihm, er möge kommen, die Mutter stirbt."

Doch es währte lange, und er kam immer nicht. Der zweite Tag verging. Es regnete stark, und die Wassertropfen rieselten wie Bäche das Strohdach entlang an den Fenstern nieder. Alle Gräben bekamen heute einen grünlichen Schein, und durch den feuchten Dampf der Wiesen schien endlich die Abendsonne hindurch. Die Kranke lag heute den ganzen Tag still und schaute mit offenen Augen vor sich hin. Der Bauer war unzufrieden; nun der Sohn kommen sollte, war

es ihm nicht recht, daß die Mutter nicht mehr nach ihm fragte. Er beugte sich über sie.

„Nun muß er bald kommen."

„Wer?"

„Der Behrtul."

„Behrtul?"

„Ja! Dein Sohn! unser Sohn! Du hast immer nach ihm gerufen. Nun kommt er bald."

„Bald! bald!" Und sie versank wieder in den traumähnlichen Zustand, der den Schwerkranken eigen ist.

Es war nicht sie, sondern der Vater, der den Sohn mit fieberhafter Ungeduld erwartete. Der Tag war endlos und die Nacht auch, die ihn immer nicht brachte. Zu Mittag stellte die Magd die Suppe fort, der Bauer wollte nicht essen. Er rückte ungeduldig die Bänke zurecht und setzte sich so, daß er durch die Fensterscheibe auf den Fahrweg sehen konnte, der sich zwischen den grünen Roggenfeldern hin und her wand. Die hatte im vergangenen Jahre Behrtul gepflügt und besäet. Endlich gegen Abend sah man den Bauerwagen langsam über den nassen Weg fahren; zwei Männer saßen darin, von denen der Eine an der Pforte heruntersprang und zu Fuß in den Hof kam. Das war Behrtul. Sollte er ihm entgegengehen? sollte er ihn hier erwarten? Der Alte war unentschlossen; er trat an das Bett der Frau und versuchte in gleichmüthigem Tone zu sagen: „Nun wird er wohl da sein!" und deckte ihr den Pelz über die Füße, der hinabgeglitten war.

Das rasche Aufklinken der Thür und gleichzeitig der Stoß mit dem Knie daran war wie eine Erinnerung aus früherer Zeit, Behrtul's Gewohnheit aus seinen Knabenjahren. Er trat ein, schaute um sich und legte die Mütze auf die Bank.

„Guten Abend, Vater! wo ist die Mutter?"

„Krank zu Bett, sie hat nach Dir geschickt."

Die Hand des Alten zitterte merkwürdig, doch er reichte sie dem Sohne nicht, sondern ging steif an ihm vorüber zur Thür und auf den Hof hinaus.

„Tohme, wo seid Ihr so lange geblieben? Drei Tage warst Du fort."

„Schlechte Wege, Wirth, seht nur die Pferde an."

„Dummes Zeug, Du hast im Kruge gelegen?"

„Ei, was Ihr sagt! Bis zu Stadt fuhr ich und holte mir Salz. So ein Stück Weges kann man nicht umsonst machen."

Als der alte Straigan in die Stube zurückkehrte, kniete Behrtul am Bette der Mutter; sie hielt mit beiden Händen seinen Kopf fest und schien zu schlummern.

Der Alte war befangen und räusperte sich.

„Hat sie mit Dir gesprochen?"

„Ja! nun schläft sie wieder."

„Sie schläft den ganzen Tag, auch gestern schon; es mag gut, es mag schlimm sein, das weiß ich nicht."

Es war ein merkwürdiges Gefühl zwischen Vater und Sohn, eine Kluft, die sie trennte. Sie sprachen mit einander nur von der Kranken; Alles schien verändert. Sonst war von der Mutter wenig die Rede gewesen, nun war sie der Mittelpunkt; Jeder wollte hilfreich sein, und es galt für eine Ehre, wen sie vorzog und erkannte.

Als die Nacht kam, schickte der Vater Behrtul schlafen. „Du bist müde von der Reise," sagte er. „Wenn die Mutter nach Dir ruft, wecke ich Dich." Doch als der Sohn schlief, nahm er die kleine Lampe, leuchtete auf sein Gesicht und betrachtete ihn lange und aufmerksam.

Er war hager geworden; die Kleider hingen ihm lose

an den Gliedern, wahrscheinlich von schwerer Arbeit und schmaler Kost. Auch das Gesicht war nicht mehr so blühend wie früher. Er schaute und schaute und lauschte den regelmäßigen Athemzügen, als ob das der Kranke wäre, bei dem er wachen müsse.

Behrtul schlief tief und fest. Ihm träumte wieder und wieder, Vater und Mutter seien beide todt, und er weinte immer nur nach dem Vater.

Nach einigen Stunden erwachte er und hob den Kopf empor. „Lege Dich nieder," rief ihm der alte Straigan zu. „Die Mutter schläft; Gott hat ihr geholfen, sie ist besser; ich gehe auch zu Bette."

„Besser!" wiederholte Behrtul langsam; und doch fühlte er eine dumpfe Hoffnungslosigkeit; doch müde von Träumen konnte er sich auf Nichts besinnen.

Also Vater und Mutter sind nicht todt. Doch sagte nicht Jemand vor Kurzem, ach wäre ich im Grabe! Lisbeth! Sein Herz zog sich zusammen. Er drückte sein Gesicht auf das Kissen und schloß die Augen, um die Bewußtlosigkeit des Schlafes zurückzurufen.

Es ist etwas Wundersames um die Rückkehr in das Vaterhaus. Die Luft der Heimath athmet sich leicht und lieblich. In der Fremde fallen uns Räumlichkeiten und Gegenstände scharf in's Auge; zu Hause umgeben uns in sanfter Gewohnheit die altbekannten Dinge; wir sehen die äußere Erscheinung kaum, weil unser Auge unbewußt hinübergleitet zu all den Erinnerungen und Beziehungen, die daran haften.

Die Sonne schien hell, als Behrtul am Morgen erwachte. Um ihn nicht wildes Gedränge und Gezänke der unsauberen Stube in Perkohn, sondern stiller Friede und Ordnung. Es

war wie in den Tagen seiner Kindheit, und er hatte es nie so wohlthuend empfunden wie heute.

Die Mutter lag matt im Bett; doch freute sie sich an ihm.

„Wie ist er geworden? kennst Du ihn, Mutter," rief der alte Straigan.

„Sehr groß," sagte sie.

„Groß war er immer. Doch Du mußt essen, Alte, sonst ist es mit dem Leben doch nichts!" Man gab ihr Milch, und sie versuchte einen kleinen Schluck, während Behrtul ihr den Kopf hielt. „Nicht wahr, es schmeckt!" rief der alte Wirth so laut er konnte, als habe sie in ihrer Krankheit das Gehör verloren, und, als sie müde nickte, schauten sich Vater und Sohn zum ersten Male lächelnd in die Augen.

Gleichartige Menschen verstehen sich schnell, und doch erschwert diese Aehnlichkeit ihr Zusammenleben. Der Eine fordert von dem Anderen, die Liebe möge den Stolz überwinden; das erste Wort wird nicht gesprochen und mühsam der hervorbrechende Quell der Liebe zurückgedrängt.

Der alte Straigan hielt sich wenig in der Stube auf, seitdem der Sohn gekommen war. Meist stand er auf dem Hofe und sah das Haus liebevoll an, als bärge es einen Schatz. In der Wirthschaft entfaltete er eine ungewöhnliche Thätigkeit, und die Magd und die Knechte hatten es schlimm. Vieles war versäumt worden während der Krankheit der Bäuerin, Vieles den ganzen Winter über. Das verdroß ihn. Es sollte nicht den Anschein haben, als ob der Hof ohne Behrtul herunter gekommen sei.

Er schalt in den Ställen und schlug der Magd mit der Gerte über die Schulter, weil die Kühe mager waren. Das Feld war schlecht geackert. Unmuthig kratzte er sich den Kopf.

„Es hatte noch Zeit, dem Behrtul nachzuschicken," sagte er. „Die Frau kommt durch!" und schaute um, ob man das schlimme Feld wohl vom Fenster aus bemerken könne. Um die Mittagszeit zog er den Rockkragen zurecht, pfiff lächelnd vor sich hin und sah sich in der Küche das Mittagbrod an, als habe er einen werthen Gast.

Drinnen schlief die Mutter. Behrtul stand am Fenster und schaute hinaus.

„Der sieht auf's Feld," dachte der Alte.

Allein dem war nicht so. Seine Gedanken zogen weit hinaus über die Frühlingswelt, von Sehnsucht fortgetragen; doch, wie die Wasserwoge sich an der Klippe bricht, zerschellten auch sie in jammervollem Zorn, wenn sie ihr fernes Ziel erreichten. Und dennoch ging die Sehnsucht den gewohnten Gang; der Wille will den Zauber brechen, und das Herz klammert sich treu an das geliebte Bild, das wir vergessen wollten.

Es giebt einige Menschen, die so glücklich sind zu glauben, ein Jeder müsse sie lieben; meist weil sie in früher Jugend diesen Vorzug hatten; zu denen gehörte Behrtul. Zweimal hatte er mit Schmerz das Gegentheil erfahren müssen; des Vaters Liebe schien verloren, und Lisbeth's Herz hatte er nicht erringen können. Der Stolz half ihm das Leid tragen, doch die Welt war ihm leer. Es war die Heimath, die Stube, in der er als Kind auf den Knieen des Vaters gespielt hatte, in seinen Armen, an seiner Brust, es war dieselbe Thür, die Schwelle, über die er Lisbeth in's Haus getragen, an jenem fernen Winterabend, und doch — was ging das Alles ihn nunmehr an.

Wir können uns in Alles schicken, nur in das Eine nicht, unser Herz dahinzugeben und kein anderes Herz dafür zu erlangen.

Es vergingen viele Tage. Dem alten Straigan fiel das veränderte Wesen des Sohnes auf. Nichts that sich an ihm kund, als nur die Sorgfalt für die kranke Mutter. Sonst war er theilnahmslos und in sich gekehrt, saß schweigend da, durch's Fenster auf die Wellenlinie schauend, mit der das grüne Feld sich an den Frühlingshimmel schloß. Dem Vater war diese Veränderung peinlich. Er war bereit zu vergeben, und es wurde keine Vergebung von ihm verlangt, zu vergessen, und die eigene Härte drückte seine Erinnerung jetzt mehr als die Schuld des Sohnes.

„Ich habe sein Herz gebrochen! Das ist es," sagte er seufzend zu sich selber. „Er meint keinen Vater mehr zu haben, kein Gut, keinen Hof. Ich habe einmal einen Traum geträumt, da war er nach Hause gekommen, ging umher und sprach, und doch wußte ich es genau, er lebte nicht, sondern war todt. Gerade so ist es auch jetzt; er ist da und doch nicht da, man sollte meinen, er wäre weit fort. Ja, ja, ich habe ihm damals das Herz gebrochen!"

Er begann ihn vorsichtig mit Sorgfalt zu umgeben, doch selber scheu es nicht merken zu lassen. Mit dem kranken Bein hinkte er stärker als bisher, stellte sich müde und krank und klagte über die Knechte, die unnützen Buben, hoffend, Behrtul werde daraus erkennen, wie sehr er seine Hilfe wünsche.

„Geh' doch hinaus," sagte er ihm eines Morgens. „Sieh' nach dem Schimmel. Der Fritz, der Tölpel, hat ihn lahm nach Hause gebracht."

Behrtul ging.

„Was ist's mit dem Jungen?" fragte der Wirth die kranke Frau im Bette. „Er ist ganz seltsam geworden; sitzt den ganzen Tag still und thut keine Arbeit. Das war sonst nicht seine Art."

Sie faltete bittend die Hände: „Schilt ihn nicht! Schilt ihn nicht! Er geht sonst wieder fort."

„Dummes Zeug, Alte. Er soll nicht fort! Ist schon zu lange weg gewesen. Du siehst, wie er in der Fremde geworden ist. Hier bleiben soll er, und den Hof nehmen, ich habe die ganze Wirthschaft satt."

Am anderen Tage, als der Fritz das Feld pflügte, und so ungeschickt dabei that, stand Behrtul am Zaun und rief ihm zu. Da aber der Junge nicht darauf hörte, warf Behrtul die Hacke ab, stieß den Burschen vom Pfluge und that die Arbeit selber.

Der alte Straigan befand sich in der Scheune, lugte durch die Ritze des Fachwerks, schaute und schaute, und konnte sich nicht satt daran sehen. Das war das erste Mal, daß Behrtul bei der Arbeit half, und seitdem geschah es täglich. Doch sein Wesen blieb unverändert, und des Vaters Herz sehnte sich nach des Sohnes Liebe, als wäre er noch in weiter Ferne.

Ein Monat war vergangen. Die Mutter war noch schwach, doch nicht mehr zu Bett. Der Frühling entfaltete endlich seine Pracht; durch die ganze Welt ging die sanfte, sehnsüchtige Lust, die das neue Leben offenbart.

Es war umsonst, daß Behrtul Lisbeth zu vergessen suchte. Jeder Tag, der sie ferner von ihm rückte, hinterließ, wie ein Wahrzeichen am Wege, den erneuten Schmerz um sie täglich verstärkt. Er mußte sie wieder sehen, er mußte zurück zu ihr. Viel lieber Schmerz durch sie erfahren, als sie verlassen und schutzlos in weiter Ferne wissen.

Es war Morgens früh. Die Mutter schlief. Behrtul nahm Mütze und Stock. Der Vater schaute ihn verwundert an.

„Vater," sagte er stockend. „Ich gehe nun wieder."

„Wohin?"

„Fort, zurück."

Der Alte sah ihn erschrocken an: „Nein, nein, mein Sohn, bleibe."

„Vater, ich kann nicht."

Es war ein augenblickliches Schweigen.

„Sieh 'mal, Behrtul, die Mutter trägt's nicht, sie ist schon fast daran gestorben."

„Ich werde wiederkommen, nach der Mutter sehen."

Der Wirth verzog das Gesicht, setzte sich auf die Bank und schlug mehrmals mit der flachen Hand auf sein Knie.

„Höre mich an, Behrtul, mein Sohn," begann er mit unsicherer Stimme. „Geh' nicht wieder fort. Wir sind alt und leben nicht mehr lange. Verlaß uns nicht. Siehe, es haben mich gereut die bösen Worte, die ich zu Dir geredet habe. Ich war zu rasch! Du bist mein einzig Kind, und mein Herz ist immer noch dasselbe. Du bist mein guter Sohn!"

„Vater!" rief Behrtul. Er stürzte auf die Kniee und legte den Kopf in den Schooß des Vaters, wie in seinen Knabenjahren.

„Nimm den Hof, er ist Dein," sagte der Alte. „Ich bin zu schwach, und Du hattest Recht, er gehörte Dir."

„Nein, Vater, das möge Gott verhüten, daß ich das noch einmal thue."

„Nimm ihn! Ein Vater und ein Sohn, das ist eins! Das muß man nicht scheiden wollen. Lege den Stock bei Seite, Du darfst nicht fort."

„Vater, ich muß."

„Wie? hast Du begonnene Arbeit dort?"

„Nein."

„Müssen sie Dir Geld zahlen, oder schuldest Du Jemand was?"

„Nein, Vater."

„Was ist es dann? Sprich!"

Behrtul schlug die Augen nieder. Der Alte sah ihn forschend an: „Ah! so! ich merke es. Mich betrügst Du nicht. Es ist um des Mädchens willen, das Dir im Sinn liegt."

„Ja, Vater."

„Das ist der Jugend Art und Thorheit, Nichts als Thorheit, sage ich! Meinetwegen, laufe hin, sieh nach ihr. Doch bleibe nicht lange. Wir halten es nicht aus ohne Dich. Und wenn Du gar nicht von ihr lassen kannst — nun meinetwegen! nimm sie mit und bringe sie in's Haus. Die Mutter ist schwach und geht kaum über die Stube. Es kann auch eine junge Wirthin in Straigan geben; wenn sie nur gottesfürchtig und rechtschaffen ist."

Behrtul sagte nichts darauf und ging. Als die alte Wirthin erwachte, schaute sie suchend um sich und legte sich seufzend nieder.

„Du siehst nach dem Sohne," sagte der Bauer. „Er ist fort."

„Fort!"

Es lag ein so tiefer Jammer in dem einen Wort, daß der Wirth an's Bett trat und beruhigend sagte: „Mach' Dir keine Sorge mehr um ihn, Mutter. Er kommt wieder. Wir haben Alles miteinander abgeredet. Er bleibt ganz bei uns und nimmt den Hof. Was sollen wir die Mühe in unseren alten Tagen haben? Mag sein, er bringt sich eine junge Frau mit. Das ist auch nöthig, Dir zu Hilfe, Alte. Wir haben hier kräftige Hände nöthig. Ich habe es

ihm gesagt. Wenn sie brav ist und er sie lieb hat, wollen wir kein Wort dagegen sagen, nicht wahr, Mutter?"

„Und wenn sie ihn lieb hat und ihm gehorsam ist!"

„Freilich! Doch dafür ist mir nicht bange. Er ist ein Querkopf, und wir haben ihm stets den Willen thun müssen, Du vor Allen, Mutter! Er hat einen starken Sinn. Ich war auch so. Und was meinst Du, Alte, wenn wieder einmal was Junges im Hause ist, das wird Dich freuen. Du kannst getrost die Taufhaube des Behrtul aus der Lade nehmen und sie über's Jahr auf einen kleinen Kopf setzen. Was meinst Du, Mutter?"

Sie lächelte und schaute zu dem Haken empor, an dem sonst die Wiege hing, und lächelte noch immer, auch als der Mann fort war.

Seltsam! Im vorigen Jahre dachte Jedes in seinem Sinne, wie reich und vornehm die Schwiegertochter sein müsse und keine war gut genug für den jungen Straigan. Nun waren sie mit Allem zufrieden. Wenn er nur bei ihnen blieb! Wenn er nur glücklich war, wieder der fröhliche, rüstige Behrtul aus den heiteren, sorglosen Tagen seiner Jugendzeit!

VI.

Es war eine lange Wanderung, die Behrtul vorhatte, und er schritt kräftig aus, als könne ihn dieser Weg nimmer ermüden. Die letzten Worte mit seinem Vater hatten ihm die Welt verändert, wie Sonnenlicht die trübe Nebellandschaft.

„Du bist mein einzig Kind! mein guter Sohn," das hatte sein Herz mit mehr Süßigkeit getroffen als alle Liebkosungen aus seinen Jugendtagen. Die Schmerzen, die er um seinen Vater gelitten, offenbarten ihm jetzt den Reichthum seiner Liebe in vollem Werth. Das übermüthige Gefühl früherer

Zeit überkam ihn, als müsse ihm jetzt Alles gelingen, Alles gut werden. Jede Hoffnungslosigkeit war dahin. War er doch wieder er selbst, Behrtul der junge Straigan, des Vaters Liebe und Stolz, nicht mehr der unbekannte Fremdling, ohne Heimath und Namen umherirrend, ein armer Tagelöhner, der Arbeit suchte, um nicht zu verhungern. Wie immer war diese Wandlung in ihm plötzlich, denn es war ihm eigen, daß er stets Alles auf einmal verloren gab oder Alles für errungen hielt.

„Es kann auch eine junge Wirthin in Straigan geben!" wiederholte er leise und lächelte. Eine junge Wirthin! Lisbeth! sein armes Lamm! Die Freude über den Vater zog er mit hinüber in das andere Leid, als müsse es auch für dieses gelten.

„Ich will sie mitnehmen, fort aus Perkohn, fort aus dem wüsten, schmutzigen, schlimmen Treiben, das ihr verhaßt ist. Nach Hause will ich sie bringen zu meinem Vater und zu meiner Mutter. Sie soll sehen, wie anders es dort zugeht. O, Lisbeth! Ich bin hart gewesen und habe Dein armes Herz gedrängt. Ich habe Dir bange gemacht und Deine Liebe erzwingen wollen! Nun habe ich Vater und Mutter und Haus und Hof, und Du hast nichts als Deine Thränen, mein armes, bange flatterndes Vöglein."

Das Glück macht demüthig und nimmt die Bitterkeit aus der Seele; es wurde ihm weich um's Herz. „Sie soll thun und lassen können, was sie mag," dachte er. „Meine Liebe gehört ihr immerdar. Ich will sie nicht mehr drängen und ängstigen, sondern geduldig warten. Es kann nicht anders sein, zuletzt muß sie ihr Herz mir schenken. Noch ist sie jung. Einstweilen mag sie meinem Vater und der Mutter als gute Tochter dienen. Wenn ich sie nur sehe und ihr Niemand ein Leides thut, will ich mich schon zufrieden geben."

Denselben Weg hatte er gemacht zur Winterszeit, in Schnee und Eis und bitterem Weh. Nun war es Frühling, und er meinte, der sanfte Wind müsse ihn schnell hinübertragen, seiner Hoffnung entgegen.

Doch der Abend kam und er war dem Ziele fern. Die Strecke war zu weit für eine Tagereise zu Fuß. Er blieb die Nacht in einer Schänke und konnte nicht schlafen, weil er das langsam abglimmende Abendroth schon für die Färbung des Morgens hielt. Vormittags sah er die dunkle Rauchsäule aus dem Perkohn-Gesinde aufsteigen, doch nicht dunkel erschien sie ihm, sondern licht und schön, weil sie sich über dem Dache erhob, unter dem sein Lieb wohnte. Er sprang über die Hecke, über den Graben, durch das geackerte Feld, und die letzte Strecke erschien ihm länger als die Reise selber, in der Ungeduld seiner Sehnsucht.

Im Hofe grunzten die Schweine in der Sonne, und Hühner flatterten hoch auf, als er an ihnen so rasch vorüberschritt. Alles war so unsauber wie zuvor, Kindergeschrei und scharfe Weiberstimmen in der Stube durcheinander gellend. Er hielt die Thür in der Hand und beugte das Haupt vor. Das Zimmer war ganz in blauen Dampf gehüllt, den die Sonnenstrahlen nicht zu durchdringen vermochten. Er getraute sich nicht, den Namen zu rufen.

Die Frauen drinnen erkannten ihn.

„Seht mal an! da ist der Behrtul! Magreeth! Dein Kostgänger ist da."

„Ja, der stolze Behrtul."

„Nicht so stolz, daß er nicht wiederkäme!"

So hieß es. Magreeth kam aus der Ecke im kurzen Rock, barfuß, ein Kind im Hemde auf dem Arm tragend: „Was? bist Du wieder da? O über den langen Schlingel!"

Sie warf beim Lachen den Kopf zurück. Behrtul stand da, die Thür in der Hand; der Ort schien ihm noch dumpfiger und beklommener denn sonst.

„Wo ist Lisbeth?" fragte er zaghaft.

„Wer?"

„Lisbeth?"

Magreeth lachte laut auf. „Hört Ihr's? Er fragt nach Lisbeth."

„Wo ist sie?"

„Ach was! Du weißt es besser als wir und fragst uns noch!"

Alle lachten. Er trug es nicht länger, warf die Thür heftig hinter sich zu und hörte noch von außen den schrillen Ton des Gelächters.

In der Scheune stand Pehter Rino und schüttelte seine Haferſaat durch ein hängendes Sieb. Behrtul gab ihm keinen Gruß, sondern lief an ihn heran und fragte rasch, indem er ihn an der Schulter packte: „Pehter! wo ist Lisbeth?"

Pehter wandte den Kopf etwas zur Seite, doch nicht genug, um ihn anzusehen.

„Das müßt Ihr selbst wissen."

„Pehter! Pehter!" Behrtul's Stimme klang heftig und dringend, er schüttelte stärker die Schulter des Mannes.

„Laßt mich los! was thut Ihr?" rief Pehter kläglich.

„Wo ist Lisbeth? Um Gottes willen sagt es mir. Ist sie hier?"

„Fragt Ihr noch? Nein."

„Wo ist sie denn, wenn nicht hier. Ich habe sie zurückgelassen. Von Euch fordere ich sie, Ihr seid der Vater!"

„Der Vater bin ich; doch was ist zu thun? Die kleinen Kinder hält man am Handgelenk, damit sie sich nicht verlieren. Doch läuft ein Großes fort, ist's nicht meine Schuld!"

„Fortgelaufen!" Der Schmerz zitterte in Behrtul's Stimme; er ließ Pehter's Schulter los, die Arme sanken ihm schlaff hernieder.

„Wir meinten, sie sei Euch nach," fuhr Pehter Rino grämlich fort. „Ihr hieltet ja immer zusammen. Was gab es nicht für ein Gerede bei den Leuten hernach. Den Tag, als Ihr wegginget, war sie Nachts noch daheim und in der Frühe war sie fort."

In der Frühe fort! Es schnitt ihm durch die Seele. Hatte er sie nicht im Zorn verlassen! Armes, einsames Lieb! Verlassen! und Niemand nahm sich ihrer an!

„Wo habt Ihr sie gesucht?" fragte er bange.

„Suchen? Lohnt es den Vogel zu suchen, der in den Frost hinausfliegt? Wo hätten wir suchen sollen? Sie weiß, wo sie zu Hause ist, es braucht es ihr Niemand zu sagen, wenn sie zurück will. Habe ich Zeit über Land zu gehen und den Leuten zu sagen: mir ist die Tochter weggelaufen. Ich kann den Menschen die Zunge nicht binden; wir müssen genug ertragen durch das viele Gerede."

„Sie wird bei der Schwester sein," sagte Behrtul tonlos.

„Mag sein! Ich habe nichts zu schaffen mit den Baptisten und will von denen nichts hören."

„Doch Ihr müßt!" rief Behrtul heftig. „Ihr müßt hin und sie holen. Sie darf nicht ihren Willen haben. Ihr seid der Vater und sie ein junges Kind."

„Holt sie selber. Ihr habt es einmal gethan, thut es wieder, wenn Ihr möget. Doch ich weiß, Ihr seid auch einer von denen, die es nicht ehrlich meinen."

Behrtul's Gesicht erröthete vor Unwillen.

„Da lügt Ihr. Wißt Ihr auch, wer ich bin?"

„Ich weiß es," sagte Pehter Rino und sah ihn von der

Seite an. „Der junge Straigan-Wirth aus Neuburg. Das hättet Ihr auch früher sagen können."

„Ja wohl, der Straigan-Wirth. Und ich bin gekommen, Eure Tochter zu holen, auf daß sie die Straigan-Wirthin würde. Doch Ihr seid ein schlechter Vater, der sein Kind nicht behütet."

„Wenn Ihr wahr redet, so ist das etwas Anderes," sagte Pehter langsam. „Doch kamt Ihr bis hierher, so geht noch ein Stück weiter und holt sie Euch. Mir soll es recht sein."

„Nein, Ihr müßt gehen; Ihr müßt mit mir kommen. Niemand hat ein Recht, sie Euch zu verweigern, Ihr seid der Vater, sie darf Euch Gehorsam nicht verweigern."

Pehter kratzte sich sinnend den Kopf: „Das ist wohl wahr — doch die Arbeit — und die Magreeth — und der Weg ist weit."

„Ihr habt ein Pferd."

„O, der alte Gaul! Nun ja — ich weiß nicht — und wieder — Straigan-Wirthin sagt Ihr — wir sind arme Leute — und als Tochter darf sie uns nicht vergessen, wenn sie reich ist, dafür müßt Ihr sorgen."

„Spannt Euer Pferd ein, gleich, ehe es zu spät ist."

Eine Unruhe erfaßte Behrtul; er hätte mögen wieder zu Fuß davoneilen, doch was nützte es ohne Pehter.

Der Alte ging gelassen hin und her, zog den zweiräderigen Wagen aus dem Schuppen, besichtigte ihn genau, füllte bedächtig einen Sack mit Stroh und trieb die Vorbereitungen so langsam, als wolle er nie damit enden. Er ging in's Haus, kam wieder zurück, ging wieder hinein und so fort; packte unbedeutende Dinge in den Wagen, kleine Stücke Stricke, die er mit Knoten aneinander band, einen leeren Sack, ein baumwollenes Tuch, das er in Falten legte, auseinander nahm, wieder zusammenthat und in's Stroh steckte. Dann

suchte er eine Peitsche hervor, prüfte die Schnur, kaute daran, riß mit den Zähnen, um zu ermessen, ob sie haltbar sei. Die Leute kamen aus dem Hause und umstanden den Wagen, nur Magreeth nicht, aber dicht hinter den trüben Scheiben sah man ihr dunkles Gesicht und die weißen Zähne.

„Gebt Ihr das Zehrgeld?" fragte Pehter. „Wir sind arm, sie giebt kein Brod mit."

Er hatte die Mütze auf den Wagen gelegt und band sich ein altes Tuch um die Ohren.

„Ja, ja, setzt Euch auf!" rief Behrtul ungeduldig, und als Pehter zögerte, faßte er ihn um den Leib und hob ihn auf's Rad.

„Sachte, sachte! ich muß den Gurt fester ziehen."

„Sitzt auf, sage ich Euch. Es ist nicht Winterszeit." Er nahm die Peitsche vom Boden, sprang zum Alten in den Wagen und schlug auf das Pferd, das, bedächtig wie sein Herr, sich zögernd in Bewegung setzte.

Seitabwärts zog sich der Wald hin, die grünen Tannenspitzen hoch in's Blaue streckend; er reichte von der Höhe bis an den schimmernden See. Behrtul's Augen streiften ihn im Vorüberfahren. Die Gegend hatte für ihn etwas Rührendes. Es that ihm weh, Alles zu finden wie sonst, nur sie nicht, sie in ungewisser Ferne. Die Fahrt ging mühsam vorwärts. Das Pferd ließ den Kopf sinken und schlich träge. Pehter wollte nicht umsonst sein Zehrgeld in der Tasche haben, es war Aufenthalt bei jeder Schänke. Er war durstig, dann hungrig, dann wieder durstig, dann mußte das Thier verschnaufen und er in Ruhe eine Pfeife rauchen. Es schien Behrtul, der Weg könne kein Ende nehmen und der Tag auch nicht. Zuletzt erklärte Pehter, sie könnten nicht weiter, das Pferd sei übermüdet und müsse zur Nacht im Kruge bleiben. Es war Sonnabend Abend. In der Schänkstube

waren viele Bauern versammelt, zurückkehrende Arbeiter, den Brodsack auf dem Rücken, das Holzgefäß in der Hand, in welchem die Mittagskost gewesen. Man schwatzte und trank.

Behrtul setzte sich aus dem Lärm fort in eine Ecke und dachte über die Worte nach, mit denen er Lisbeth anreden wollte. Nicht zürnend, sondern sanft wollte er sein, sie ermahnen, dem Vater zu gehorchen und mit ihnen zu kommen. Doch mit den Baptisten wollte er hart sein, mit den Heuchlern, die sein armes Lamm in's Netz gezogen hatten.

Aus den Gesprächen der Bauern trafen abgebrochene Reden sein Ohr.

„Im Jäger-Gesinde?"

„Ja! man sagt im Jäger-See. Morgen."

„Wißt Ihr das gewiß."

„Freilich. Bei uns werden Alle hingehen, den Scherz mit ansehen."

„Ihr nicht?"

„Ach! ich kenne es schon! Erst wird gebetet und gesungen, hernach kommt die Taufe. Sie führen sie an den See und stoßen sie mit dem Fuß in's Wasser."

Behrtul stand auf.

„Was ist's mit dem Jäger-Gesinde?" fragte er rasch.

„Da sind Baptisten," war die Antwort.

„Ich weiß, doch was giebt es dort?"

„Sie taufen morgen eine Frau und ein Mädchen und einen jungen Burschen."

Behrtul erschrak. „Wer sagt das?"

„Ich sage es. Meine Frau geht morgen hin und all' die Weibsleute; die sehen so was gern, wenn es nur ein wenig bunt hergeht."

Behrtul drängte sich durch die Leute zu Pehter Rino;

der lag über dem Tisch auf dem Gesicht, ein leeres Glas neben ihm.

„Steht auf, Pehter, wir müssen weiter." Er schüttelte ihn am Arm.

Der Kopf im baumwollenen Tuche hob sich schwer; die blöden Augen sahen ihn umflort an, dann sank die ganze Gestalt wieder zurück.

„Pehter, steht auf!"

„Nein," war die Antwort, mit schwerer Zunge gegeben. „Ich werde meinen Gaul nicht zu Tode fahren."

Ein unmuthiger Seufzer entfuhr Behrtul. Er ging rasch hinaus in den Stall. Das Pferd ließ den Kopf hängen und stand kläglich schnaufend da mit eingesunkenen Flanken. „Es ist Nichts zu thun!" rief der Jüngling verzweiflungsvoll, und konnte in der Herzensunruhe doch nicht bleiben. Er beschloß, Pehter und das Pferd ihrem Schicksal zu überlassen und zu Fuß zu gehen.

Der Fahrweg mochte ungefähr noch drei Meilen betragen. Er sann über die Gegend nach. Jäger-Gesinde lag fünf Werst von Straigan entfernt, doch die Straße machte einen Bogen. Wenn er in gerader Richtung ging, mußte er durch den Wald an die andere Seite des Jäger-Sees kommen. Dann wäre ein gutes Stück gewonnen. Noch einmal schaute er auf den Krug zurück. Sollte er es Pehter sagen, daß er ginge. Doch wozu? In seinem dumpfen Rausche würde er ihn nicht verstehen. Entschlossen wandte er sich ab und ging.

Die Nacht war hell; die Luft klar und etwas scharf; der Boden klang unter seinen Füßen, als sei er etwas gefroren, obgleich es Ende Mai war.

So lange sein Weg über die Landstraße ging, dachte er nicht an die Richtung, sondern nur an Lisbeth. Wäre es

möglich, daß sie gemeint sei? daß man sie taufen wolle? Es kränkte ihn, daß die Leute darüber gesprochen, wie über einen Scherz, und für ihn hing Glück und Leben davon ab. „Früh Morgens" hatte der Mann gesagt. Er ging rascher und zählte die Werstpfähle am Wege.

Nun verließ er die Straße und bog links durch die Felder, eine Wiese entlang, in den Wald, dicht am Zaun eines Gesindes vorüber, wo zwei Hunde hervorsprangen und den nächtlichen Wanderer anbellten. Jetzt wieder in den Wald. Er wurde unsicher über die Richtung, vor ihm all' die kleinen engen Fußwege, die sich unter einander verschlangen, umkreisten, trennten und zusammenliefen, alle sich ähnlich in ihrer dunklen Einförmigkeit.

Er hoffte, die Sonne würde bald kommen und ihn leiten; ihn fröstelte, und seine Kniee wurden unsicher. Er hatte nichts gegessen, noch getrunken, das machte mit der Anstrengung des weiten Ganges seine Glieder matt.

Nach einigen Stunden ward die Dämmerung lichter, doch immer noch fand er sich nicht zurecht. Da theilten sich vor ihm die Bäume. Ein Birkengehölz war zu sehen, das auf sumpfigem Boden stand; weiter schimmerten grüne Felder und auf der Anhöhe war ein Bauerhof. Die Gegend war ihm ganz unbekannt, er war irre gegangen und mußte hinauf, die Leute fragen, wo er sei. Nur der Hofhund war da und fuhr ihn an mit Gebell, als er an den Zaun trat und über die Pforte sich lehnte. Eine Stallthür bewegte sich und der Kopf einer Frau ward sichtbar.

„Heda! Frau!"

Der Kopf schob sich, vorsichtig prüfend, hervor.

„Wie heißt dieser Bauerhof?"

„Was?" Sie schaute ihn mit Augen an, die viel zu schläfrig waren, um genügend über diese Frage zu erstaunen.

„Wie nennt Ihr dies Gesinde?" fragte er nochmals.

„Das Gesinde? Laipe! Wie sollte es anders heißen."

„Ist Jäger-Gesinde weit von hier?"

„Was sagt Ihr? Jäger? Wir haben kein Jäger-Gesinde bei uns."

„Jäger, im Gebiete Neuburg, Jäger am See."

„Neuburg liegt dorthin, durch den Wald und nach rechts. Wollt Ihr dorthin?"

„Ja."

„O, dann seid Ihr falsch gegangen; durch jene Birken dort müßt Ihr und dann immer im Walde nach rechts."

„Ist es weit von hier?"

„Ein gut Stück habt Ihr zu gehen."

Die Sonne ging auf und schien ihm gerade entgegen, als er sich umwandte. Er hatte viel Zeit verloren, war müde und kraftlos, nur die Spannung hielt ihn aufrecht. Der Wald war sumpfig, es war schwer darin vorwärts zu kommen. Er hielt sich an den herabhängenden Zweigen der alten Tannen und sprang von Wurzel zu Wurzel, um festen Grund zu haben. Hoch oben in den Zweigen erwachten alle Vögel und riefen einander zu in zarten Tönen. Zuweilen mußte er einen weiten Bogen machen, um den Morast zu vermeiden, dann wieder ein Stück zurückgehen, um die Richtung inne zu halten. Immer düsterer und dichter war dieser Theil des Waldes. Das Moos war röthlich und gab unter seinen Tritten nach; das Sumpfwasser, das ihm hinauf bis über den Knöchel spritzte, war roth gefärbt, wie Blut. Er stolperte über die bewachsenen Wurzeln, richtete sich auf vom nassen Boden und hielt bisweilen lange inne, um Athem zu schöpfen.

Durch die warm gewordene Morgenluft wurden ihm ferne Töne zugetragen. Sie klangen von rechts hinüber,

nun wieder von links, jetzt gleichzeitig, jetzt sanft, langgezogen austönend. Er wandte den Kopf und that ein paar Schritte zur Seite; nun hörte er sie wieder von rechts, und er nahm wahr, daß von der anderen Seite ein sanftes Echo sie zurückwarf. Er ging dem Schalle zu in Eile. Durch die Fichtenstämme schimmerte es hell, wie Wasser in der Sonne. Das war der Jäger-See. Um an das Gesinde zu kommen, hätte er das Ufer vermeiden und rechts auf die Höhe durch den Wald über's Feld hinaufgehen müssen. Doch die Klänge zogen ihn an, es war Gesang. Versinkend und sich aufraffend vom schlammigen Boden eilte er athemlos bis an das dunkle Wasser, an welches dicht der dunkle Wald sich schloß. Nur drüben war das Ufer frei und ging steil hinan; wie eine grüne Wand. Er sah dort viele Menschen auf der Höhe stehen, die bunten Tücher leuchteten im Sonnenschein. Drunten am Wasser wurde gesungen. Ein Steg ragte in den See hinein, darauf bewegten sich Gestalten. War es Verblendung seiner Augen und seines Herzens, die stets das eine Bild vor sich hatten — er glaubte Lisbeth zu erkennen, weiß gekleidet, wie im Sterbehemde, die Hände auf der Brust gefaltet und den Kopf gesenkt.

Ein großer Schmerz ging durch seine Seele. Er sprang vor, die Arme ausbreitend, und seine Stimme erklang laut und jammervoll, klagend vom Echo wiederholt: „Lisbeth! Lisbeth!"

Ihm war, als ob ein schwacher Schrei ihm antworte, seinen Namen rufend. Es war eine Bewegung drüben; das Wasser sprang klatschend in die Höhe in glänzenden Tropfen, von der Sonne erleuchtet.

Nichts war ihm klar, als daß er ihre Stimme gehört und sie nach ihm gerufen. Er stürzte vorwärts in den See hinein. Das dunkle Wasser umgab ihn kalt und schwer.

Wurzeln und Schlinggewächse und zähe Wasserpflanzen klammerten sich an seine Glieder. Er hob die Arme und wollte schwimmen, doch ihm war, als ob er gehalten und hineingezogen würde in einen schwankenden Boden, in dem seine Füße versanken. Wieder entfuhr seiner Brust ein gellender Ruf, vom Echo gellend weiter getragen; es schwirrte und sang ihm in den Ohren, um ihn herum gurgelte das schwarze Wasser und zog ihn hinab in eine grundlose Tiefe.

Am jenseitigen Ufer liefen die Leute durcheinander.

„Ein Boot! Ein Boot! Drüben auf der anderen Seite ertrinkt Jemand! Man hört ihn schreien!"

„Da schreit er wieder! Ein Boot!"

Die auf der Höhe liefen hinab; aller Gesang war verstummt. Frauen- und Kinderstimmen mischten sich, dazwischen das Rufen der Männer.

Am Ufer befand sich ein ausgehöhlter Baumstamm, wie er beim Fischen gebraucht wird. Zwei Männer stießen darin ab; Ruder gab es nicht, nur eine lange Stange, die man auf den Grund stützte, um sich fortzubewegen. Doch der See war zu tief, um geradeaus das jenseitige Ufer zu erreichen. Man machte einen Bogen und das gab Zeitverlust. Die Stange fand keinen Stützpunkt im Schlamm, und der Bursche, der sie führte, verlor das Gleichgewicht und klammerte sich an die Schulter des Anderen. Man rief ihnen zu: „Nicht dort, haltet Euch nach links!" „Dort war es!" „Nein, mehr hierher!" „Ihr gerathet in die Wurzeln, in's Schilf!"

An der Stelle, wo Behrtul hineingesunken war, bewegte sich das Wasser und stieß weite Ringe bis zur Mitte hinein. Das Boot hakte fest, stieß ab, glitt vorüber, die Stange wurde tropfend herausgenommen und auf die andere Seite gelegt. Der eine Bursche beugte sich hinab und fuhr mit den Armen in's Wasser, während der Andere sich auf die

Stange stützte, um das weggleitende Boot zu halten. Nun wurde etwas gefaßt — nein, nur ein Baumstamm, schlüpfrig von Moos überkleidet.

„Wende das Boot nach links, noch weiter, so! Jetzt halte ich ihn."

Allein die schwere Last war nicht zu heben, sie sprangen in's Wasser und hielten mit der einen Hand das schaukelnde Boot.

„Lebt er? — Er läßt sich ziehen, steif wie ein Klotz. Greif zu, das Wasser treibt ihn fort, so, jetzt hineingestiegen."

Das war ein jähes Ende der Taufhandlung am See. Das Mädchen, welches auf dem Stege gestanden, hatte Behrtul's Schrei gehört und selbst laut aufgeschrieen, indem sie in's Wasser fiel. Als man sie herauszog, war sie ohnmächtig. Sie wurde auf den Boden gelegt, bleich und leblos. Der Bruder der Gemeinde, der sie eben taufte, faßte sie bei der Hand und rief ihren Namen: „Lisbeth!" doch sie lag still mit geschlossenen Augen.

Die steile Höhe wurden nun Beide hinaufgetragen, erst Lisbeth, dann Behrtul; seine Kleider waren mit Schlamm überdeckt, das nasse Haar hing wirr um das bleiche Gesicht. Die Zuschauer drängten nach.

Man legte Lisbeth in das Bett und Behrtul auf den Tisch, weil man ihn für todt hielt. „Wer ist es?"

„Der junge Straigan, ich kenne ihn."

„Behrtul! Daß Gott erbarm! der einzige Sohn und todt?"

„Man muß nach dem Vater schicken." „Man muß ihn hinüber bringen."

„Nein, laufe Einer und hole den Vater."

Doch Behrtul war nicht todt. Er begann wie aus weiter Ferne undeutlich die Stimmen zu hören; eine kalte,

schwere Last beklemmte seine Brust, der Athem kam stoßweise hervor, fast wie ein Röcheln, das die Anwesenden für Todeskampf hielten.

„Quält ihn nicht mehr; laßt ihn ruhig sterben."

„Sieh nur, er thut die Augen auf."

„Das hilft nichts. Er lag zu lange im Wasser."

Die Frauen weinten und beteten; der Baptistenbruder faßte ihn an der Hand und schaute gen Himmel. An Thür und Fenster drängten sich die Leute.

„Lebt er?" — „Ja, er lebt."

„Und das Mädchen?"

„O, das ist getauft. Dem wird kein Unglück widerfahren."

Nach einer Weile saß Behrtul auf der Bank, von den Frauen unterstützt. Er beantwortete keine Frage und fuhr mit der Hand an die Stirn, als müsse er sich besinnen.

Jäger-Wirth, ein langer Mensch mit bartlosem Gesicht und schlichtem, rothem Haar, stand vor ihm: „Junger Straigan," sagte er; „kennt Ihr mich?"

Behrtul hob müde die Augenlider empor, um ihn anzusehen und starrte verwundert die Wände und die fremde Umgebung an. Die Erinnerung erwachte in ihm, man sah es an dem schmerzlichen Zucken in seinen Zügen. Er machte sich frei und sagte angstvoll: „Wo ist sie?"

„Wer?"

„Wo ist Lisbeth?"

Es war wie ein verlegenes Schweigen; es antwortete Keiner und man machte ihm Platz; die Frauen traten vom Bett zurück, auf welchem Lisbeth lag, grell von einem Sonnenstrahl beleuchtet, der die Bläße der Wangen unter dem Schatten der Wimpern noch mehr hervorhob; dasselbe Bild wie damals, als er sie am Winterabend fand.

„Lisbeth! was hat man Dir gethan?" rief Behrtul und ging schwankenden Schrittes auf sie zu. Er faßte ihre Hand, ihre Stirn, ihr blondes Haar und rief ihren Namen.

„Laßt mich zu ihr, junger Straigan," sagte der Baptistenbruder. „Ich werde sie an der Hand fassen; vielleicht erwacht sie durch Gebet, wie wir es bei Euch thaten."

„Nein, nein!" rief Behrtul heftig. „Rühre Keiner sie an. Sie muß, sie muß auf meine Stimme hören. Sie ist nicht todt. Wohin auch ihre Seele will, mein Herz hat Kraft genug, sie zurückzuholen. Ihr habt sie in den Tod gestoßen; zum zweiten Male will ich sie zum Leben erwecken."

Sie seufzte hörbar und deutlich. Die Leute stießen sich an, flüsterten und gingen zur Seite. Der Jäger-Wirth gebot den Fremden hinauszugehen; nur die Wirthin, Lisbeth's Schwester, stand mit gefalteten Händen am Bett.

Behrtul war nicht erstaunt, daß sie zurück in's Leben kehrte, es konnte nicht anders, es mußte stets so sein, daß seine Liebe Alles für sie überwand, auch den Tod.

Sie athmete, bewegte das Haupt, und als sie die Augen aufthat, lächelte sie sanft.

„Sieh' mich an, mein armes Lamm."

Ihre Blicke wandten sich auf ihn, aufmerksam, ernsthaft, dann auf ihre Schwester.

„Bin ich getauft?" fragte sie.

„Ja, ja. Sorge nicht darum. Du bist Gottes Kind, und sein eigen."

Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck sanfter Freude an, und sie schloß die Augen müde.

„Lisbeth? erkennst Du mich?" fragte er.

Sie sah ihn wieder lange an mit einem bittenden Ausdruck und faßte nach seiner Hand.

Ueber den Hof kam der alte Straigan auf seinen Stock gestützt.

„Euer Sohn ertrank im See, nun lebt er wieder, und das Mädchen, das sie tauften, zogen sie todt aus dem Wasser. Jetzt hat der Bruder über sie gebetet, und sie leben Beide."

„Geht doch mit Euren Narrheiten!" rief der Alte und drängte sich in's Haus.

Sein Gesicht war gespannt, doch als er Behrtul erblickte, der vor dem Bett an dem Boden kniete, setzte er sich auf die Bank und schöpfte tief Athem.

„Gott hat Unglück verhütet," sagte der Jäger-Wirth.

„Und das Mädchen?"

„Für das haben wir keine Furcht. Es gehört zu uns, und Gott verläßt die Seinen nicht."

„Mörder seid Ihr!" sagte Straigan barsch.

Die Jäger-Wirthin war eine schmächtige, bleiche Frau; ihr helles Kopftuch war eng um das Gesicht gebunden; sie sprach mit einer sanften Stimme: „Die Schwester war nur in Ohnmacht gefallen. Das geschieht ihr bisweilen von Jugend auf, wenn sie Furcht oder einen Schreck hat. Hernach wird es besser."

„Ja," fügte der Mann hinzu. „Wer hätte nicht erschrecken sollen, als der Schrei über den See kam, und ehe wir uns fassen konnten, stürzte Euer Sohn in's tiefe Wasser."

„Und davor hat sich das arme Kind erschreckt, weil sie ihren Namen rufen hörte," sagte die Schwester.

„Das kommt von Euren Thorheiten, Euren dummen Kindereien," rief Straigan scharf.

„Versündigt Euch nicht, Wirth!" fiel der Baptistenbruder ein. „Wo Gottes Wort — da ist keine Thorheit."

„Und mich und meine Alte bringt man um vor Schreck,"

zürnte Straigan. „Ihr schickt den Jungen und laßt mir sagen, der Sohn sei ertrunken."

„Hört mal!" sprach Jäger feierlich. „Hier, auf diesem Tisch lag Euer Sohn, steif und starr. Wenn nicht der Bruder hier gewesen wäre, es stände schlimm um ihn."

„Thorheit! Mein Sohn ist kein Baptist und hat nichts mit Euch zu schaffen. Ein Bad im kalten Wasser thut ihm nichts. Laßt den in Ruhe."

Er schaute auf Behrtul und Lisbeth im Hintergrunde des Zimmers. Sie waren Beide wie in weite Ferne entrückt und achteten auf Nichts, was um sie geschah.

Der Vater legte dem Sohn die Hand auf die Schulter: „Behrtul, mein Kind, komm nach Hause."

„Jetzt nicht, Vater."

„Komm, die Mutter sorgt sich um Dich."

„Geht, Vater, saget ihr, ich sei gesund. Ich kann nicht fort, Vater."

So ging denn der alte Straigan nach Hause, und der junge blieb.

Die Leute hatten sich zerstreut und gingen plaudernd nach Hause; es war ein Vorfall zum Gespräch für viele Wochen, erst die Taufe und dabei die zwei Unglücksfälle. Die Baptisten versammelten sich in der Stube; es wurde gesungen, auf den Knieen gebetet und wieder gesungen. Lisbeth war vor Müdigkeit eingeschlafen. Behrtul hörte Alles mit an wie im Traum, nur sich des einen bewußt, daß er Lisbeth nicht wieder aus den Augen lassen wolle. Die Wirthin tröstete ihn: „Sie wird schlafen und morgen gesund aufwachen," sagte sie. „Nehmt das Kissen und die Decke und schlaft hier auf der Bank, ein Bett haben wir nicht für Euch."

Die Leute in Jäger hatten ein friedliches, stilles Wesen

und verkehrten sanft mit einander. Ordnung und Reinlichkeit herrschte in der Stube. Behrtul fiel in einen tiefen Schlaf. Mehrmals quälte ihn der Gedanke, er müsse aufstehen, er dürfe nicht schlafen, es sei etwas geschehen, doch fand er nicht die Kraft, den Kopf zu heben. Als er die Augen öffnete, war graues Morgenlicht um ihn; er hörte Lisbeths Stimme unruhig seufzen und stöhnen.

„Lisbeth! wie ist Dir? willst Du etwas?"

„Ja, Wasser!"

„Bist Du krank?"

„Alle Glieder schmerzen und der Kopf."

Ihre Wangen brannten, sie lag in starkem Fieber. Am Morgen steigerte es sich und wurde schlimmer von Tag zu Tag. Ihre zarte Natur unterlag den körperlichen und geistigen Erregungen der letzten Zeit. Sie erkannte Niemand und sprach wirres Zeug, bald beängstigt in Furcht, als müsse sie fliehen, dann demüthig bittend um Vergebung, als habe sie Jemand ein Leid gethan. Zuweilen sang sie mit klarer Stimme ihre Lieder; Schwester und Schwager standen mit gefalteten Händen dabei und stimmten leise mit ein.

Sie gingen sanft und sorgsam mit ihr um, ließen ihr Pflege angedeihen und waren theilnehmend mit Behrtul, als gehöre er zu ihnen. Er konnte Nichts für Lisbeth thun, als bei ihr bleiben den Tag über und auch während der Nacht. Zuweilen schien es ihm, sie rede mit ihm, und doch schauten ihre Augen an ihm vorüber nach dem blassen Tageslicht hinter den Fensterscheiben.

Es wurde ihm in diesen langen Nächten klar, daß sie sterben würde; diese Gewißheit rückte näher und näher, wie eine schwere Last; sein Herz lehnte sich auf in Verzweiflung, und doch glitt dieser dunkle Schatten langsam heran, ein

Feind, gegen den wir keine Waffen haben, nicht unsere Kraft, nicht unseren Schmerz, nicht unsere Liebe!

Ueber eine Woche war sie krank, und Behrtul glaubte sie eines Abends besser. Sie klagte über keinen Schmerz und in der Nacht rief sie seinen Namen: „Behrtul!"

„Erkennst Du mich nun, mein armes Lamm!"

„Ja, lieber Behrtul!"

„Nicht wahr? Du stirbst nicht, mein Lieb', Du bleibst bei mir."

„Nein, ich gehe, Gott ist gut."

„Geh' nicht, Lisbeth, mein Herz bricht um Dich."

„Weine nicht, Behrtul, ich bin Gottes Kind, ich gehe zu Gott."

„O, Lisbeth!" rief er und sein Schmerz brach klagend hervor. „Warum hast Du mich nicht lieben wollen?"

„Ich liebe Dich!" sagte sie kindlich und einfach, schlang ihre Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf an ihre Brust. „Sei nicht böse mit mir. Ich danke Dir für Deine Liebe!"

Er kniete nieder und stützte den Kopf auf den Bettrand, und als die Morgensonne in's Fenster schien, da wußte er und wußten es die Anderen, daß es nicht lange mehr dauern würde, und am nächsten Morgen war es vorbei.

Sie hatte ihr junges Leben sanft und gern beschlossen, in Unkenntniß dessen, was uns den Tod erschwert, der Fesseln, welche das irdische Dasein knüpft, welche das Scheiden bitter und das Leben süß machen.

Behrtul weinte nicht mehr; er war ganz still, ging nach Hause und setzte sich vor der Thür auf die Bank.

Bei jedem Glück und Unglück dieses Lebens ist ein Wandel möglich, ein Wechsel; der Gedanke richtet sich dahin,

was wir selber thun könnten. Nur beim Tode nicht. Es ist Alles abgeschlossen und fertig. Das weitere Leben erscheint uns wie eine tiefe Stille, die nie wird unterbrochen werden durch den Ton der einen Stimme, die eben zu uns sprach. So war es Behrtul. Es war nichts mehr zu erringen und zu erreichen; das Thor, durch welches sein Lieb gegangen, war verschlossen; er meinte davor stehen zu müssen und immer zu warten, zu warten, weil ihm sonst Nichts zu thun übrig blieb.

Die Mutter sah ihn von der Stube aus.

„Gehe zu ihm, Vater; es ist nicht gut, daß er weder ißt noch trinkt; führe ihn in's Haus."

„Laß gut sein, Alte! Sein Herz ist schwer, er mag nicht reden. Er ist jung und wird es überwinden."

Behrtul that keine Arbeit in den nächsten Tagen, und es drängte ihn Niemand. Täglich ging er nach Jäger, doch nicht in's Wohnhaus, sondern in die Scheune, wo in der Ecke unter Ackergeräthen der weiße Sarg hingestellt war, ein Gesangbuch darauf.

Als man zur Beerdigung auf den Kirchhof fuhr, ging Behrtul nebenher und hielt die Hand auf dem Sargdeckel, um jeden Stoß zu mildern, den der unebene Weg dem Wagen gab.

Wenige Leute waren auf dem Kirchhofe versammelt, denn es war ein Arbeitstag.

Als die Uebrigen weggegangen waren, blieb Behrtul allein auf der Höhe zurück, als müsse er wieder warten vor dem stillen verschlossenen Thore.

Die Eltern waren zu Hause, und die Mutter sorgte sich um ihn.

„Er ist allein auf dem Kirchhof geblieben, gehe hin, hole ihn heim, Wirth."

Der alte Straigan war unschlüssig, er schaute durch's Fenster und ging an die Thür.

„Nun ja! Doch was sage ich, wenn ich ihn rufe? Du bist heute schwächer denn bisher, Alte, lege Dich zu Bett. Wenn ich sage, daß Du wieder krank bist, kommt er nach Hause."

„So? Doch mir ist heute recht frisch zu Muthe."

„Dummes Zeug! Du bist schwach und krank, geh' in's Bett und decke Dich warm zu. Es wird ihn wieder zu sich bringen, wenn er in die Stube kommt."

„Gott hat mein altes Leben nicht gewollt, sondern das junge, frische genommen," sagte die Frau und legte sich gehorsam unter die Decke.

Auf den Stock sich stützend und ärger hinkend als es nöthig war, ging der alte Straigan den Sohn holen.

Er fand ihn am frischen Grabe, gelehnt an die alte Eiche, still zu Boden schauend.

„Komm nach Hause, mein Sohn."

„Ich komme, Vater."

„Sieh, die Mutter ist so ziemlich — so etwas krank und wartet auf Dich. Vergiß nicht, daß Du Vater und Mutter hast und ihre einzige Freude bist."

Er sagte es mit stockender Stimme, und Behrtul streckte die Hand nach ihm.

„Das ist recht, komm, mein Kind, fasse mit der Hand unter meinen Arm, ich bin sehr schwach heute, ein alter Krüppel, der ohne Dich nicht viel gehen kann."

Als sie an die Kirchhofsthür kamen, zur Stelle, da er Lisbeth gefunden hatte, zuckte Behrtul zusammen und wollte stehen bleiben. Doch der Vater that einen Fehltritt, als ob es einen Stein gebe, der ihn zu Fall brächte, und ließ sich

vom Sohn aufrichten und führen, als könne er nicht mehr allein gehen.

Hernach, weiter vom Kirchhof, fand er seine Kraft wieder, und er führte Behrtul nicht nach Hause, sondern zeigte ihm Aecker und Wiese und sprach, wie Alles zu ändern und zu bessern sei, weil auch ihm jetzt Vieles veraltet erscheine. Erst als die Sonne tief stand, gingen sie heim. Die Mutter hatte viele Stunden im Bett gelegen; zuweilen hob sie den Kopf und lauschte, und wenn sie Lärm hörte, fuhr sie zurück unter die Decke und begann ein wenig zu stöhnen.

Doch als Behrtul bleich und still in der Stube war und das tiefe Herzweh ihm aus den traurigen Augen schaute, da schwanden die Krankheit der Mutter und die Schwäche des Vaters, und sie dachten nur an das Eine, wie sie ihm helfen möchten, sein Leid tragen.

Pehter Rino hatte Jäger-Gesinde nie erreicht, sondern sein Zehrgeld im Kruge verausgabt, und da Behrtul fort war, kehrte er noch in halber Trunkenheit nach Hause zurück. —

Seit dem Tage, daß Straigan-Wirth sich beim Holzfällen das Bein gebrochen hatte, war nun ein Jahr vergangen. Jetzt war Alles wieder so wie vor dem Unglücksfalle. Das Leben war zurück in's alte Geleise gekommen, äußerlich Nichts verändert, außer dem Einen, daß auf dem Kirchhofe ein neues schwarzes Kreuz stand, das bisher dort nicht gestanden hatte. Doch wer will den inneren Wechsel an dem äußeren messen?

Für Behrtul war dies eine Jahr das gewesen, was dem Fahrzeug auf hoher See der erste Sturm, und gleich den Segeln und Masten waren ihm alle Hoffnungen geraubt.

Die Jugend hat das schöne Vorrecht, an die Ewigkeit des Schmerzes zu glauben. Wenn er drunten auf dem Felde

ackerte, schaute er die Höhe empor und sah das Kreuz, das sich gegen den blauen Himmel hob und ihm Beides wies, den stillen Ort, da er sein Lieb zu Grabe getragen, und die lichte Ferne oben, die nun ihre Heimath war.

Er hat noch ein langes Leben vor sich, in Arbeit und Kraft, das eigentliche Mannesleben, ihn rüstig hinaustragend über den ersten Schmerz seiner Jugend, der oft nur gegeben ist, um die Vermessenheit des Eigenwillens zu brechen und um darzuthun, daß es höhere und heiligere Gesetze über uns giebt als die Leidenschaften und Wünsche unseres Herzens.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.